Deutſche Hand- & Haus-Bibliothek

Iwan Gontſcharow

Eine alltägliche Geſchichte.

Collection Spemann

P. o. rel. 3065 d
Gontscharow

us-
Aus der Bibliothek von
Collection Spemann.

Inhalt der bereits erſchienenen Bände.

I. Deutſche Litteratur.

51 **Amyntor, Gerhard v.,** Drei Küſſe.
Unter dieſem pikanten Titel vereint der durch ſeine originelle Schreibweiſe und den tiefen ſittl. Gehalt ſeiner Schriften ſich auszeichnende Autor drei nach Inhalt u. Form feſſelnde Erzählungen.

21 **Anzengruber, L.,** Feldrain u Waldweg.
Eine Reihe künſtleriſch in ſich abgerundeter Erzählungen ſind in dieſ. Bande vereinigt u. geben ein anſchauliches Bild v. d. Können des Autors.

9 **Arnim, L. Achim v.,** Die Kronenwächter.
Der dichteriſche Zauber, welchen dieſe Blüte der Romantik auf den Leſer ausübt, entſpringt der glücklichen Vereinigung einer objektiven Darſtellung mit ausgeprägter Subjektivität.

5 **Becker, Auguſt,** Auf Waldwegen.
Dieſe von kräftigem Tannenduft der Thüringer Berge durchzogene Novelle feſſelt beſond. durch d. prächtige Schilderung der landſchaftl. Szenerie.

4 **Biernatzki, J. C.,** Die Hallig od. die Schiffbrüchig. a. dem Eiland i. d. Nordſee.
Eine ernſte, von religiöſem Geiſte getragene Schilderung des Lebens und Treibens auf der Hallig. Klaſſiſch ſind die eingeflocht. Naturbilder.

54 **Briefe d. Eliſab. Charlotte von Orleans 1673—1715.** Ausg v. L. Geiger.
Eine der treffendſten Schilderungen von den Verhältniſſ. u. Perſon. am Hofe Ludwigs XIV., aus d. Feder ein. d. geiſtreichſt. Frauen ihrer Zeit.

20. 26 **Briefwechſel zwiſchen Schiller u. Goethe.** 2 Bde. Hrsg. v. R. Boxberger.
Eines der ſchönſten Vermächtniſſe des unvergängl. Dichterpaares, die lauterſten Offenbarungen über die Beziehungen der großen Geiſter zu einander und zu ihrer Zeit, das unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

45 **Byr, Robert,** Der heimliche Gaſt.
Dieſe Erzählung des „öſterreich. Spielhagen" gehört zu den originellſten Arbeiten des gefeierten Romanſchriftſtellers, der hier in engem Rahmen all ſeine Vorzüge zeigt.

39 **Elbe, A. v. d.,** Lüneburger Geſchichten,
In nuce zeigt ſich in dieſen kleinen Kabinettsſtückchen echter Erzählungskunſt das reiche Talent der gemütstiefen Verfaſſerin.

25 **Engel, J. J.,** Herr Lorenz Stark.
„Ein Charaktergemälde" nennt der Verf. ſein Werk, u. mit Recht: der Held iſt ein Charakter, das Urbild eines echten deutſchen Bürgers!

1 **François, Luiſe v.,** Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen

49 — — Judith, die Kluswirtin.
Der 1. Band, v. J. Kürſchner eingeleitet, umfaßt zwei durch liebenswürd. Humor wie treffliche Landſchaftsſchilderungen gleich ausgezeichnete Erzählungen, welche die Judith an Plaſtik und Charakteriſierung noch zu übertreffen ſucht.

47 **Galen, Ph.,** Der Pechvogel u. a. Erzähl.
Der berühmte Romancier gibt in dieſen Erzähl. drei m. viel Laune geſchrieb. amüſante Humoresken, die eine genußreiche Unterhaltung verbürgen.

22 **Hauff, Wilh.,** Lichtenſtein.
Von dem beſten deutſchen Erzähler im erſten Viertel dieſes Jahrh. die mit Recht beliebteſte Erzählung, welche auf hiſtor. Hintergrunde eine anmutende Herzensgeſchichte ſich abſpielen läßt.

60 **Humboldts** Briefe a. e. Freundin Bd I.
Briefe voll tiefer, ernſter Gedanken, losgelöſt von allem Privaten und Stofflichen, einzig zu dem Zwecke geſchrieben, eine unglückl. Frau über die Miſere des Lebens zu erheben und in das Reich der Ideale, des unvergänglichen inneren Glückes einzuführen.

2 **Immermann, Karl,** Der Oberhof.
Ein Werk wie „der Oberhof", das geſündeſte und deutſcheſte Idyll echten Volkslebens, bedarf keiner weiteren Empfehlung.

7 **Junghans, S.,** Die Erbin wider Willen.
Die Verf. des „Haus Eckberg" iſt ein Liebling der beſſeren Leſewelt, welche auch mit Freuden dieſen Band begrüßt hat; die Redaktion ließ bereits einen zweiten Band:

53 — — Hella Jasmund u. andre Erzähl.
folgen, d. ſtofflich u. formell jenem gleichwertig iſt.

58 **Ludwig, J.,** Mein Großoheim u. A.
Einfachheit in der Darſtellung, wie zarte Charakterzeichng. werden der Verf. viele Freunde beſond. unter dem ſchönen Geſchlechte erwerben.

35 **Möllhauſen, Balduin,** D. Leuchtturm am Michigan und a. Erzählungen.
Das Wort Platens: „Handlung iſt der Welt allmächtiger Puls" könnte das Motto der Möllhauſenſchen Erzählgn. ſein. Ueberall Leben und Handlung, friſche und farbenſatte Schilderung.

18 **Platters, Th.,** Leben. Hrsg v. H. Düntzer.
Hochintereſſantes u. kulturhiſtoriſch wichtiges Memoirenwerk eines durch Nacht zum Licht gelangten Mannes, der es vom Ziegenhirten bis zum Rektor der latein. Schule in Baſel brachte.

37 **Ring, Max,** Frauenherzen.
Zwei tief empfundene kleine Novellen, aus dem Herzensleben der Frau, ihrem Irren und Erkennen, Leiden und Siegen, auf dem Hintergrunde gut getroffener geſellſchaftlicher Zuſtände.

27 **Schmidt, Max,** Die Mieſenbacher.

57 — — Glasmacherleut'.
Dieſe packenden Erzählungen aus dem bayer. Dorfleben zeichnen ſich durch ergreifende Handlung, urwüchſige Kraft u. treue Wiedergabe wirkl. Verhältniſſe v. a. Dorfgeſchichten vorteilhaft aus.

13 **Schücking, L.,** Etwas auf d. Gewiſſen.
Einfachheit u. Maßhalten, Naturwahrh. u. ſittl. Ernſt ſind die hauptſächlichſt. Vorzüge der Werke Schückings, des weſtfäl. „Walter Scotts".

41 **Schultes, C.,** Maigela
Eine ergreifende Herzensgeſchichte auf dem Hintergrunde der vorzüglichen Schilderung eines verderbten kleinſtaatlichen Hofes des vor. Jahrhunderts. Guſt. Freytag hat dieſelbe ein „Gewitter in Worten" genannt.

15 **Silberſtein, Aug.,** Hochlandsgeſchichten.
Erfriſchende u. herzſtärkende Bilder aus d. Naturleben der Hochlandsbewohner bietet hier der Verf. d. „Dorfſchwalben". Gleich M. Schmidt ein Meiſter in der Darſtellung ländl. Verhältniſſe.

52 **Stillings, Heinrich,** Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft.
Der Verfaſſer dieſer Autobiographie genoß, wie bekannt, Goethes beſondere Gunſt, der auch die als echtes Volksbuch wirkende erſte Abteilung in Druck gab.

44 **Trencks, Fr. v. d.,** Merkw. Lebensgeſch.
Selten haben die Schickſale eines Menſchen ſo lebhaftes und allgem. Intereſſe erregt, wie die Trencks, deſſen Lebensbeſchreibung eine Fülle intereſſanter Momente darbietet.

48 **Voß, Richard,** San Sebaſtian.
Ein neuer Roman von dem mehrfach preisgekrönten Verf. gehört zu den Bücherſeltenheiten. Das Werk iſt eine Muſterleiſtung landſchaftlicher und feinſter pſychologiſcher Schilderung.

31 **Wächter, O.,** Vehmgerichte u. Hexenproc.
Verf. hat es verſtanden, ein lebensgetreues Bild

Jeder Band iſt einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Poſt 1 M. 25.

v. jenen traurig. Zeiten zu entwerfen. Sein Beſtreben war, das Wahre v. d. Falſchen zu trennen.

43 **Wächter, Oskar,** Altes Gold in deutſchen Sprüchwörtern.

Neben dem berühmt. Werke v. Wander wird dieſe Sammlung von Sprüchwörtern dem oft ausgeſprochenen Wunſch nach einer derartig. Arbeit in engeren Grenzen vollſtändig entſprechen.

36 **Weber, Karl Julius,** Demokritos Ausgew. von P. Moritz.

Höchſt unterhaltendes Buch mit einer unerſchöpflichen Fülle von Witz, Humor, Ironie, guten Einfällen und köſtlichen Anekdoten.

40 **Weſſely, J. E.,** Deutſchlands Lehrjahre. 1. Bd.: Familienleben. Buntes aus der Außenwelt.

Zur Empfehlung dieſes auf gründlichen kulturhiſtor. Studien baſierenden Werkes genügt die Inhaltsangabe: Minne, Brautſtand u. Hochzeit. Aus alt. Burgen. Das Heim d. Bürgers. Aus Bauernhütten. D. Tafelfreud. Deutſch. Straßenleben. Bäder u. Badeorte. Feſtbeluſtigungen u. Schauſpiele. D. Narrenweſen. Aus d. Roſenhag.

46 — — Deutſchlands Lehrjahre. 2. Bd.:

Weltl. Berufsarten: Des Handwerks goldener Boden. D. Handel. Rechtszuſtände u. Gerichtsverfahren. Die geh. Künſte u. Wiſſenſch. Aerztl. Praxis. D. edle Waidwerk. V. Altar u. aus der Kloſterzelle. Univerſitäten und Studenten. Aus Künſtlerwerkſtätten. Zur letzten Ruheſtätte.

56 **Wohlgefülltes Schatzkäſtlein deutſchen Scherzes und Humors.**

Reichhaltigſte Sammlung alles Deſſen, was an Scherz und Humor vereinzelt vorkommt, als Unterhaltung und Kürzung müßiger Stunden, wie als Beitrag zur Erkenntnis deutſchen Gemütes und Verſtandes wertvoll.

55 **Wolzogen, C. v.,** Agnes von Lilien.

Dieſer vortreffliche Roman der Schwägerin Schillers, der höchſt anſprechende Schilderungen des deutſchen Familienlebens enthält, wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen ſelbſt von den beiden Schlegels für ein Werk Goethes gehalten.

24 **Wurm, W.,** Das Waſſer.

In populär-wiſſenſch. Weiſe belegt aus langjähr. Praxis der ärztl. Dirigent v. Bad Teinach Pindars Wort: „Das Beſte iſt das Waſſer.“ Das Buch gehört in jede Hausbibliothek.

38 **Ziemſſen, Ludw.,** Umwege zum Glück.

Sinnige anmutige Erzählung des beliebten Schriftſtellers, der darin in anſprechendſter Weiſe ein Vorkommnis modernen Lebens mit lebensfriſchen Farben ausführt.

10. 11 **Zolling, Th.,** Reiſe um d. Pariſ. Welt.

Dieſe friſchen, durchweg auf eigner Anſchauung beruhenden Schilderungen geben ein getreues Bild des geiſtigen wie geſellſchaftlichen Pariſer Lebens unter der dritten Republik.

II. Griechiſche Litteratur.

109. 110 **Aeſchylos,** I. Agamemnon. D. Choephoren. D. Eumeniden. II. D. Sieben vor Theben. Die Perſer. Die ſchutzſuchenden Mädchen. Prometheus. Ueberſetzt, mit Einl. u. Anmerk. v. Prof. Jak. Mähly.

D. hervorragendſten Werke d. großen Schöpfers der attiſchen Bühne gehören der Weltlitteratur an, deren Kenntnis bei jed. Gebildeten vorausgeſetzt werden muß.

12. 104 **Homer.** I. Odyſſee, II. Ilias, überſ. v. J. H. Voß, m. Einl. v. Prof. J. Mähly.

Daß dieſe beiden unſterblichen Heldengeſänge, welche in idealem Sinne längſt ein Gemeingut des deutſchen Volkes ſind, auch thatſächlich ein Eigentum Aller werden, dazu ſoll dieſe wohlfeile Ausgabe hauptſächlich beitragen.

118 **Longos.** I. Daphnis u. Chloe. Ueberſ. u mit Einl. von Franz Paſſow.

Der reizende Hirtenroman, welcher nach einer vortreffl. älteren Ueberſetzung hier von neuem erſcheint, iſt nach einem Ausſpruche Goethes „ein Meiſterſtück, worin Verſtand, Kunſt und Geſchmack auf ihrem höchſten Gipfel erſcheinen“.

103 **Plato.** I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo. Ueberſ. u. eingel. von Direkt. G. Heß.

Platos Philoſophie ſpielt im modern. Geiſtesleben eine ſo hervorragende Rolle, daß es auch für den gebildeten Laien wünſchenswert iſt, den großen griechiſchen Denker kennen zu lernen.

113. 116 **Sophokles.** I. König Oedipus, Oedipus in Kolonos. II. Antigone, Aias, Elektra. Ueberſ. mit Einl. und Komm. von Dr. V. Pfannſchmidt.

Dieſe Uebertragung will dazu beitragen, das Verſtändnis u. die Verehrung d. ſophokl. Meiſterwerke, der Vorbilder der deutſch. tragiſch. Dichtungen, in den weiteſten Kreiſen zu verbreiten.

III. Römiſche Litteratur.

107. 108 **Cäſar.** I. Denkwürdigkeiten über d. Bürgerkrieg. Ueberſ. mit Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann. II. Denkwürdigkeiten über den gall. Krieg. Ueberſ. u. mit Einl. u. Komm. von Dr. Th. Gelbe.

Dieſe beiden Kardinalſchriften Cäſars, welche bekanntlich die grundlegende Lektüre auf unſren Gymnaſien bilden, erſcheinen hier in einer originellen und ſorgfältig komment. Ueberſetzung.

115. 117. 119 **Cicero.** Ueberſ. mit Einl. u. Komm. v. Dr. P. Hellwig. I. 1. Rede geg. Verres. 1. u. 2. Catil. Rede. Für Cälius. Für Milo. II. 4. u. 5. Rede geg. Verres. 3. u. 4. Catil. Rede. III. Ueb. d. höchſte Gut.

Zweck dieſer neuen Uebertragung iſt es, in feinſter Auswahl das Beſte und allgemein Verſtändliche der Schriften Ciceros einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

112 **Nepos.** Lebensbeſchreibungen. Ueberſ. m. Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann.

Dieſe Biographieen berühmt. Männer ſind für d. Geſchichtskunde d. Altertums höchſt wertvoll u. zeichn. ſich durch ſittl. Ernſt u. Unparteilichkeit aus.

111. 114 **Ovid.** „Die Verwandlungen.“ I. u. II. Bd. In Auswahl überſ. v. J. H. Voß. Neubearb. u. eingel. von F. Leo.

Eminente Erzählungskunſt u. formelle Grazie ſichern dieſ. Lieblingsſchriftſteller der alten Welt auch in unſrer modern. Zeit eine ewige Jugend.

105. 106 **Sueton.** Cäſarenbilder. I. Cäſar. Auguſtus. Tiberius. II. Cajus Caligula. Claudius. Nero. Galba. Otho. Vitellius. Veſpaſian. Titus. Domitian. Ueberſ. u. eingel. von Dr. Joſ. Sarrazin.

Sine ira et studio entrollt der Verf. in ſeinen Cäſarenbildern die Charaktergemälde der röm. Weltbeherrſcher, das Edelſte wie d. Schrecklichſte mit gleich objektiver Wahrheit darſtellend.

101. 102. 120 **Tacitus.** I. Bd. Germania Agricola. Die Redner. II. Bd. Hiſtorien. III. Bd Annalen. I. mit einer Einl.

Es wird d. deutſch. Volke Gelegenheit geboten, jenen großen röm. Hiſtoriker, der unſren Stamm gewiſſermaßen in d. große Weltgeſchichte litterar. einführte, in trefflicher Ueberſ. kennen zu lernen.

Jeder Band iſt einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Poſt 1 M. 25.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Eine alltägliche Geſchichte

Roman

von

Iwan Gontſcharow

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt

von

Helene von Exe

Mit einer Einleitung von Wilhelm Henckel

1873
NON VITAM
SED MORTEM

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

[1885]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar
17. 2. 88

Druck der C. Hoffmann'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Die ruſſiſche Litteratur iſt außerhalb Rußlands noch viel zu wenig bekannt; wenn ſie daher durch Ueberſetzung hervorragender Werke uns näher gerückt wird, ſo müſſen wir das um ſo mehr anerkennen, weil uns dadurch, abgeſehen von dem Genuß, den ein jedes künſtleriſche Produkt hervorruft, in der Regel auch ein Stück vom Geiſtesleben eines fremden, verhältnismäßig noch wenig bekannten Volkes und Landes offenbart wird.

Selbſt die hervorragendſten Namen der neueren Zeit: Puſchkin, Gogol, Turgenjew, Doſtojewskij, haben außerhalb ihres Vaterlandes einen viel kleineren Kreis von Leſern gefunden, als eine Menge von Schriftſtellern andrer Nationen, deren Bedeutung nicht im entfernteſten diejenige der obengenannten erreicht. Turgenjew iſt eigentlich der einzige, der ſich, in Bezug auf Popularität in Deutſchland, annähernd mit Viktor Hugo, Dickens, Bulwer, G. Sand, W. Scott, Thackeray, Daudet und Zola meſſen kann. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier den Urſachen nachgehen, welche ſchuld ſind, daß die ruſſiſche Litteratur bei uns ſowohl, wie auch bei den Franzoſen und Engländern, ſo ſehr vernachläſſigt wurde. Vergleichen wir die obengenannten ruſſiſchen Schriftſteller z. B. mit Friedrike Bremer, Alex. Dumas, Flygare Carlen, Eugen Sue u. a., deren Werke in Deutſchland eine ſo enorme Verbreitung gefunden haben, ſo müſſen wir unwillkürlich zu dem Schluſſe kommen, daß es keineswegs immer das Beſte und Gediegenſte iſt, was allgemeine Anerkennung und Verbreitung findet, ſondern ſehr häufig auch dasjenige, was einem ziemlich beſcheidenen Niveau durchſchnittlicher Bildung entſpricht.

Nun iſt es allerdings richtig, daß dasjenige Publikum, für welches der ruſſiſche Schriftſteller zu ſchreiben gezwungen iſt, wenn er im eignen Lande Anerkennung und Erfolg finden will, viel höhere Anſprüche macht, als derjenige Teil des deutſchen Publikums, auf welchen die große belletriſtiſche Produktion in Deutſchland vorzugsweiſe berechnet iſt. Unſre ſogenannte Familienlektüre, welche auf Alter, Geſchlecht und Bildungsgrad des Leſers und namentlich der Leſerin

Rückſicht zu nehmen hat, findet in Rußland nur ſehr wenig Anklang; man beachtet ſie wohl bei dem Schriftſteller des Auslandes, deſſen Produkte für diejenigen, welche die fremde Sprache nicht kennen, überſetzt werden, aber der höher gebildete Ruſſe, welcher die ausländiſche Litteratur in den Originalſprachen zu verfolgen im ſtande iſt, verlangt von den eignen Schriftſtellern etwas ganz andres; nämlich vaterländiſche Stoffe und tiefes Eindringen in die Schattenſeiten des eignen Volkslebens und der geſellſchaftlichen Zuſtände. Sogar unter den ruſſiſchen Mädchen und Frauen — von den Männern gar nicht zu reden — zucken die gebildeteren geringſchätzig die Achſel, wenn man ihnen zumutet, unſre Familienblätter zu leſen. Es fehlt zwar auch in Rußland nicht an einer großen Schicht von Leſern, welche bei der Auswahl ihrer Lektüre ſich lediglich von dem Bedürfnis nach bloßer Unterhaltung leiten läßt; dieſe Schicht iſt aber nicht maßgebend und ſelbſt ſie legt an die Produkte der eignen Schriftſteller einen ganz andern Maßſtab, als an die Werke des Auslandes.

Der tonangebende ruſſiſche Leſer verlangt unbedingt, daß die Lektüre, welche ihm ſein eigner Schriftſteller bietet, eine ausgeſprochene Tendenz habe. Das reine Kunſtwerk, welches die Kunſt um ihrer ſelbſt willen pflegt, iſt ihm ein Luxus, den er nicht nur nicht ſchätzt, ſondern den er häufig ſogar verachtet und deſſen Exiſtenzberechtigung er leugnet. Wenn daher ein Gedicht, ein Roman, eine Novelle nicht ein Thema berührt, das ein zeitgenöſſiſches Intereſſe hat, oder welches ihn über naheliegende, vorzugsweiſe vaterländiſche, ſoziale Fragen nachzudenken veranlaßt, ſo findet ein ſolches dichteriſches Erzeugnis nur geringe Beachtung, auch wenn der reine Kunſtwert desſelben ein hoher iſt.

Dieſe Richtung in der ruſſiſchen Litteratur iſt ſeit Gogol die unbedingt vorherrſchende und tonangebende. Maßgebende Kritiker, wie Bjelinsky, Dobroljubow u. a. haben ihre ganze Thätigkeit darauf verwandt, den Grundſatz zur Geltung zu bringen, daß die Litteratur nicht um ihrer ſelbſt willen da ſei, ſondern daß ſie die Pflicht habe, fortſchrittlich erziehend und propagandierend zu wirken.

Wir finden daher, daß keine einzige Nation es in der Selbſtbeſpiegelung, in der leidenſchaftlichſten Selbſtzergliederung ſoweit gebracht hat, wie die ruſſiſche ſeit Gogol. So hat z. B. die Periode nach den Reformen der ſechziger Jahre eine förmliche Anklagelitteratur — mit Schtſchedrins „Skizzen aus der Provinz“ an der Spitze — zu Tage gefördert, und wir können die Neigung, Typen aus dem Geſellſchaftsleben zu zeichnen, durch welche gewiſſe allgemein verbreitete Fehler und Laſter gebrandmarkt oder lächerlich gemacht werden, ſogar bereits vor der Gogolſchen Periode verfolgen. Schon Vonwiſin im „Nedoroßl“, Gribojedows „Tſchatzkij“, Puſchkins „Onjägin“, Lermantows „Held unſrer Tage“ ſind prachtvolle, lebenswahre Typen, Vorläufer von Gogols „Reviſor“ und „Tote Seelen“.

Gontſcharow, der gleichzeitig mit Turgenjew die litterariſche Laufbahn betrat, hat zwar nicht die gleichen, glänzenden Erfolge und den europäiſchen Ruf errungen, wie dieſer, muß aber dennoch zu den hervorragendſten und geachtetſten ruſſiſchen Schriftſtellern der Gegenwart gezählt werden. Sein Hauptwerk, der Roman „Oblomow“ war ein litterariſches Ereignis; er ſchuf in ihm einen Typus aus der ruſſiſchen Geſellſchaft, deſſen Name ſofort ein Gattungsname für eine in Rußland leider ſehr verbreitete Klaſſe von Menſchen wurde, die, trotz guter Bildung und Anlagen, trotz vortrefflicher Vorſätze und redlichen Willens, durch Trägheit, Mangel an Energie, Ohnmacht gegenüber den alltäglichen Hinderniſſen des Lebens, ſchließlich zu den nutzloſeſten Geſchöpfen herabſinken, welche eine ausſchließlich materielle Exiſtenz führen und ihr Leben im Schlafrock auf dem Sofa liegend verbringen. Oblomow und Oblomowſchtſchina — letzteres iſt die Bezeichnung des Zuſtandes der Trägheit, Gleichgültigkeit, Teilnahmloſigkeit, Stumpfheit und Apathie — ſind Ausdrücke, die in Rußland jeder halbwegs gebildete Menſch kennt und die ſeit 1859, als Gontſcharows Roman erſchien, Bürgerrecht in der ruſſiſchen Sprache erlangt haben. Der bekannte Kritiker Dobroljubow hat ſogar eine Abhandlung unter dem Titel: „Was iſt Oblomowſchtſchina?“ geſchrieben.

Gontſcharow iſt der einzige Ueberlebende von den Schriftſtellern der vierziger Jahre, welche zuerſt den Kampf gegen Beamtenwillkür und Korruption aufnahmen. Alle andern ſind bereits ins Grab geſunken — das Leben des ruſſiſchen Schriftſtellers iſt ja im Durchſchnitt nur ein ſehr kurzes — nur Gontſcharow, der letzte der alten Garde, lebt noch. Vergleichen wir ihn mit ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern, ſo finden wir, daß er ſich ſtets von jenem Extrem fern zu halten wußte, welches, wie z. B. bei Gogols „Reviſor“ und „Tote Seelen“, die Linie überſchreitet, welche zur Satire und manchmal ſogar zur Karikatur führt. Bei Gontſcharow tritt die Abſicht, die Tendenz, weniger ſtark hervor als bei den andern, namentlich bei der jüngeren Generation, und in dieſer Beziehung ſteht er Turgenjew näher als ſeine übrigen Zeitgenoſſen: Piſſemskij, Doſtojewskij, Nekraſſow; — von Tſchernyſchewskij, Schtſchedrin, Reſchetnikow und andern Apoſteln der Negation ganz abgeſehen. Auch mit Graf Leo Tolſtoj hat Gontſcharow etwas Verwandtes, obſchon der letztere ſich vielleicht noch mehr von der Abſicht, Photographien nach der Natur zu zeichnen, frei hält.

Mit der „Alltäglichen Geſchichte“ trat Gontſcharow 1847 zuerſt in die vordere Reihe der ruſſiſchen Schriftſteller. Der Held dieſer Geſchichte, obſchon mit vieler Liebe und Treue gezeichnet, fand noch keine ſo große Popularität, wie ſpäter Oblomow, wenn auch zwiſchen beiden eine gewiſſe Familienähnlichkeit nicht zu verkennen iſt. Adujews Entwickelungsgang iſt freilich ein andrer als der Oblomows, beide aber ſind echte, richtige Ruſſen, Typen ihres Landes und ihrer Zeit.

Alle jene hervorragenden Typen, welche die neuere ruſſiſche Litteratur hervorbrachte, haben übrigens eine gewiſſe Familienähnlichkeit; Herzen drückt das bei Gelegenheit der Beſprechung von Puſchkins „Onjägin“ mit folgenden Worten aus:

„Der Typus war gefunden; und ſeither hat jeder Roman, jedes Poem ſeinen Onjägin, d. h. einen Mann, der zum Nichtsthun verdammt iſt, einen unnützen Menſchen ohne Ziel und Zweck, der ſeiner Familie ſowohl, wie auch ſeinem Lande fremd, nichts Böſes will, aber unfähig iſt, etwas Gutes zu thun, ſchließlich alſo in Unthätigkeit verharrt, nachdem er alles verſucht hat — mit Ausnahme zweier Dinge: Er ſtellt ſich nie auf die Seite der Regierung und nie auf die Seite des Volkes. Die Onjägins waren ſo richtig national, daß man ſie in allen Romanen, in allen Richtungen, welche nur einigermaßen von Bedeutung waren, wiederfindet; nicht etwa, weil man ſie kopierte, ſondern weil man ſie fortwährend um ſich und in ſich erkannte.“

Außer den beiden bereits genannten Romanen Gontſcharows erſchien 1858 ſeine Reiſe um die Welt auf der Fregatte „Pallas“. Dieſes Werk wird hauptſächlich von Künſtlern und Kunſtfreunden hochgeſchätzt; ſie behaupten, es ſei dies lange Zeit die einzige lesbare Reiſebeſchreibung geweſen, welche die ruſſiſche Litteratur aufzuweiſen hatte. Gontſcharows letzter im Jahre 1870 erſchienener Roman „Obryw“ (Der Einſturz) hat gleichfalls, beſonders in den Einzelheiten, großen Beifall gefunden, erreichte aber nicht die Bedeutung des Oblomow. Außerdem erſchienen noch „Vier Skizzen“ (1881), welche aber ziemlich unbemerkt geblieben ſind.

Auf dieſe wenigen Werke beſchränkt ſich die ganze litterariſche Thätigkeit Gontſcharows, der am 6.(18.) Juni 1813 in Sſimbirsk geboren, in Moskau ſtudierte und in verſchiedenen Regierungsbehörden hervorragende Stellungen bekleidete, bis er 1873 ſeinen Abſchied nahm.

Wilhelm Henckel.

Erſter Teil.

Erſtes Kapitel.

An einem Sommertage war auf dem Gute Gratſchi, welches der nicht reichen Gutsbeſitzerin Anna Paulowna Adujew gehörte, das ganze Haus, von der Herrin angefangen und bis zu dem Kettenhunde Barboß, mit Tagesanbruch erwacht. Nur der einzige Sohn von Anna Paulowna ſchlief den Heldenſchlaf eines zwanzigjährigen Jünglings. Im Hauſe liefen alle geſchäftig hin und her. Die Leute gingen auf den Fußſpitzen und flüſterten leiſe, um den jungen Herrn nicht aufzuwecken. Sobald jemand anſtieß oder laut zu ſprechen anfing, erſchien gleich Anna Paulowna wie eine gereizte Löwin und beſtrafte den Unvorſichtigen mit einem ſtrengen Verweis, einem beleidigenden Beinamen oder auch zuweilen mit einem Stoße, je nachdem ihr Zorn und ihre Kräfte ausreichten.

Uebrigens war ſie eine gute Herrin und ſah einem oft durch die Finger; doch wenn man es wagte, während Saſchenkas Schlaf zu lärmen, ihm etwas nicht nach dem Sinn zu machen, oder nicht gleich ſeinen Wunſch zu erfüllen, keine Schonung!

In der Küche wünſchte ſich jeder noch eine dritte Hand zu Hilfe, als ob man für zehn Menſchen zu kochen hätte, und doch beſtand die ganze herrſchaftliche Familie nur aus Anna Paulowna und Alexander Fedorowitſch. In der Scheune wurde der Reiſewagen geputzt und geſchmiert. Alles war beſchäftigt und arbeitete im Schweiße ſeines Angeſichts. Barboß allein that nichts, doch auch er nahm in ſeiner Weiſe an der allgemeinen Geſchäftigkeit teil. Er hatte ſich von dem Hundehäuschen auf die ganze Länge der Kette entfernt, um dem Ort der Thätigkeit näher zu ſein, und wenn ein Diener oder der Kutſcher an ihm vorübergingen oder auch eine Magd vorbeihuſchte, wedelte er mit dem Schwanze und beroch ſorgfältig den Vorübergehenden, während ſeine Augen zu fragen ſchienen: wird man mir denn nicht endlich ſagen, was dieſes Getümmel bei uns heute zu bedeuten hat? Dieſes Getümmel hatte zu bedeuten, daß Anna Paulowna heute ihren Sohn nach Petersburg in den Dienſt entließ, oder wie ſie ſagte, Menſchen zu ſehen und auch ſich ſelbſt zu zeigen. Ein ſchrecklicher Tag für ſie! Deshalb iſt ſie ſo traurig und verſtimmt.

In ihrer Geſchäftigkeit geſchieht es oft, daß ſie den Mund öffnet, um einen Befehl zu erteilen, und plötzlich auf halbem Wort ſtehen bleibt; die Stimme verſagt ihr, ſie wendet ſich ab und wiſcht, wenn es ihr die Zeit erlaubt, eine Thräne ab, oder läßt ſie in den Tſchemodan fallen, in welchen ſie ſelbſt Saſchenkas Wäſche einpackt. Ihr Herz iſt ſchon lange von Thränen erfüllt; ein Thränenſtrom ſchnürt ihr die Kehle zuſammen, drückt die Bruſt und könnte jeden Augenblick ausbrechen. Es ſchien aber, als wollte ſie ihre Thränen zur Abſchiedsſtunde aufbewahren; nur ſelten ließ ſie einen Tropfen fallen.

Nicht ſie allein beweinte die Trennung; ſehr betrübt war auch der Kammerdiener von Saſchenka, Ewſey. Er begleitete ſeinen Herrn nach Petersburg. Wie ſollte er nicht trauern! Er verließ ja den wärmſten Winkel im Hauſe, hinter der Ofenbank, im Zimmer von Agrafena, welche der erſte Miniſter in der Wirtſchaft von Anna Paulowna, und was noch wichtiger für Ewſey, ihre erſte Haushälterin war.

Hinter der Ofenbank war nur ſoviel Platz, daß man zwei Stühle und einen Tiſch hinſtellen konnte, auf dem Thee, Kaffee und Imbiß zubereitet wurden. Ewſey hatte ſich den Platz hinter dem Ofen, ſowie auch denjenigen im Herzen Agrafenas geſichert. Auf dem andern Stuhle präſidierte ſie ſelbſt.

Im Hauſe war die Geſchichte von Agrafena und Ewſey ſchon alt geworden. Wie es immer in der Welt geht, wurde anfangs viel darüber geredet, man verleumdete ſie beide und — ſo endet alles gewöhnlich — ſchwieg zuletzt. Sogar die Herrin hatte ſich gewöhnt, ſie immer zuſammen zu ſehen, und ſo verlebten ſie zehn glückliche Jahre. Gibt es viele, die in dem Reſultat ihrer Lebensjahre zehn glückliche aufzuzählen haben! — beneidenswertes Schickſal!

Dafür erſchien jetzt auch der Augenblick der Einbuße! Lebe wohl, warmer Winkel, lebe wohl Agrafena Iwanowna, lebt wohl Kartenpartien, Kaffee, Branntwein, Likör — allem ein Lebewohl!

Ewſey ſaß ſchweigend da und ſeufzte. Verdrießlich lief Agrafena in Wirtſchaftsangelegenheiten hin und her. Der Kummer drückte ſich bei ihr in ſeiner Weiſe aus.

An dieſem Tage hatte ſie ärgerlich den Thee eingeſchenkt und ſtatt, wie gewöhnlich, die erſte Taſſe mit ſtarkem Thee der gnädigen Frau zu reichen, ihn ausgegoſſen: — „niemand ſollte ihn haben“ — und ertrug tapfer den Verweis.

Gut, daß die gnädige Frau keine Zeit hatte, an Thee zu denken, ſonſt wäre es ihr übel ergangen! Ihr Kaffee hatte zuviel gekocht, der Schmant war angebrannt, die Taſſen fielen ihr aus den Händen. Das Theebrett ſtellte ſie klirrend auf den Tiſch und ſchlug mit den Schrankenthüren. Doch weinte ſie nicht, ſie ärgerte ſich nur über alles und über alle. Das war übrigens der Hauptzug in ihrem Charakter. Es gibt ſolche Menſchen! Sie war nie zufrieden; alles war ihr nicht nach dem Sinn, ſie ſchalt und klagte beſtändig.

Doch in dieſem für ſie ſo verhängnisvollen Augenblicke zeigte ſich ihr Charakter in ſeinem ganzen Pathos. Am meiſten ſchien ſie ſich über Ewſey zu ärgern.

„Agrafena Iwanowna!“ fing er klagend und zärtlich an, was ſeiner langen, ſtämmigen Geſtalt nicht ganz angemeſſen ſchien.

„Nun was haſt du dich, du Maulaffe, hier breit gemacht?“ antwortete ſie, als ob er ſich zum erſtenmal da hingeſetzt hätte. „Weg da, ich muß mir ein Handtuch holen.“

„Ach, Agrafena Iwanowna!“ wiederholte er gedehnt, einen halben Ton tiefer, ſich vom Stuhl erhebend und ſich wieder gleich niederlaſſend, nachdem ſie das Handtuch genommen hatte.

„Nichts als jammern! Hat ſich mir dieſer Gelbſchnabel da aufgedrängt! O Gott! das iſt wohl meine Strafe! Man kann ihn ja gar nicht los werden!“

Klirrend ließ ſie den Löffel aus der Hand in die Spülkumme fallen.

„Agrafena!“ ertönte es plötzlich aus dem andern Zimmer; „du biſt von Sinnen, wie es ſcheint! weißt du denn nicht, daß Saſchenka ſchläft? Du prügelſt dich wohl noch zum Abſchied mit deinem Herzliebſten?“

„Dir zuliebe ſoll man ſich nicht rühren, ſitz' einer wie tot!“ ziſchte Agrafena wie eine Schlange, indem ſie mit beiden Händen die Taſſe abwiſchte, als wollte ſie dieſe in Stücke zerbrechen.

„Erfreuen Sie mich doch mit einem guten Wort,“ ſagte Ewſey, „das iſt ja der letzte Tag, Agrafena Iwanowna!“

„Gott ſei Dank! möge Euch der Teufel holen. Es wird geräumiger werden. Laß doch, man kann ja keinen Schritt machen, ſieh' mal, wie er ſeine Beine ausgeſtreckt hat.“

Er hatte verſucht, ihre Schulter zu berühren, und das bekam er zur Antwort! Er ſeufzte, doch rührte er ſich nicht von der Stelle; er hatte es ja auch gar nicht nötig: Agrafena wünſchte es ſelbſt nicht; das wußte Ewſey und ließ ſich nicht ſtören.

„Wer wird jetzt meinen Platz bekommen?“ ſagte er mit einem wiederholten Seufzer.

„Der Waldteufel!“ antwortete ſie kurz.

„Das gebe Gott! Nur nicht Proſchka! Und wer wird jetzt mit Ihnen Karten ſpielen?“

„Und wenn es auch Proſchka iſt — was wäre denn das für ein Unglück?“ bemerkte ſie boshaft.

Ewſey erhob ſich.

„Spielen Sie nicht mit Proſchka, behüte Gott, ſpielen Sie nicht!“ ſagte er unruhig, beinahe drohend.

„Und wer kann es mir verbieten? Du vielleicht mit deinem Fratzengeſicht?“

„Meine liebe Agrafena Iwanowna!“ flehte er und legte ſeinen Arm um ihre Taille; ſo würde ich geſagt haben, wenn ſich nur das geringſte Zeichen von einer Taille bei ihr ſehen ließe.

Sie erwiderte dieſe Umarmung, indem ſie ihm mit dem Ellbogen einen Stoß in die Bruſt verſetzte.

„Meine liebe Agrafena Iwanowna!“ wiederholte er: „wird Proſchka Sie denn ebenſo lieben, wie ich? Sehen Sie doch, was das für ein frecher Menſch iſt; kein einziges Frauenzimmer läßt er ruhig vorübergehen. Während ich! Ach, Sie ſind mir wie Pulver im Auge! Wenn nicht der herrſchaftliche Wille da wäre, ſo . . . ach!“ Er ächzte und machte ein Zeichen mit der Hand. Agrafena ertrug es nicht länger; auch bei ihr äußerte ſich jetzt der Kummer in gewöhnlicher Form in Thränen.

„Wirſt du mich nicht einmal in Ruhe laſſen, Verfluchter?“ ſprach ſie weinend, „was redeſt du da, Dummkopf, ich ſollte mich mit Proſchka einlaſſen; ſiehſt du denn nicht, daß man kein vernünftiges Wort aus ihm herausbringen kann? verſteht nur mit den Händen herumzufahren . . .“

„Iſt er auch gegen Sie zudringlich geweſen? Ach, du garſtiger Menſch! Und Sie haben mir es nicht geſagt! Ich hätte ihn . . .“

„Laß ihn nur verſuchen, er wird ſchon erfahren! Gibt es denn keine andern Weiber im Hofgeſinde außer mir? Mich mit Proſchka einlaſſen! Da haſt du 'was ausgedacht! Wo er nur kann, prügelt er ſich, oder ſchnappt einem unter den Händen etwas Herrſchaftliches weg — dann hat man das Nachſehen.“

„Agrafena Iwanowna, wenn ſolch ein Fall eintreten ſollte . . . der Böſe iſt ja ſtark . . . ſo geben Sie dem Griſchka dieſen Platz . . . im äußerſten Fall iſt er ja doch ein ſtiller, arbeitſamer Junge, kein Poſſenreißer!“

„Was haſt du dir ausgedacht?“ fiel Agrafena über ihn her, „was wirfſt du mich jedem an den Hals? bin ich irgend eine . . . mach', daß du wegkommſt! ihr ſeid alle eine Sippſchaft! ich ſoll mich jedem an den Hals hängen; das wäre die rechte! Mit dir nur, ſolch einem Waldteufel, habe ich mich eingelaſſen; der Böſe hat mich wohl meiner Sünden wegen verführt, aber ich bereue es . . . . und du denkſt dir ſo 'was aus!“

„Gott lohne Ihre Tugend! Ein Stein fällt mir vom Herzen!“ rief Ewſey.

„Du freuſt dich!“ ſchrie ſie wieder wie ein Raubtier, „haſt wohl Urſache dazu, freue dich nur!“

Ihre Lippen wurden vor Bosheit bleich.

Beide ſchwiegen.

„Agrafena Iwanowna!“ fing Ewſey nach einer Weile ſchüchtern an.

„Nun, was noch?“

„Ich hatte es ganz vergeſſen; vom Morgen an habe ich noch keinen Tropfen im Munde gehabt.“

„Das iſt deine einzige Beſchäftigung!“

„Aus Kummer, meine Liebe.“

Sie holte vom unterſten Regal des Schrankes, hinter dem Zuckerhut, ein Glas Branntwein und zwei große Brotſchnitte mit Schinken hervor. Alles das hatte ihre ſorgſame Hand ſchon lange für ihn vorbereitet. Sie reichte ſie ihm in einer Weiſe, wie es ſogar Hunde nicht bekommen. Ein Schnitt fiel auf den Fußboden.

„Da haſt du, möge es dir in der Kehle ſtecken bleiben! Oh, daß dich! . . . leiſer, ſchmatze nicht aufs ganze Haus.“

Sie wendete ſich von ihm ab, ſcheinbar mit einem Ausdrucke des Haſſes, während er langſam zu eſſen anfing und zu Agrafena hinüberſchielte, ſich mit einer Hand den Mund zudeckend.

Underdeſſen erſchien in der Pforte der Jamtſchick mit ſeinem Dreigeſpann. Am Halſe des Femerpferdes war ein Krummholz befeſtigt. Auf dem Rücken hing an der Polſter des Geſchirrs eine Glocke, die ihren Klöppel dumpf und gezwungen bewegte, wie ein gebundener und in die Wachtſtube geworfener Trunkenbold ſeine Zunge. Der Jamtſchick band die Pferde unter dem Schutzdache der Scheune an, nahm die Mütze ab, holte etwas, einem Taſchen- oder Handtuche ähnliches hervor und wiſchte ſich den Schweiß vom Geſicht. Anna Paulowna erblickte ihn aus dem Fenſter und erbleichte. Er kam nicht unerwartet, und doch knickten ihr die Kniee ein und die Arme ſanken herab.

Nachdem ſie ſich erholt hatte, rief ſie Agrafena.

„Geh' 'mal ganz leiſe auf den Fußſpitzen und ſieh' nach, ob Saſchenka noch ſchläft,“ ſagte ſie. „Mein Täubchen verſchläft ſogar heute, am letzten Tage; ich werde mich gar nicht an ihm ſatt ſehen können. Doch laß ſein, wo ſollſt du hin! Kletterſt am Ende noch wie eine Kuh hinein! Ich werde ſelbſt gehen.“

Und ſie ging.

„Sieh' 'mal einer, bin keine Kuh,“ brummte Agrafena, zu ſich zurückgekehrt. „Da hätte ſie eine Kuh gefunden! Ob ſie wohl viele ſolche Kühe hat?“

Anna Paulowna entgegen ſchritt Alexander Fedorowitſch ſelbſt, ein blondhaariger junger Mann, in der Blüte der Jahre, der Geſundheit und der Kräfte. Fröhlich begrüßte er die Mutter; doch der Anblick des Tſchemodans und der Bündel ſchien ihn plötzlich zu verwirren; ſchweigend näherte er ſich dem Fenſter und fing an mit dem Finger auf der Scheibe zu zeichnen. Doch einen Augenblick darauf ſprach er ſchon wieder mit der Mutter und blickte ſorglos, beinahe freudig auf die Vorbereitungen zur Reiſe.

„Mein Liebling, warum haſt du ſo lange geſchlafen?“ ſagte Anna Paulowna, „ſogar dein Geſichtchen iſt geſchwollen. Zeig 'mal her, ich reibe dir gleich Augen und Wangen mit Roſenwaſſer.“

„Nein, Mamachen, iſt nicht nötig.“

„Was willſt du zum Frühſtück haben, Thee zuerſt, oder Kaffee? Auch habe ich Fleiſch in ſaurem Schmant auf der Pfanne braten laſſen; was willſt du?“

„Einerlei, Mamachen.“

Er fing an zu frühſtücken und Anna Paulowna fuhr fort, die Wäſche einzupacken; doch ſie hielt bald inne und warf auf den Sohn einen wehmütigen Blick.

„Saſcha!“ ſagte ſie nach einer Weile.

„Was wünſchen Sie, Mamachen?“

Sie zögerte zu ſprechen, als ob ſie ſich fürchtete.

„Wohin reiſeſt du, mein Freund, und wozu?“ fragte ſie endlich leiſe.

„Wieſo wohin, Mamachen? nach Petersburg, um … um … um …“

„Höre 'mal, Saſcha,“ ſagte ſie erregt, die Hand auf ſeine Schulter legend, anſcheinend mit der Abſicht, noch einen letzten Verſuch zu machen: — noch iſt es nicht zu ſpät: bedenke, bleibe!“

„Bleiben! Unmöglich! ſogar … die Wäſche iſt ja ſchon eingelegt,“ ſagte er, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er ausdenken ſollte.

„Die Wäſche eingelegt! ſieh' 'mal! ſieh' … ſieh' … ſie iſt nicht eingelegt!“

Mit der Geſchwindigkeit des Blitzes hatte ſie mit drei Handgriffen alles aus dem Tſchemodan herausgenommen.

„Wie kann es denn ſein, Mamachen? ich habe mich reiſefertig gemacht und jetzt plötzlich wieder! Was wird man ſagen …“ Er wurde traurig.

„Es iſt ja mehr zu deinem Beſten, als um meinetwillen, daß ich dich abzureden ſuche. Wozu willſt du reiſen? Glück zu ſuchen? Iſt es dir hier denn nicht gut genug? Denkt nicht deine Mutter den ganzen Tag nur daran, wie ſie allen deinen Launen willfahren könnte? Es iſt wahr, du biſt in ſolchen Jahren, wo die mütterliche Fürſorge allein dein Glück nicht ausmachen kann; doch das verlange ich ja auch nicht. Nun, ſchau dich mal um; man will dir ja alles an den Augen abſehen. Und die Tochter von Marja Waſſiljewna, Sonüſchka? warum wirſt du rot? wie ſie, mein Täubchen, Gott gebe ihr Geſundheit, dich liebt; ſchon die dritte Nacht ſchläft ſie nicht!“

„Ach, Mamachen, was ſagen Sie. Sie thut es ja nur ſo …“

„Ja, ja, als ob ich blind ſei … ach, um nicht zu vergeſſen; ſie hat deine Taſchentücher genommen, um ſie zu beſäumen — ‚niemand werde ich ſie geben‘, hat ſie geſagt, ‚auch den Namenszug werde ich ſelbſt einſetzen‘ — ſiehſt du, was willſt du mehr? bleibe!“

Er hörte ſchweigend mit geſenktem Kopfe zu und ſpielte mit der Quaſte ſeines Schlafrockes.

„Was willſt du in Petersburg finden?“ fuhr ſie fort. — „Glaubſt du auch da ſolch ein Leben zu haben, wie hier? Ei, mein Freund, Gott weiß, was du da alles wirſt mit anſehen und ertragen müſſen! Kälte, Hunger, Not — alles leiden. Böſe Menſchen ſind überall, gute findet man nicht ſo bald. Und was die Ehre anbetrifft, ſo genießt du ſie hier auf dem Lande ebenſo wie in der Reſidenz. Solange du das Petersburger Leben nicht geſehen haſt, wird es dir ſcheinen, daß du hier der erſte in der Welt ſeieſt und in allem iſt es ſo, mein Lieber! Du biſt ja gebildet, gewandt und hübſch. Ich Alte könnte mich an deinem Anblicke freuen. Du könnteſt heiraten, Gott würde dir Kinder geben; ich würde ſie pflegen — und — und! das wäre ein Leben ohne Kummer, ohne Sorgen, friedlich, ſtill, neidlos, während du dort es vielleicht nicht ſo gut haben und vielleicht noch einmal an meine Worte denken wirſt … Bleibe Saſchenka … was?“

Er huſtete und ſeufzte, doch ſagte er kein Wort.

„Und ſchau' 'mal her,“ fuhr ſie fort, die Thür nach dem Balkon öffnend, „thut es dir wirklich nicht leid, ſolch ein Heim zu verlaſſen?“ Ein kühler, duftiger Hauch ſtrömte ins Zimmer. Neben dem Hauſe erſtreckte ſich auf eine große Entfernung ein Garten aus alten Linden, dichtem Dorngebüſche, Laubbäumen und Fliederſträuchern.

Zwiſchen den Bäumen ſchimmerten bunte Blumen, Wege liefen nach allen Richtungen, noch weiter plätſcherte leiſe der See: an einer Stelle war er ſpiegelglatt und wurde von den goldigen Strahlen der Morgenſonne übergoſſen, an einer andern, kaum von einem leiſen Windhauche bewegt, dunkelblau wie der Himmel, der ſich in ihm widerſpiegelte. Weiter ſah man verſchiedenfarbige, wogende Kornfelder, die eine Rundbühne zu bilden ſchienen und ſich dem dunklen Walde anſchloſſen.

Anna Paulowna, die mit einer Hand ihre Augen vor der Sonne zu ſchützen ſuchte, zeigte mit der andern ihrem Sohne abwechſelnd jeden Gegenſtand.

„Sieh' 'mal," ſprach ſie, „wie ſchön Gott unſre Felder bekleidet hat! ſieh', von jenen Feldern ernten wir 500 Tſchetwert Korn; und da iſt auch Weizen, Roggen; nur der Roggen ſcheint in dieſem Jahre nicht ſo gut zu ſtehen, wie im vorigen; werden wohl wenig haben. Und ſieh' mal, ſieh', wie ſich der Wald ausgebreitet hat! Wie muß man doch an die Weisheit Gottes denken! Von unſerm Teil werden wir wenigſtens für ein Tauſend Holz verkaufen, und wie viel Wild! Das gehört ja alles dir, mein Liebling, ich bin nur deine Verwalterin. Und ſieh' doch den See! Welch eine Pracht! Himmliſch! Und wie reich an Fiſchen! Wir kaufen ja nur das Fleiſch vom Stör; es wimmelt von Kaulbarſchen, Barſchen und Karauſchen; ſogar für die Leute reicht es. Sieh', da weiden deine Kühe und Pferdchen. Hier biſt du allein der Herr von allem, während dort vielleicht jeder dich hin und her ſchicken wird. Und du willſt aus dieſem geſegneten Orte fliehen, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin, vielleicht ins Unglück, verzeih' mir Gott . . . Bleibe!"

Er ſchwieg.

„Du hörſt ja nicht," ſagte ſie. Wohin blickſt du ſo aufmerkſam?"

Schweigend und nachdenklich wies er mit der Hand in die Ferne. Anna Paulowna ſah hin und veränderte die Farbe. Dort, zwiſchen den Feldern ſchlängelte ſich und verſchwand hinter dem Walde der Weg nach dem gelobten Lande, nach Petersburg. Anna Paulowna ſchwieg eine Weile, um Kräfte zu ſammeln.

„Alſo das iſt es!" ſagte ſie endlich niedergeſchlagen. „Nun, mein Freund, Gott mit dir! reiſe, wenn es dich ſo von hier fortzieht, ich halte dich nicht mehr zurück; wenigſtens wirſt du nicht ſagen können, daß deine Mutter ſich dein junges Leben zueignen will."

Arme Mutter! Das iſt der Lohn für deine Liebe! Haſt du wohl das erwartet? Das iſt es ja eben, daß die Mütter keinen Lohn erwarten. Nur diejenige Liebe verlangt und erwartet Vergeltung, die nicht umſonſt gegeben und doch, Gott weiß warum, uneigennützig genannt wird. Gebet ihr alles, werdet berühmt oder erniedrigt euch um ihretwillen, arbeitet oder ſeid müßig; breitet eure Flügel aus und ſchwingt euch im Adlersflug, oder legt euch, wie ein Hündchen, zu den Füßen der Schönen nieder, — im Notfall büßt euer Leben ein. Alle dieſe bleichen, nachdenklichen Auserwählten, die von der geheimen Sympathie der Seelen, von der vorausgeahnten Begegnung mit dem Geliebten reden und die in dem Hauche des Windes und in dem Murmeln der Wellen ſeine Stimme zu hören glauben, auch jene feurigen, ſchwarzäugigen Brünetten, die in einem Anfalle von Eiferſucht nach dem Dolche greifen, auch jene ſanften, ewig lächelnden Schönen mit dem ſchmachtenden Blicke und dem kaſtanienbraunen Haare, alle bewundern in dem Gegenſtande ihrer Liebe den Glanz des Ruhmes, des Geiſtes, der Schönheit, oder wenigſtens des Geldes. Ihnen gegenüber muß man glänzen, ſich über die Menge erheben, auch die Schöne zur Bewunderung zwingen, und wenn das unmöglich iſt, ſie durch Geſchenke blenden. Dann wird man von Myrten überſchüttet, von Liebkoſungen und Thränen bezaubert; Spaziergänge bei Mondſchein, unzuſammenhängende und doch reizvolle Geſpräche und alle Geheimniſſe der Liebe treffen dann ein. Wenn ihr aber durch nichts glänzen könnt, zürnt nicht, dann ſeid ihr unnütz, man wird euch untreu, die Liebe erkaltet . . . man nimmt einen andern, der glänzt.

Nur die Liebe einer Mutter verändert ſich nie und erkaltet auch nicht; ſie kann durch nichts gemindert oder beſtochen werden. Sie bleibt ewig dieſelbe. Die Mutter liebt ohne Unterſchied und ohne Sinn. Seid ihr groß, berühmt, ſchön, ſtolz, wird euer Name von Mund zu Mund getragen, dringt der Ruhm von euren Thaten durch die ganze Welt, — ſo ſchüttelt ſich das Haupt der Alten vor Freude, ſie weint und lacht und flüſtert: „das iſt mein Kind!“ Dann zündet ſie vor dem Bilde des Heilands eine Lampe an und hält ein langes inbrünſtiges Gebet. Größtenteils denkt der Sohn gar nicht daran, ſeinen Ruhm mit der Mutter zu teilen. Seid ihr krank an Geiſt, oder Gemüt, hat euch die Mutter Natur das Brandmal der Häßlichkeit aufgelegt, nagt der Stachel eines Leids an eurem Herzen oder Körper, — verfolgt euch allgemeine Verachtung, verſtoßen euch die Menſchen und ihr findet keinen Platz unter ihnen, — deſto mehr Platz hat das Mutterherz. Sie drückt noch ſtärker an ihre Bruſt das häßliche, ungeratene Kind und betet noch länger und inbrünſtiger. Konnte Alexander gefühllos genannt werden, weil er beſchloſſen hatte ſich zu trennen? Er war zwanzig Jahre alt, und das iſt die Zeit der Leidenſchaften, Träumereien, der Sucht nach dem, was noch neu und unbekannt iſt. In dieſer Periode geben gewöhnlich vorſichtige Eltern ihren Kindern weder Wein, noch Kaffee, weil das Blut in ihren Adern ohnedem ſchon kocht und ſiedet. Wie hätte man nun auf einer Stelle bleiben können? Außerdem muß man ſich noch eine Vorſtellung von Alexander Fedorowitſch machen. Seit den Windeln lächelte ihm das Leben. Die Mutter pflegte und verwöhnte ihn, wie man das einzige Kind verwöhnt. Fortwährend ſang ihm die Wärterin an der Wiege, daß er in Gold und Silber gehen und keinen Kummer kennen würde. Die Profeſſoren wiederholten beſtändig, daß er es weit bringen könnte, und als er nach beendigtem Studium nach Hauſe zurückkehrte, begrüßte ihn auch das Lächeln der Nachbarstochter. Sogar der alte Kater Waska ſchien gegen ihn freundlicher geſinnt, als gegen die übrigen Hausbewohner.

Von Kummer, Thränen und Leiden hatte er nur gehört, wie man von irgend einer Peſt hört, die ſich noch nicht gezeigt hat, ſondern nur irgendwo im Volke ſtecken ſoll. Er ſtellte ſich die Zukunft in Regenbogenfarben vor. Etwas zog ihn in die Ferne; er wußte ſelbſt nicht was. Verführeriſche Trugbilder ſchwebten ihm vor, doch er konnte ſie nicht erkennen; gemiſchte Töne klangen an ſein Ohr, bald war es die Stimme des Ruhmes, bald diejenige der Liebe. Ein wonniges Gefühl der Furcht überfiel ihn. Die häusliche Welt wurde ihm bald zu eng. Die Natur, die Liebkoſungen der Mutter, die andächtige Liebe der Wärterin und des ganzen Hofgeſindes, das weiche Lager, die ſchmackhaften Speiſen und das Schnurren Waskas, — alle dieſe Güter, die im reifen Alter ſo hoch geſchätzt werden, verließ er freudig für etwas Unbekanntes, das für ihn von einem hinreißenden, geheimnißvollen Reize erfüllt war. Sogar Sophjas Liebe, die erſte, zarte, roſenfarbige Liebe, hielt ihn nicht zurück. Was war dieſe Liebe für ihn? Er träumte von der koloſſalen Leidenſchaft, welche die Romanhelden beherrſcht, keine Grenzen kennt und großartige Heldenthaten verübt. Er liebte Sophja fürs erſte mit einer kleinen Liebe in Erwartung einer größeren.

Auch träumte er von dem Nutzen, den er dem Vaterlande zu bringen hoffte. Er hatte viel und fleißig gelernt. Es hieß in ſeinem Atteſtat, daß er zweiundzwanzig Wiſſenſchaften, drei ſchöne Künſte kannte und noch zwei, drei Gegenſtände, die weder zu den Wiſſenſchaften, noch zu den Künſten gehörten. Am meiſten ſchwärmte er für den Ruhm eines Schriftſtellers. Seine Gedichte und auch ſeine Proſa ſetzten ſeine Kameraden in Erſtaunen. Viele Wege ſtanden ihm offen; einer ſchien beſſer als der andre. Er wußte nicht, welchen er ergreifen ſollte. Nur der rechte Weg blieb ſeinen Augen verborgen; hätte er dieſen bemerkt, ſo wäre er vielleicht nicht gereiſt.

Wie konnte er bleiben! Die Mutter wünſchte es, — doch das war ja wieder eine ganz andre und ſehr natürliche Sache. In ihrem Herzen waren ſchon alle Gefühle erlöſcht, das eine ausgenommen: die Liebe zum Sohne lebte darin fort, und ihr ganzes Herz hatte ſich auf dieſen letzten Gegenſtand geworfen. Was hätte ſie ohne ihn thun ſollen? Sterben: Es iſt ſchon lange bewieſen worden, daß das Frauenherz nicht lange leben kann ohne Liebe. Die Liebe des Mannes iſt etwas Kompliziertes. Zuweilen liebt er ein Weib, oder auch viele zugleich, Ehrenbezeugungen, Pferde, oft liebt er alles in demſelben Maße und zugleich, zuweilen kann er auch ganz ohne Liebe auskommen. Das Weib konzentriert größtenteils ihr ganzes Gefühl auf einen Gegenſtand. Zuweilen wechſelt ſie ihn; doch hat ſie immer nur einen. Wenn ſie keinen zu lieben hat, ſo ſchafft ſie ſich ſelbſt eine Liebe und einen Geliebten: der erſchaffene Geliebte wird Ideal genannt; ſie liebt dann ihr Ideal. Iſt es ihr ſchon ganz unmöglich, einen Gegenſtand für ihre Liebe zu finden, ſo verſchwendet ſie dieſelbe an eine Blume, einen Hund und liebt bis an ihr Ende, bis zum letzten Atemzug.

Die Natur ſelbſt rechtfertigte Alexander. Sie hat es ſo eingerichtet, daß die Kinder faſt nie die Elternliebe in demſelben Maße erwidern, ſondern für ſich eine andre ſuchen, die weder ſanft noch friedlich iſt, ſondern Aufregung, Leiden und Thränen mit ſich bringt.

Alexander war durch das Leben zu Hauſe verwöhnt, aber nicht verdorben. Die Natur hatte ihn ſo gut geſchaffen, daß die Mutterliebe und die Anbetung ſeiner Umgebung nur auf ſeine guten Eigenſchaften Einfluß hatten, frühzeitig die Herzensneigungen und einen Ueberfluß an Vertrauen entwickelten. Dasſelbe hatte vielleicht auch den Ehrgeiz in ihm geweckt; doch der Ehrgeiz an und für ſich iſt ja nur die Form; alles hängt davon ab, welches Material hineingegoſſen wird.

Sein größtes Unglück beſtand darin, daß die Mutter ihm, trotz ihrer Liebe, nicht die richtige Anſicht vom Leben geben konnte und ihn auch nicht zu dem Kampfe vorbereitet hatte, der ihn erwartete und auch jeden von uns erwartet. Doch dazu eignete ſich nur eine geſchickte Hand, ein feiner Verſtand und ein großer Vorrat an Erfahrung, die nicht der enge Horizont des ländlichen Lebens begrenzte. Man hätte ihn ſogar weniger lieben ſollen, nicht ſtets für ihn denken, ihm nicht jede Sorge und Unannehmlichkeit erſparen, auch in ſeiner Kindheit nicht für ihn weinen und leiden, ihm die Annäherung eines Gewitters zu fühlen geben, damit er ſeine Kräfte gebrauchen und an ſeine Zukunft denken lernt, mit einem Wort, ihm das Bewußtſein einflößen, daß er ein Mann ſei. Wie konnte Anna Pawlowna das alles begreifen und ausführen?

Der Leſer hat ſie bereits kennen gelernt. Vielleicht wünſcht er ſie weiter zu beobachten?

Den Egoismus ihres Sohnes hat ſie ſchon vergeſſen. Alexander Fedorowitſch traf ſie beim wiederholten Einpacken der Wäſche und Kleider. In ihrer Geſchäftigkeit und in den Vorbereitungen zur Reiſe ſchien ſie ihren Kummer zu vergeſſen.

„Sieh', Saſchenka, merk' dir das ordentlich, wohin ich jede Sache lege," ſprach ſie. „Ganz unten am Tſchemodan liegt ein Dutzend Laken. Sieh' nach, ob es richtig angeſchrieben iſt?"

„Ja, Mamachen."

„Sieh', ſie ſind alle mit deinem Merkzeichen A. A. Alles von meiner lieben Sonüſchka! Sonſt hätten unſre dummen Mägde lange daran arbeiten können. Was kommt jetzt? Ja, Kiſſenüberzüge. Eins, zwei, drei, vier — ſo, das ganze Dutzend iſt da. Sieh', hier drei Dutzend Hemden. Welch eine ausgezeichnete Leinwand! Das iſt holländiſche; ich bin ſelbſt auf der Fabrik bei Waſſili Waſſiljewitſch geweſen; er ſuchte drei der beſten Stücke aus. Zähle ſie nur jedesmal nach dem Regiſter durch, wenn du ſie von der Wäſcherin bekömmſt; ſie ſind alle ganz neu. Da wirſt du nicht viel von ſolchen Hemden zu ſehen bekommen, man vertauſcht ſie dir noch; es gibt ja ſolche Frauenzimmer, ohne Gottesfurcht! Hier ſind zweiundzwanzig Paar Socken. Weißt du, was ich ausgedacht habe? In eine von den Socken will ich deine Brieftaſche mit Geld hineinlegen. Bis Petersburg wirſt du ſie nicht nötig haben; wenn, was Gott behüte, man deinen Tſchemodan durchſuchen ſollte, wird man das Geld doch nicht finden können. Auch die Briefe an den Onkel werde ich da hineinlegen;

der wird ſich 'mal freuen! Siebzehn Jahre haben wir kein Wort miteinander gewechſelt, das iſt kein Spaß! Jetzt die Vorhemden. Sieh', wie ſauber ſie gewaſchen und geplättet ſind. Wer wird dir da ſo plätten können? Hier ſind die Taſchentücher; Sonüſchka hat noch ein halbes Dutzend davon. Verliere ſie nicht, mein Liebling! Ein ſchöner Halbbatiſt. Für 2 Rbl. 25 Kop. habe ich ihn bei Michejew gekauft. Nun, deine ganze Wäſche iſt darin. Jetzt die Kleider . . . aber wo iſt denn Ewſey? Warum ſieht er nicht zu? Ewſey!"

Ewſey trat nachläſſig ins Zimmer.

„Was befehlen Sie?" fragte er noch nachläſſiger.

„Was befehlen Sie?" fing Frau Adujew zornig an. „Warum ſiehſt du nicht zu, wie ich einpacke? Iſt etwas unterwegs nötig, ſo wirfſt du alles drunter und drüber. Kannſt dich nicht von deiner Geliebten trennen — wahrlich, ein ſchöner Schatz! Der Tag iſt ja lang, wirſt noch Zeit haben! Du wirſt wohl auch den Herrn da ſo bedienen. Nimm dich in acht. Sieh' zu, das iſt ein guter Frack; ſiehſt du, wohin ich ihn lege? Und du, Saſchenka, ſchone ihn, trage ihn nicht täglich; das Tuch iſt für 16 Rubel gekauft. Zieh' ihn an, wenn du zu anſtändigen Leuten hingehſt und ſetze dich nicht blindlings überall hin, wie deine Tante, die wie abſichtlich ſich nie einen leeren Stuhl oder Diwan ausſucht, ſondern es darauf abgeſehen zu haben ſcheint, ſich jedesmal auf einen Hut oder ſonſt etwas niederzulaſſen; vor ein paar Tagen hat ſie ſich auf einen Teller mit Saft hingeſetzt, ich mußte mich ihrer ſchämen! Iſt dazu noch eine Gelehrte; lieſt ſtets Bücher. Gehſt du zu einfacheren Leuten, ſo zieh' dieſen Frack aus Maſſaka an. Jetzt kommen die Weſten, eins, zwei, drei, vier. Zwei Paar Beinkleider. Eh, du biſt für drei Jahre mit Kleidern verſorgt. O, wie ich müde bin! Kein Spaß, ſo den ganzen Morgen herumzulaufen! Du kannſt gehen, Ewſey. Komm, Saſchenka, ich habe dir noch einiges zu ſagen. Bald werden die Gäſte kommen, dann iſt keine Zeit mehr."

Sie ſetzte ſich auf den Diwan, und er ſich neben ſie.

„Nun, Saſcha," ſagte ſie nach einem kurzen Schweigen, „du gehſt jetzt in die Fremde hinaus; Gott allein weiß, was dich da erwartet, was du wirſt erfahren müſſen, Gutes und Böſes. Ich hoffe, daß der himmliſche Vater dich ſtärken wird; du, mein Freund, vergiß ihn nicht, denke immer daran, daß nur der Glaube allein dir in allem Heil bringen kann. Du wirſt einen hohen Rang erreichen, mit Vornehmen Umgang haben, wir ſind ja nicht ſchlechter als die andern, dein Vater war ein Edelmann und Major; doch bleibe immer demütig vor Gott; bete zu ihm im Glück und Unglück, nicht wie das Sprichwort ſagt: ‚Der Bauer ſchlägt nicht eher ein Kreuz, als wenn das Gewitter ſchon da iſt.' Ein andrer ſieht die Kirche nicht an, ſo lange es ihm gut geht, doch iſt die Not da, ſo ſtellt er den Heiligenbildern Wachslichter zu einem Rubel und beſchenkt die Bettler; das iſt eine große Sünde. Und was die Bettler anbetrifft, verſchwende nicht unnütz dein Geld, gib ihnen nicht zu viel. Wozu verwöhnen! Du wirſt ſie nicht ſehen. Sie vertrinken dein Geld und lachen dich hinterrücks aus. Ich kenne dein weiches Gemüt; du biſt im ſtande, jedem ein Zehnkopeken-Stück zu geben. Nein, das iſt nicht nötig, Gott wird ihnen helfen! Wirſt du die Kirche beſuchen? Wirſt du jeden Sonntag zur Meſſe gehen?“

Alexander ſchwieg. Er erinnerte ſich, kein eifriger Kirchengänger geweſen zu ſein, als er auf der Univerſität ſtudierte und in der Gouvernementsſtadt lebte. Auf dem Lande begleitete er die Mutter zur Meſſe, um ihr einen Gefallen zu thun. Er ſchämte ſich, eine Lüge auszuſprechen, und ſchwieg. Die Mutter verſtand ſein Schweigen.

„Nun, ich zwinge dich ja nicht,“ fuhr ſie fort. „Du biſt jung, wie könnteſt du auch ſo eifrig die Kirche beſuchen, wie die Alten! Der Dienſt kann dich ja möglicherweiſe verhindern, oder du bleibſt bei anſtändigen Leuten ſpät auf und verſchläfſt den andern Morgen. Gott wird es deiner Jugend verzeihen. Mache dir keine Sorgen; du haſt eine Mutter. Sie verſchläft nicht. Solange noch ein Tropfen Blut in mir fließt, ſolange meine Augen noch Thränen haben und Gott mich meiner Sünden wegen nicht verſtoßen hat, werde ich, wenn die Kräfte mich nicht mehr tragen ſollten, bis an die Kirchenſchwelle herankriechen und dort meinen letzten Seufzer für dich aushauchen und meine letzte Thräne für dich, mein Teuerſter, ausweinen. Geſundheit, einen hohen Poſten, Orden, irdiſche und himmliſche Güter werde ich für dich erflehen. Iſt es denn möglich, daß Er, mein barmherziger Vater, mich nicht erhören wird? Ich ſelbſt habe nichts nötig. Möge er mir alles nehmen, die Geſundheit, das Leben, mich mit Blindheit ſchlagen, wenn er dir nur Freude, Glück und Heil ſendet . . .“

Sie konnte nicht weiter ſprechen. Thränen rollten aus ihren Augen.

Alexander ſprang von ſeinem Platze auf.

„Mamachen“, ſagte er.

„Setz’ dich, ſetze dich,“ antwortete ſie, ſich eilig die Thränen trocknend; „ich habe noch vieles mit dir zu reden. Was wollte ich doch ſagen? ganz vergeſſen, ſieh’ mal, was für ein ſchwaches Gedächtnis ich habe — ach ja! beobachte die Faſten, mein Freund, das iſt die Hauptſache. Mittwochs und Freitags — wird Gott verzeihen, aber die großen Faſten, Gott behüte! Sieh’ mal Michailo Michailitſch wird für einen klugen Mann angeſehen, und was iſt doch an ihm dran? Immer frißt er dasſelbe, in der ſtillen Woche ebenſo wie an gewöhnlichen Tagen! Die Haare ſtehen einem zu Berge, wenn man das anhört; die Fleiſchſpeiſen hören bei ihm weder vor dem Faſten auf, noch fangen ſie nach dem Faſten an; Keichelbraten am Samſtag der ſtillen Woche, Keichelbraten auch am Oſterfeiertag — was iſt denn das? Er ſoll auch den Armen helfen; wird ſein Almoſen denn von Gott angenommen? Haſt du gehört, daß er einmal einem alten Manne einen Zehnrubelſchein gegeben hat; der nahm ihn, wandte ſich ab und ſpie. Alle ſchmeicheln ihm und ſagen ihm Gott weiß was alles ins Geſicht; hinter ſeinem Rücken ſchlagen ſie ein Kreuz, wenn ſie ſeinen Namen nennen, als wäre er irgend ein böſer Geiſt.“

Sie ſchwieg einen Augenblick.

„Schone hauptſächlich deine Geſundheit,“ fing ſie dann wieder an. „Wenn du gefährlich krank wirſt, was Gott verhüte, ſo ſchreibe; ich werde alle meine Kräfte ſammeln und zu dir reiſen. Wer ſoll dich da pflegen? Man wird noch den Kranken zu beſtehlen ſuchen. Gehe nicht nachts durch die Straßen; halte dich fern von den Leuten, welche das Ausſehen von Böſewichten haben. Es gibt ſolche Böſewichte, denen nichts heilig iſt — ſie werden auch dieſen Schatz nicht verſchonen. — Spare dein Geld, ſpare es für eine Zeit der Not! Brauche es mit Verſtand. Das verfluchte Geld gibt alles Gute, doch davon kommt auch alles Böſe. Sei nicht verſchwenderiſch, gewöhne dich nicht an überflüſſige Dinge. Von mir wirſt du jährlich zweitauſendfünfhundert Rubel bekommen. Ich werde dein Gut wie meinen Augapfel hüten, ſpäter, wenn du zurückkehrſt und heirateſt, kannſt du ſelbſt nach Belieben damit ſchalten und walten. Zweitauſendfünfhundert Rubel ſind keine Kleinigkeit. Schaffe dir keinen unnützen Luxus an; entſage dir aber auch nicht das, was du haben kannſt; willſt du einmal naſchen, ſei nicht geizig. Kaufe nicht zu viel Bücher — wozu? Du haſt ohnedem einen ganzen Haufen davon, wirſt ſie in deinem ganzen Leben nicht alle durchleſen können. Du biſt ſchon ſo gelehrt — immer kann man doch nicht lernen, einmal muß man auch aufhören. Du biſt doch kein Lehrer! Wenn du nicht da biſt, laß ich alle Bücher in die Handkammer werfen. Ergebe dich nicht dem Wein, der Wein iſt der größte Feind des Menſchen. Und,“ hier ließ ſie ihre Stimme ſinken, „nimm dich vor Weibern in acht! Ich kenne ſie! Es gibt Schamloſe, die, wenn ſie ſolch einen erblicken, ſich ihm ſelbſt an den Hals hängen werden.“

Sie ſah ihren Sohn liebevoll an.

„Laß dich nach verheirateten Frauen nicht gelüſten,“ fuhr ſie fort, „das iſt eine große Sünde. ‚Du ſollſt nicht deines Nächſten Weib begehren,‘ ſagt die heilige Schrift. Wenn aber irgend eine wird Hochzeit machen wollen — behüte Gott. Denk’ nicht daran! Sie ſind alle bereit, einen Mann, der Geld hat und noch dazu hübſch iſt, zu erwiſchen. Allenfalls, wenn deinem Prinzipal oder einem andern vornehmen und reichen Herrn der Mund nach dir wäſſert und er dir ſeine Tochter zur Frau gibt, — ja, das iſt etwas andres; ſchreibe nur dann, ich ſchleppe mich irgendwie zu dir hin, um zu ſehen, ob man dir nicht ein altes untaugliches Mädchen zuſteckt, um ſie los zu werden. Solch ein Bräutigam wird jedem Ehre machen. Nun, wenn du vielleicht ſelbſt ein gutes Mädchen liebgewinnen wirſt, ſo“ . . . hier ließ ſie ihre Stimme ſinken, „kann man Sonüſchka beiſeite ſchieben.“ (Die Alte war im ſtande aus Liebe zum Sohne falſch zu werden).

„Wie kann ſich Marja Karpowna ſo was träumen laſſen! Du biſt keine Partie für ihre Tochter. Eine Landdirne! Dich werden auch andre haben wollen.“

„Sophja! nein, Mamachen, ſie werde ich nie vergeſſen!“ ſagte Alexander.

„Nun, mein Freund, beruhige dich; ich habe das nur ſo geſagt. Diene erſt, dann kehre zurück, und wir wollen ſehen; die Bräute gehen dir nicht verloren! Wenn du ſie nicht vergeſſen haſt, dann . . .“

„Nun, aber ...“ Sie wollte etwas ſagen und konnte ſich nicht dazu entſchließen. Endlich beugte ſie ſich zu ſeinem Ohr nieder und fragte ihn leiſe:

„Wirſt du aber auch an deine Mutter denken?“

„Sie vergeſſen! Mamachen! Wie konnten Sie ſo etwas denken! Laß Gott mich ſtrafen ...“

Anna Pawlowna erbleichte.

„Höre auf, Saſcha, höre auf!“ fing ſie eilig an. „Du rufſt Unglück herbei! Nein, nein! Sollte dieſes Unheil geſchehen, laß mich allein leiden! Du biſt jung, dein Leben fängt erſt an, du wirſt Freunde haben, heiraten — die junge Frau wird dir die Mutter und alles erſetzen ... Nein! Möge Gott dich ſegnen, wie ich dich ſegne.“

Sie küßte ihn auf die Stirn und beſchloß damit ihre Ermahnungen.

„Warum kommt denn niemand?“ ſagte ſie. „Weder Marja Karpowna, noch Anton Iwanowitſch, noch der Geiſtliche? Die Meſſe muß ja ſchon zu Ende ſein? Ah, da kommt jemand angefahren! Ich glaube, es iſt Anton Iwanowitſch ... ja, ſo iſt es. Wenn man von dem Wolfe ſpricht, guckt er über die Hecke.“

„Wer kennt nicht Anton Iwanowitſch?“ Das iſt der ewige Jude. Er iſt ewig und überall ſeit den älteſten Zeiten dageweſen und nie ausgeſtorben. Den griechiſchen und römiſchen Gaſtmählern hat er beigewohnt und ſelbſtverſtändlich auch von dem gemäſteten Kalb geſpeiſt, welches der glückliche Vater infolge der Rückkehr ſeines verlorenen Sohnes geſchlachtet hatte. Es gibt bei uns in Rußland verſchiedene Arten von ihm. Derjenige, von dem ich rede, hatte zwanzig Seelen, die alle verſetzt waren, er wohnte in einem ſonderbaren Gebäude, das einem Bauernhauſe oder einer Kornklete ähnlich ſah; der Eingang war von hinten neben einem geflochtenen Zaun und führte über Bretter; ſchon ſeit zwanzig Jahren widerholte er beſtändig, daß er mit dem nächſten Frühjahr den Bau eines neuen Hauſes antreten würde. Er führte keine Wirtſchaft zu Hauſe. Im Kreiſe ſeiner Bekannten gab es keinen einzigen, der bei ihm eine Mittags- oder Abendmahlzeit verzehrt, oder wenigſtens eine Taſſe Thee getrunken hätte, doch dafür gab es auch wieder keinen einzigen, bei dem er ſelbſt es nicht fünfzigmal jährlich gethan.

Früher trug Anton Iwanowitſch Pumphoſen und einen Caſaquin, jetzt trägt er an Werktagen einen Ueberrock und Beinkleider, jedoch ohne Strippen, an Feiertagen einen Frack, Gott weiß welchen Schnitts, eine der Benennung nach weiße in der Wirklichkeit aber ſchmutzige Weſte und eine Halsbinde, aber immer keine Handſchuhe, weder an Wochen- noch an Feiertagen. Er iſt wohlbeleibt, denn er hat weder Kummer, noch Sorgen, noch Aufregung, obgleich er ſich auch den Anſchein gibt, ſein ganzes Leben hindurch für fremden Kummer und für fremde Sorgen zu leben; doch iſt es ja bekannt, daß fremde Leiden und Sorgen nicht an uns zehren; ſo iſt der Menſch geſchaffen.

Eigentlich iſt Anton Iwanowitſch niemand von Nutzen; doch wird keine Kirchenzeremonie ohne ihn begangen, weder Hochzeit, noch

Beerdigung. Allen Diners, Abendgeſellſchaften und Familienberatungen wohnt er bei; keiner macht einen Schritt ohne ihn. Man wird vielleicht denken, daß er ſehr nützlich ſei, daß er da irgend einen wichtigen Auftrag ausführt, hier einen guten Rat gibt, ein kleines Geſchäft zu Ende bringt, — nicht im geringſten! Nie bekommt er einen ähnlichen Auftrag; er verſteht nichts, er weiß nichts, weder kann er im Gericht die nötigen Schritte thun, noch den Vermittler oder Friedensſtifter ſpielen, — nichts von allem!

Doch dafür wird ihm z. B. aufgetragen, demjenigen oder derjenigen einen Gruß im Vorbeifahren zu beſtellen; — er wird ihn durchaus beſtellen und zugleich da frühſtücken, — oder jemand zu benachrichtigen, daß das gewünſchte Papier angekommen ſei, — was das für ein Papier iſt, — wird ihm nicht geſagt; — oder es wird ihm für jemand ein Fäßchen Honig oder eine Hand voll Samenkörner mitgegeben und ſtreng angeſagt, nur ja nichts zu verſchütten oder auszugießen; durch ihn läßt man ſich auch an irgend einen Namenstag erinnern. Auch gebraucht man Anton Iwanowitſch in ſolchen Angelegenheiten, die ein Diener nicht leicht ausrichten kann. „Petruſchka kann man nicht ſchicken,“ ſagt man. „Er wird alles verdrehen. Es iſt beſſer, wenn Anton Iwanowitſch hinfährt!“ Oder auch: „Es ſchickt ſich nicht, einen Diener zu ſenden, derjenige oder diejenige werden ſich beleidigt fühlen; man ſchickt beſſer Anton Iwanowitſch.“ — „Du könnteſt doch ſchreiben,“ wird die Frau ſagen; doch das Schreiben iſt bei uns in Rußland für manche noch eine ſo große Arbeit, daß es einem oft leichter ſcheint, zehn Werſt zurückzulegen, oder einen Menſchen mit mündlichem Auftrage zu ſenden, als ein paar Zeilen zu ſchreiben.

„Was?“ wird der Mann ſagen: „Geh’, ſuch’ ’mal das Tintenfaß erſt auf. Die Buben haben es wohl ſchon längſt verworfen. Schick’ ’mal jetzt zum Diakon oder zum Verwalter nach Tinte, beſchneide die Feder, am Ende findet ſich noch kein Papier im Hauſe, und was die Hauptſache iſt, ſitz’ dann drei Stunden und denk’ dir die Worte aus. Gott weiß, wie man ſie ſtellen ſoll; dasſelbe Wort kann man bald neben dieſem, bald neben jenem ſtellen; doch wie das gemacht wird, Gott weiß! Mit Worten geht alles wie geſchmiert; kaum hat man die Feder ins Tintenfaß getaucht, ſo iſt es aus! Bald drängen ſich alle Worte zugleich vor und man weiß nicht, welches zuerſt ſchreiben, oder es fällt einem nichts ein; man muß ja auch viel gelehrter ſchreiben, als man ſpricht; die Worte müſſen ausgedacht werden! Nein! laß ſchon Anton Iwanowitſch hinfahren; es iſt doch eine ganz andre Sache, wenn ein lebendiger Menſch ſeinen Mund aufthut!“

Sie haben recht, die guten Leute! Hätten ſie es verſtanden, Worte auszudenken und zuſammenzuſtellen, Anton Iwanowitſch müßte ſich lebend ins Grab legen!

Während der Kirchenzeremonien war er auch nicht müßig. Zum Beiſpiel, wer ſollte die Schüſſel mit Kutja oder das Heiligenbild halten? Er. Wer ſollte die Verlobungsringe reichen? Wer war immer im Gefolge des Bräutigams? Wer erinnerte während der Taufe den Gevatter oder die Gevatterin, wann ſie ſpeien oder blaſen ſollten, je nachdem es der Brauch verlangte, und wer ſpie und blies mit ihnen zugleich? Wer ſollte ſich mit dem Geiſtlichen beſprechen, ihm das Geld einhändigen? Alles that er. Sobald eine von dieſen Dienſtleiſtungen erfordert wurde, ließen ſich gleich einige Stimmen vernehmen: „Anton Iwanowitſch! Anton Iwanowitſch?“ Anton Iwanowitſch kam herbeigelaufen. Hält jemand eine Familienberatung, ſo ladet er ihn auch ein, obgleich er noch keinem irgend einen Rat erteilt hat. Die andern beraten ſich, ſtreiten, er aber ſchweigt. Und doch wenden ſich alle an ihn, ergreifen ſeinen Rockknopf und ſagen:

„Urteilen Sie doch ſelbſt, Anton Iwanowitſch, Peter Iwanowitſch meint, daß ich nachgeben muß . . .“

„So!“ ſagt Anton Iwanowitſch.

„Sagen Sie doch um Gotteswillen ſelbſt, warum ſoll ich nachgeben?“

„Ja, ja,“ ſetzt Anton Iwanowitſch hinzu; „warum nachgeben?“

„Aber erlauben Sie doch, Waſſili Waſſillewitſch?“ ſagt Peter Iwanowitſch; „ich habe es gar nicht ſo gemeint. Warum geben Sie meinen Worten einen ganz andern Sinn? Sehen Sie ’mal, Anton Iwanowitſch. Ich habe nicht gemeint — nachgeben, ſondern Frieden ſchließen.“

„So!“ ſagt Anton Iwanowitſch.

„Davon, habe ich geſagt, hängt ja die ganze Sache ab. Sie verlieren hier eine Kleinigkeit, einige dreihundert Rubel vielleicht; — nicht wahr, Anton Iwanowitſch?“

„Ja, ja, ſelbſtverſtändlich, eine Kleinigkeit.“

„Sehen Sie alſo; berechnen Sie ’mal, was es Ihnen koſten wird, wenn der Streit fortfährt und das Gericht ihn zu ſeinen Gunſten entſcheidet, obgleich das Recht auf Ihrer Seite iſt.“

Jener bedenkt, überzeugt ſich davon und ſagt endlich:

„Es ſoll ſo geſchehen! Nicht wahr, Anton Iwanowitſch?“

„Das iſt richtig, ganz richtig; ich bin damit einverſtanden,“ ſagt Anton Iwanowitſch. Oh! Solch ein Anton Iwanowitſch iſt bei uns in Rußland noch ſehr zu gebrauchen.

„Wir danken Ihnen, Anton Iwanowitſch, daß Sie geholfen haben den Streit zu ſchlichten,“ ſagen die Gegner. „Bleiben Sie doch bei uns zu Mittag. Wohin werden Sie jetzt fahren? Zu Fekla Iwanowna kommen Sie zu ſpät, und Michailo Petrowitſch ſpeiſt ja heute nicht zu Hauſe.“ Und doch hat er noch keinen einzigen Rat erteilt, keinen einzigen Streit entſchieden, ſogar kein einziges vernünftiges Wort während des ganzen Streites geredet. Doch man verlangte es ja auch nicht von ihm, — man wäre erſtaunt, dieſes Wort oder irgend einen Rat von ihm zu hören; man hätte ihm auch kein Gehör geſchenkt und ſeinen Rat nicht angenommen. Man verlangte nur ſeine Anweſenheit. Wozu?

„Wozu?“ hätte man Ihnen geantwortet und nach kurzem Schweigen hinzugeſetzt: „Vier Augen ſehen beſſer als zwei.“

Wie groß wäre das allgemeine Erſtaunen, wenn er an irgend einem Diner oder in einer Abendgeſellſchaft gefehlt hätte.

„Wo iſt denn Anton Iwanowitſch?“ hätte jeder gewiß gefragt. „Was fehlt ihm? Warum iſt er nicht hier?“

Auch das Diner würde nicht den rechten Glanz haben. Man hätte ſogar einen Abgeordneten zu ihm hingeſchickt, um ſich nach ihm zu erkundigen, ob er nicht krank geworden oder verreiſt ſei? Und wenn er krank ſein ſollte, ein Verwandter hätte ſich nicht einer größeren Teilnahme erfreuen können!

„Geſtern hat man Sie nicht geſehen, vorgeſtern auch nicht. Was ſoll das heißen? Werden Sie wirklich auch morgen nicht bei Alexei Petrowitſch ſein?“ ſagt man ihm.

„Nein, morgen werde ich mich ſchon irgendwie zuſammennehmen,“ antwortet er und fährt.

Stirbt ein ſolcher Menſch, ſo lebt er noch lange im Gedächtnis der Einfältigen fort.

„Der ſelige Anton Iwanowitſch,“ wird man von ihm ſagen, wenn Karauſchen gereicht werden, „liebte gebratene Karauſchen.“

„Schade, daß Anton Iwanowitſch nicht mehr da iſt. Das waren wohl andre Zeiten!“

„Das war noch zu einer Zeit, wo Anton Iwanowitſch lebte. Damals ſaß er noch hier!“

Und ſo erinnert man ſich ſeiner unaufhörlich und vergißt oft den Menſchen, der innerlich und unbemerkt durch ſeine Gegenwart den ganzen Kreis belebte, deſſen Mittelpunkt er war. So weint ein leichtſinniges Kind oft um den Tod eines Hündchens und fühlt nicht den Augenblick, wo es eine Waiſe wird. Anton Iwanowitſch trat herein, küßte Anna Pawlowna die Hand.

„Guten Tag, meine teure Anna Pawlowna, habe die Ehre Ihnen zu einer neuangeſchaffenen Sache zu gratulieren.“

„Zu welcher, Anton Iwanowitſch?“ fragte Anna Pawlowna, ſich von oben bis unten betrachtend.

„Und die Brücke an der Pforte! Man ſieht, daß ſie eben zuſammengeſchlagen iſt? Heute höre ich plötzlich, daß die Bretter nicht mehr unter den Rädern tanzen. Sieh' da, eine neue Brücke!“

Er hat die Gewohnheit, ſeine Bekannten mit Gratulationen zu begrüßen. Er gratuliert ihnen zu den Faſten, zum Frühling, oder zum Herbſte, wenn nach einem Tauwetter Fröſte eintreten, zu den Fröſten, tritt dann wieder Tauwetter ein, zum Tauwetter.

Dieſesmal konnte er nichts von allem dem anbringen, aber er hatte ſich doch etwas anders ausgedacht.

„Ich habe Ihnen Grüße von Alexandra Waſſiljewna, Matrena Michailowna und Peter Sergeitſch zu beſtellen,“ ſagte er.

„Meinen beſten Dank, Anton Iwanowitſch! Sind die Kinder bei Ihnen geſund?“

„Gott ſei Dank.“

„Ich bringe Euch den Segen Gottes; mir folgt auf der Spur der Geiſtliche. Haben Sie ſchon gehört, gnädige Frau? Unſer Anton Archipitſch?“

„Was iſt geſchehen?“ fragte Anna Pawlowna erſchreckt.

„Er iſt doch geſtorben.“

„Was Sie ſagen! wann?“

„Geſtern am Morgen. Abends hat man mich davon benachrichtigt; ich machte mich auf den Weg und habe die ganze Nacht nicht geſchlafen. Finde alle in Thränen; hier muß man tröſten, da Befehle erteilen; alle haben die Arme ſinken laſſen; immer nur Thränen und Thränen; ich ganz allein!“

„Gütiger Gott!“ ſprach Anna Pawlowna, den Kopf ſchüttelnd. „Das iſt das Leben! Wie iſt denn das geſchehen? Noch in der vorigen Woche hat er mir durch Sie einen Gruß beſtellt! Wie?“

„Ja, meine Liebe! Er hat doch ſchon lange immer gekränkelt. Ein alter Mann! Ein Wunder, daß er ſich ſolange auf den Füßen gehalten hat!“

„Wieſo alt! Er war ja nur ein Jahr älter als mein Seliger. Nun, Gott gebe ihm das Himmelreich!“ ſagte Anna Pawlowna, ſich bekreuzend. „Fedosja Petrowna thut mir leid; iſt mit den Kindern nachgeblieben. Kein Spaß, fünf Kinder und faſt alles Mädchen! Wann iſt die Beerdigung?“

„Morgen.“

„Wie es ſcheint, hat jeder ſeinen Kummer, Anton Iwanowitſch. Auch ich muß meinen Sohn fortziehen ſehen.“

„Was iſt zu thun, Anna Pawlowna, wir ſind alle Menſchen! ‚Halt aus!‘ ſagt die heilige Schrift.“

„Zürnen Sie mir nur nicht, daß ich Sie beunruhigt habe, damit Sie mir den Kummer zu ertragen helfen. Sie haben uns ja ſo lieb, wie ein Verwandter.

„Ach, meine liebe Anna Pawlowna! Wen ſollte ich ſonſt lieben? Gibt es denn ſolche viele auf der Welt? Sie kennen Ihren Wert nicht. Von all den Sorgen geht mir der Kopf in die Runde; auch mein Bau geht mir nicht aus dem Sinn; noch geſtern habe ich mich den ganzen Morgen mit dem Baumeiſter abgegeben, doch können wir immer nicht einig werden . . . aber nicht hinfahren! Unmöglich, denke ich! Was wird ſie da allein ohne mich anfangen? Iſt nicht mehr jung, kann den Kopf verlieren.“

„Gott ſchenke Ihnen Geſundheit, Anton Iwanowitſch, daß Sie uns nicht vergeſſen! Ich weiß wirklich nicht, wo mir der Kopf ſteht, ſolch eine Leere im Kopfe, die Augen ſehen nicht! Die Kehle iſt mir von Thränen wie ausgebrannt. Bitte zum Imbiß; Sie ſind gewiß müde und hungrig geworden.“

„Danke unterthänigſt. Aufrichtig geſagt habe ich im Vorbeifahren bei Peter Sergeitſch ein Schnäpschen getrunken und etwas aufgebiſſen. Doch das wird mich nicht hindern. Der Geiſtliche wird gleich kommen und den Segen erteilen! Da iſt er auch ſchon auf der Außentreppe.“ Der Geiſtliche erſchien. Auch Marja Karpowna kam mit ihrer Tochter, einem geſunden, rotwangigen Mädchen mit verweinten Augen und einem Lächeln auf den Lippen.

In ihren Augen und auf ihrem ganzen Geſichte ſtand es deutlich zu leſen: „ich werde einfach ohne Launen lieben, meinen Mann wie eine Wärterin pflegen, ihm in allem gehorchen und nie klüger ſein wollen, und wie kann man auch klüger als der Mann ſein?

Das iſt eine Sünde. Ich werde mich fleißig mit der Wirtſchaft beſchäftigen, nähen, ihm ein halbes Dutzend Kinder zur Welt bringen, ſie pflegen, bekleiden und benähen.“ Die Fülle und Friſche ihrer Wangen und die Entwickelung des Buſens ſchienen die Ausſicht auf viele Kinder zu beſtärken. Doch die Thränen in den Augen und der traurige Ausdruck des Geſichtes liehen ihr damals einen höheren Reiz.

Zuerſt wurde ein Tedeum geſungen, wozu Anton Iwanowitſch das Hofgeſinde herbeirief, die Kerze anzündete, vom Geiſtlichen nach beendigtem Leſen das Buch in Empfang nahm, um es dem Küſter zu übergeben, und ein Fläſchchen mit Weihwaſſer füllte mit den Worten: „für Agafja Nikitiſchna.“ Man ſetzte ſich an den Tiſch.

Außer Anton Iwanowitſch und dem Geiſtlichen rührte, wie gewöhnlich, niemand etwas an; doch dafür that Anton Iwanowitſch dieſem homeriſchen Frühſtücke alle Ehre an. Anna Pawlowna weinte und wiſchte ſich verſtohlen die Thränen.

„Hören Sie doch auf, meine liebe Anna Pawlowna, unnütz Thränen zu verlieren!“ ſagte Anton Iwanowitſch mit erheucheltem Aerger, ſich ein Weinglas mit Likör füllend. „Geht er denn dem Tode entgegen?“ ſetzte er hinzu und ſchmatzte mit den Lippen, nachdem er das Weinglas zur Hälfte geleert hatte.

„Welch ein vortrefflicher Likör, was hat er für ein Aroma! Solch einen findet man bei uns im ganzen Gouvernement nicht mehr!“ ſagte er mit dem Ausdrucke der höchſten Zufriedenheit.

„Das iſt ein drei ... drei ... jäh ... riger!“ brachte Anna Pawlowna ſchluchzend hervor. „Ich habe ihn erſt heute ... für Sie ... losgekorkt.“

„Ach, Anna Pawlowna, Ihr Anblick macht mich krank,“ fing Anton Iwanowitſch wieder an. „Schade, daß niemand da iſt, Sie zu beſtrafen; ich würde Sie ſchlagen und ſchlagen!“

„Bedenken Sie doch, Anton Iwanowitſch. Den einzigen Sohn verliere ich aus den Augen. Niemand wird mir die Augen zudrücken, wenn ich ſterbe.“

„Wozu ſind wir denn da? Bin ich Ihnen vielleicht ein Fremder? Warten Sie doch noch mit dem Sterben? Können noch heute oder morgen heiraten! Ich würde 'mal tanzen auf Ihrer Hochzeit! So trocknen Sie doch Ihre Thränen.“

„Ich kann nicht, Anton Iwanowitſch, wirklich, ich kann nicht; ich weiß ſelbſt nicht, von wo die Thränen kommen.“

„Solch einen flinken Burſchen eingeſperrt zu halten! Laſſen Sie ihm 'mal die Freiheit; er breitet die Flügel aus und thut Wunder, bekommt einen Rang nach dem andern!“

„Was Sie ſagen, Anton Iwanowitſch?“ ſagte Anna Pawlowna, lächelnd.

„Bei Gott, er wird bekommen; denken Sie nur an mein Wort! Haben wir denn viele ſolche Burſchen?“

„Wenn man von Ihrem Teller Honig eſſen könnte! Nehmen Sie doch noch ein Stückchen Pirogge!“ ſetzte Anna Pawlowna hinzu.

„Ich werde nehmen, ſobald ich mit dieſem Stücke fertig bin.

Nikanor Michaitſch, der hat 'mal einen Sohn! Das iſt ja ein wahres Raubtier! Verſuch' einer 'mal hinzufahren! Mir ſpielt er jedesmal irgend einen Streich; entweder er ſchleppt mir in der Nacht die Stiefel fort, oder kehrt mir die Kleider auf die linke Seite aus, oder er ſchneidet mir die Knöpfe vom Ueberrocke ab; unlängſt hat er mir ein Kätzchen unter das Kopfkiſſen geſteckt! Solch ein Taugenichts! Ich glaubte, es ſei eine Maus und flüchte mich mit bloßen Füßen auf den Hof, zittere halbtot vor Schreck, und er lacht. Er behandelt mich wie einen Märtyrer. Glaubt er, für das Salz und Brot ſich ſo über mich luſtig machen zu können? Ich komme auch ohnedem durch; mir ſtehen, Gott ſei Dank! alle Thüren offen, iß, ſoviel du willſt. Wenn ſie wenigſtens im Ueberfluſſe lebten; doch, glauben Sie mir, kaum daß man da eine dünne Kohlſuppe bekommt, das Pferd bleibt ſchon immer ungefüttert."

Anna Pawlowna ſchüttelte den Kopf.

„Anton Iwanowitſch, Sie werden ja überall mit offenen Armen empfangen," ſagte ſie.

„Ihr Wohl, Alexander Fedorowitſch! Glückliche Reiſe! Kehren Sie bald zurück und heiraten Sie! Sophja Waſſiljewna, warum ſind Sie rot geworden?"

„Ich wüßte nicht, ſo . . ."

„Ach die Jugend, die Jugend! ha, ha, ha!"

„Man fühlt den Kummer nicht, wenn Sie da ſind, Anton Iwanowitſch," ſagte Anna Pawlowna. „Sie verſtehen es, zu tröſten; Gott ſchenke Ihnen Geſundheit! Trinken Sie doch noch von dem Likör."

„Gewiß werde ich trinken, meine Liebe. Warum ſollte man nicht trinken zum Abſchied?"

Das Frühſtück war zu Ende. Der Reiſewagen ſtand ſchon lange bereit. Er fuhr vor. Die Diener liefen herbei. Der eine trug den Tſchemodan, der andre ein Bündel, der dritte den Reiſeſack; alle liefen hin und her. Wie die Fliegen Zucker, ſo hatten alle den Reiſewagen umringt, und jeder fuhr mit den Händen hinein.

„So liegt der Tſchemodan beſſer," ſprach einer. „Hier könnte man die Schachtel mit Eßwaren hinſtellen."

„Wo ſoll denn der gnädige Herr ſeine Füße laſſen?" antwortete ein andrer. „Der Tſchemodan muß unten gelegt werden und die Schachtel ſeitwärts."

„Dann wird der Pfühl herunterrollen, wenn man den Tſchemodan in die Länge ſtellt — beſſer in die Breite. Was kommt noch? Sind die Stiefel eingepackt?"

„Ich weiß nicht. Wer hat eingepackt?"

„Ich nicht. Geh', ſieh 'mal nach, ob ſie nicht oben geblieben ſind?"

„Geh' du."

„Warum kannſt du nicht gehen? Du ſiehſt, ich habe keine Zeit."

„Hier iſt noch etwas, vergeßt es nicht!" ſchrie eine Magd und ſchob an allen Köpfen vorbei ihre Hand mit einem Bündel durch.

„Gib her!"

„Stopft dieſes auch irgendwie in den Tſchemodan, man hat es vergeſſen,“ ſprach eine andre, ſich auf den Fußtritt ſtellend und Bürſte und Kamm reichend.

„Wie kann man das jetzt einſtopfen?“ ſchrie ſie ärgerlich ein wohlbeleibter Diener an, „weg da! Du ſiehſt doch, daß der Tſchemodan ganz unten liegt.“

„Die gnädige Frau hat’s befohlen. Das iſt nicht meine Sache; wirf’s weg. Zum Teufel, ihr alle!“

„Gib nur her, ſchneller; man kann ſie hier in eine Seitentaſche einſtecken.“

Das Femerpferd hob und ſchüttelte beſtändig den Kopf. Die Glocke ließ jedesmal einen ſchrillen Ton hören, der an die Abſchiedsſtunde erinnerte; die Nebenpferde ſtanden nachdenklich, mit geſenktem Kopfe, als ſchienen ſie den ganzen Reiz der ihnen bevorſtehenden Reiſe zu verſtehen; von Zeit zu Zeit hoben ſie den Schweif, um die Fliegen zu vertreiben, oder ſtreckten die Unterlippe vor, ſich dem Femerpferde nähernd. Der verhängnisvolle Augenblick war gekommen. Man betete noch einmal.

„Setzt euch, ſetzt euch alle,“ ſagte Anton Iwanowitſch befehlend. „Alexander Fedorowitſch, bitte, ſetzen Sie ſich! Auch du, Ewſey, ſetze dich. So ſetze dich doch!“ Er ließ ſich ſelbſt ſeitwärts auf den äußerſten Rand des Stuhles nieder. „Nun jetzt mit Gott!“

Hier heulte Anna Pawlowna laut auf und umarmte Alexander.

„Lebe wohl, lebe wohl, mein Freund!“ hörte man unter Schluchzen. „Ob ich dich auch wiederſehe?“ . . .

Weiter konnte man nichts verſtehen. In dieſem Augenblicke erklang der Ton einer andern Glocke; ein Dreigeſpann rollte in den Hof. Aus dem Wagen ſprang ganz beſtaubt ein junger Mann; er eilte ins Zimmer und warf ſich in die Arme von Alexander.

„Poſpelow! Adujew!“ riefen beide zugleich, ſich in der gegenſeitigen Umarmung faſt erdrückend.

„Von wo kommſt du?“ fragte Adujew.

„Von Hauſe, bin Tag und Nacht gefahren, um von dir Abſchied zu nehmen.“

„Ja, du biſt ein Freund! Ein wahrer Freund,“ ſagte Adujew mit Thränen in den Augen. „160 Werſt zurückzulegen, um ein Lebewohl zu ſagen! Ja, es gibt eine Freundſchaft in der Welt.“

Anna Pawlowna überhäufte Poſpelow mit Liebkoſungen. Die Abreiſe wurde auf eine halbe Stunde verzögert. Endlich war man fertig.

Bis zum Wäldchen gingen alle zu Fuß. In einem dunklen Vorhauſe hatten Sophja und Alexander Zeit gehabt, aufeinander zuzueilen.

„Alexander Fedorowitſch!“ „Sophja Waſſiljewna!“ ſagten ſie, und die Worte erſtarben in einem Kuſſe.

„Sie werden mich da vergeſſen?“ ſagte ſie weinend.

„O, wie wenig Sie mich kennen! Glauben Sie mir, ich werde zurückkehren, und niemals ſoll eine andre . . .“

„Da nehmen Sie geſchwind; es ſind meine Haare und ein Ring.“

Er ſteckte eilig beides in die Taſche.

Voran ſchritt Anna Pawlowna mit ihrem Sohne, dann folgte Marja Karpowna mit ihrer Tochter, endlich kam der Geiſtliche mit Anton Iwanowitſch. In einiger Entfernung folgte der Reiſewagen. Der Jamtſchik konnte kaum die Pferde zurückhalten. Das Hofgeſinde hatte Ewſey in der Pforte umringt.

„Lebe wohl, Ewſey Iwanowitſch, lebe wohl, Lieber, vergiß uns nicht!“ hörte man von allen Seiten.

„Lebt wohl, Bruder, lebt wohl, bewahret mir ein gutes Andenken!“

„Lebe wohl, Ewſejuſchka, lebe wohl, mein Herzenskind!“ ſagte die Mutter, ihn umarmend. „Da haſt du ein Gottesbild: das iſt mein Segen. Bleibe deinem Glauben treu, Ewſey, gehe nicht zu den Heiden über! Sonſt ſage ich mich los von dir und verfluche dich! Sei kein Säufer, kein Dieb; diene deinem Herrn mit Leib und Seele. Leb' wohl, leb' wohl!“

Sie bedeckte mit der Schürze ihr Geſicht und entfernte ſich.

„Lebe wohl, Mutter!“ brummte Ewſey nachläſſig.

Ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren eilte auf ihn zu.

„Nimm Abſchied von deiner Schweſter!“ ſagte ein Weib.

„Du auch noch!“ ſagte Ewſey, ſie küſſend, „nun leb' wohl, leb' wohl! Geh' jetzt, du Barfüßige, nach Hauſe!“

In einiger Entfernung ſtand Agrafena allein da. Ihr Geſicht wurde fahl.

„Leben Sie wohl, Agrafena Iwanowna!“ ſagte Ewſey gedehnt, die Stimme erhebend und ſeine Arme zu ihr ausbreitend.

Sie ließ ſich umarmen; doch erwiderte ſie dieſe Umarmung nicht. Nur ihre Züge verzerrten ſich.

„Da haſt du!“ ſagte ſie, einen Sack unter der Schürze hervorziehend und ihm zuſteckend. „Wirſt dich wohl da mit den Petersburgiſchen herumtreiben!“ ſetzte ſie hinzu, ihn von der Seite anſehend. In dieſem Blicke drückten ſich ihr ganzer Kummer und ihre Eiferſucht aus.

„Ich mich herumtreiben! Ich!“ fing Ewſey an. „Möge mich auf dieſer Stelle der Blitz treffen, mir die Augen aus dem Kopfe ſpringen! Daß ich unter die Erde ſinken könnte, wenn ich da irgend . . .“

„Schon gut! Schon gut!“ brummte Agrafena ungläubig. „Dabei denkſt du dir — oh!“

„Beinahe hätte ich es vergeſſen!“ rief Ewſey und zog aus der Taſche ein fettes, beſchmutztes Spiel Karten. „Nehmen Sie, Agrafena Iwanowna, das zum Andenken; Sie können es doch hier nicht bekommen.“

Sie ſtreckte die Hand aus.

„Schenke mir, Ewſey Iwanowitſch!“ ſchrie Proſchka aus dem Haufen.

„Dir! Eher werde ich ſie verbrennen als dir ſchenken!“ und er ſteckte die Karten in die Taſche.

„Gib ſie mir doch her, Dummkopf,“ ſagte Agrafena.

„Nein, Agrafena Iwanowna, nein, meine Liebe, thun Sie was

Sie wollen, ich gebe ſie Ihnen nicht, Sie werden mit ihm ſpielen. Leben Sie wohl!“

Ohne ſich umzuſehen, winkte er mit der Hand und folgte in nachläſſigem Schritte dem Reiſewagen, den er, wie es ſchien, auf ſeinen Schultern hätte forttragen können, Alexander, den Jamtſchick und die Pferde nicht ausgenommen.

„Oh der Verfluchte!“ ſagte Agrafena, ihm nachblickend und ſich mit einer Ecke ihres Tuches die ſtrömenden Thränen trocknend. So nahm er Abſchied von ihr.

Beim Wäldchen hielt man an. Während Anna Pawlowna ſchluchzend ihrem Sohne noch ein letztes Lebewohl ſagte, ſtreichelte Anton Iwanowitſch das eine Pferd, ergriff es dann an den Naſenflügeln und ſchüttelte es nach beiden Seiten, womit das Pferd gar nicht zufrieden zu ſein ſchien, denn es zeigte ſchnaubend die Zähne.

„Zieh’ ’mal beim Femerpferde den Bauchgurt etwas an,“ ſagte er dem Jamtſchick, „das Polſter auf dem Rücken hat ſich verſchoben!“ Der Jamtſchick betrachtete das Polſter und fand es am rechten Platze. Er rührte ſich nicht von der Stelle und ſetzte nur mit der Peitſche den Geſchirrriemen zurecht.

„Nun, es iſt Zeit, Gott mit euch,“ ſagte Anton Iwanowitſch. „Anna Pawlowna, hören Sie doch auf, ſich zu quälen! Steigen Sie ein, Alexander Fedorowitſch, Sie müſſen noch bei Tageslicht in Schiſchkow anlangen. Leben Sie wohl, Gott gebe Ihnen viel Glück, viel Anſehen, Ordenskreuze, alles Gute und Angenehme, viel Segen und Reichtum! Nun, Glück auf, fahr’ zu und halt die Pferde etwas an, wenn du da weiter den Berg hinabfährſt,“ ſetzte er, zu dem Jamtſchick gewendet, hinzu.

Alexander ſtieg ganz in Thränen aufgelöſt in den Wagen. Ewſey näherte ſich ſeiner Herrin, fiel ihr zu Füßen und küßte ihr die Hand. Sie gab ihm einen Fünfrubelſchein.

„Nimm dich in acht, Ewſey, denke daran. Wirſt du gut dienen, ſo gebe ich dir Agrafena zur Frau, wenn nicht, ſo . . .“

Sie konnte nicht weiter ſprechen. Ewſey beſtieg den Vorderſitz. Der Jamtſchick, vom langen Warten ermüdet, ſchien jetzt wieder neu aufzuleben. Er drückte den Hut feſter in die Stirn, ſetzte ſich zurecht, hob die Leinen, und die Pferde rührten ſich in einem leichten Trab. Er ſtreifte mit der Peitſche die Nebenpferde, ſie thaten einen Sprung, ſtreckten die Glieder, und das Dreigeſpann eilte dem Waldwege zu. Der Haufen von Begleitenden blieb ſchweigend und unbeweglich in einer Staubwolke zurück, ſolange der Reiſewagen nicht ganz aus den Augen verſchwunden war. Anton Iwanowitſch kam zuerſt zur Beſinnung.

„Nun, jetzt nach Hauſe!“ ſagte er.

Solange es möglich war, blickte Alexander aus dem Wagen. Dann warf er ſich zurück und verbarg das Geſicht in den Kiſſen.

„Verlaſſen Sie mich Arme nicht, Anton Iwanowitſch!“ ſagte Anna Pawlowna. „Speiſen Sie hier!“

„Gut, meine Teuerſte, ich bin bereit, meinetwegen bleib’ ich auch zum Abendeſſen.“

„Sie könnten doch auch nächtigen.“

„Wieſo, morgen iſt die Beerdigung!“

„Ach, ja! Nun, ich zwinge Sie nicht. Beſtellen Sie einen Gruß von mir an Fedosja Petrowna, ſagen Sie, daß mich ihr Unglück herzlich betrübt und daß ich ſie ſelbſt beſucht hätte, wenn mir Gott nicht auch einen Kummer geſchickt; meinen Sohn mußte ich begleiten.“

„Ich werde das ſagen, nichts vergeſſen.“

„Mein Liebling, mein Saſchenka!“ flüſterte ſie, ſich umſehend. „Er iſt ſchon nicht mehr zu ſehen, aus den Augen verſchwunden!“

Frau Adujew ſaß den ganzen Tag ſchweigend da. Weder zum Mittag, noch zum Abend aß ſie etwas. Doch dafür ſprach, aß und trank Anton Iwanowitſch.

„Wo weilt mein Herzenskind jetzt?“ ſprach ſie nur von Zeit zu Zeit.

„Jetzt muß er ſchon in Neglüjew ſein. Nein, was ſchwatze ich? Noch nicht in Neglüjew; er nähert ſich ihm nun, wahrſcheinlich wird er da Thee trinken,“ erwiderte Anton Iwanowitſch.

„Nein, er trinkt nie zu dieſer Zeit.“

So reiſte Anna Pawlowna in Gedanken mit ihm. Als er ihrer Meinung nach ſchon in Petersburg ſein mußte, betete ſie für ihn, legte Karten aus oder unterhielt ſich von ihm mit Marja Karpowna.

Und er? Ihn ſehen wir in Petersburg wieder.

Zweites Kapitel.

Peter Iwanowitſch Adujew, der Onkel unſres Helden, wurde ebenſo wie dieſer, von ſeinem älteren Bruder, dem Vater Alexanders, nach Petersburg geſchickt und lebte dort ſchon ſeit ſiebzehn Jahren. Nach dem Tode des Bruders unterhielt er keinen Briefwechſel mit den Verwandten, und Anna Pawlowna hatte nichts von ihm gehört, ſeitdem er ſein kleines Gut, welches unweit des ihrigen lag, verkauft hatte.

In Petersburg wurde er, und das vielleicht nicht ohne Grund, für einen wohlhabenden Mann gehalten, ſtand im Dienſt einer hochgeſtellten Perſönlichkeit als Beamter zu beſonderen Aufträgen, trug einige Bänder im Knopfloche ſeines Fracks, bewohnte ein gutes Quartier in einer der Hauptſtraßen, hielt drei Diener und ebenſoviel Pferde. Er war nicht alt, ſondern was man nennt, ein Mann in der Blüte ſeiner Jahre, zwiſchen den Fünfunddreißigern und Vierzigern. Ueberhaupt liebte er es nicht, von ſeinem Alter zu ſprechen; das geſchah jedoch nicht aus einer kleinlichen Eitelkeit, ſondern wie infolge einer Berechnung, als beabſichtigte er, ſein Leben recht teuer zu verſichern. Jedenfalls wurde in der Weiſe, wie er ſein eigentliches Alter zu verheimlichen ſuchte, nie das eitle Beſtreben ſichtbar, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen. Er war einer jener hochgewachſenen proportioniert gebauten Männer, deren Ausſehen, Gang, gerade Haltung und teilweiſe auch Fülle nicht an Apollo, den Typus der graziöſen Jugendlichkeit, ſondern an die Geſtalt eines Centaurs erinnern, an etwas Maſſives und doch Graziöſes und Gewandtes, an etwas, das man bei uns mit der Benennung bel homme bezeichnet. Seine Geſichtszüge waren regelmäßig und markiert; doch drückte ſich darin weder Gutmütigkeit noch Bosheit, noch irgend ein großer Geiſt und noch weniger Dummheit aus, ſondern eine gleichgültige Ruhe, die jedoch niemand abſchreckte oder abſtieß; was Sie ihm nicht erzählen oder zeigen, führen Sie ihm ein Drama, ein Vaudeville, den Don Juan von Mozart auf, oder ſingen Sie ihm ein Volkslied, ſagen Sie ihm etwas außerordentlich Geiſtvolles oder die größte Dummheit, alles hört er gleichgültig an, er weint und lacht nicht. Umſonſt verſuchte irgend ein Witzling ihn zum lachen zu bringen, — viel, ſehr viel, wenn ein gelungener Witz ihm ein Lächeln entlockte. Umſonſt ſtürzte auch der Freund Hals über Kopf zu ihm hin, um ihn vor allen andern mit irgend einer unerwarteten traurigen Nachricht zu überraſchen — das gelang nie. Peter Iwanowitſch hörte dieſe Nachricht an, wie etwas, wovon er ſchon früher gehört hatte. Nie brachte ihn weder ein guter noch ein ſchlechter Eindruck außer Faſſung. So erſchien er vor der Welt. Und doch konnte man ſeine Züge nicht hölzern nennen; nein, ſie waren nur ruhig. Er war immer ſorgfältig, ſogar ſtutzermäßig, doch geſchmackvoll und ohne Uebertreibung gekleidet; er trug ausgezeichnete Wäſche; ſeine Hände waren voll und weiß, die Nägel lang und durchſichtig.

Eines Morgens, nachdem er erwacht war und den Diener herbeigeklingelt hatte, brachte ihm dieſer zugleich mit dem Morgenthee drei Briefe und meldete, daß ein fremder junger Herr dageweſen ſei, der ſich Alexander Fedorowitſch Adujew und ihn, Peter Iwanowitſch, ſeinen Onkel genannt, und daß er verſprochen hatte, in der Mittagsſtunde anzukommen.

Peter Iwanowitſch hörte, wie gewöhnlich, dieſe Nachricht ruhig an, ſpitzte nur etwas die Ohren und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Gut, du kannſt gehen,“ ſagte er dem Diener. Darauf nahm er einen Brief und wollte ihn erbrechen; doch hielt er nachdenklich inne.

„Ein Neffe aus der Provinz; das iſt 'mal eine Ueberraſchung!“ brummte er. „Und ich hatte gehofft, daß man mich da vergeſſen würde! Uebrigens, wozu viele Umſtände mit ihnen machen! Ich werde ihn ſchon los . . .“

Er klingelte wieder.

„Sage dieſem Herrn, wenn er wieder kommt, daß ich früh am Morgen auf die Fabrik gereiſt ſei und erſt in drei Monaten wiederkehren würde.“

„Es ſoll geſchehen,“ antwortete der Diener. „Was befehlen Sie denn wegen der Geſchenke?“

„Welcher Geſchenke?“

„Ein Diener brachte ſie; die gnädige Frau ſchicke Ihnen verſchiedenes Naſchwerk vom Lande, hat er geſagt.“

„Naſchwerk?“

„Ja, ein Fäßchen Honig, einen Beutel mit getrockneten Himbeeren . . .“

Peter Iwanowitſch zuckte mit den Achſeln.

„Nun?"

„Dann noch zwei Stücke Leinwand und Saft . . ."

„Kann mir ſchon denken, was das wohl für eine Leinwand ſein mag!"

„Die Leinwand iſt gut und der Saft ſehr ſüß."

„Nun geh', ich werde gleich ſehen."

Er nahm einen Brief, erbrach ihn und betrachtete die geſchriebene Seite. Ganz wie eine grobe, ſlawoniſche Schrift: der Buchſtabe C wurde durch zwei oben und unten übereinandergekreuzte Striche erſetzt; k einfach nur durch zwei Striche; der Brief war mit Abkürzungszeichen, ohne Interpunktionen geſchrieben.

Adujew las halblaut:

„G. H. Peter Iwanowitſch!

„Da ich mit Ihrem ſeligen Vater ſehr gut bekannt und befreundet geweſen bin, auch Sie in Ihrer Kindheit gekannt und in Ihrem Hauſe oft Salz und Brot genoſſen habe, nähre ich die Hoffnung, daß Sie mich, den alten Waſſili Tichonitſch, nicht vergeſſen haben, ebenſo wie wir hier alle Ihnen und Ihren Eltern ein freundliches Andenken bewahren und Gott bitten . . ."

„Was iſt das für ein Unſinn? Von wem?" ſagte Peter Iwanowitſch, die Unterſchrift betrachtend. „Waſſili Sajesdſchalow! Sajesdſchalow! Möge man mich totſchlagen, wenn ich mich ſeiner erinnere; was will er denn von mir?"

Und er las weiter.

„Meine unterthänigſte Bitte an Sie und Beläſtigung iſt, gütiger Herr, ſagen Sie mir nicht ab, Ihnen iſt wohl in Petersburg, nicht ſo wie uns hieſigen, alles bekannt und verwandt. Ein verfluchter Prozeß hat ſich mir aufgedrängt, und nun ſind es ſchon ſieben Jahre, daß ich ihn gar nicht los werden kann. Sie erinnern ſich doch des kleinen Waldes, der zwei Werſt von meinem Gute entfernt liegt? Das Gericht hat in dem Kaufbrief einen Fehler gemacht, den ſich mein Gegner Medwedew zu Nutzen gezogen hat; der Brief ſei ungültig, ſagt er, mach' was du willſt. Das iſt derſelbe Medwedew, der auf Ihren Gütern unerlaubten Fiſchfang getrieben hat; Ihr ſeliger Vater ließ ihn jedesmal mit Schimpf und Schande hinausjagen und wollte ihn ſogar wegen Eigenmächtigkeit beim Gouverneuren verklagen, doch, ſo gutmütig wie er war, verzieh er ihm, obgleich man ſolch einen Böſewicht nicht ſchonen ſollte. Helfen Sie, mein Wohlthäter, Peter Iwanowitſch; die Sache liegt jetzt im dirigierenden Senat; in welcher Abteilung und bei wem, das weiß ich nicht, doch wird man es Ihnen gewiß gleich ſagen. Thuen Sie einige Schritte bei den Sekretären und Senatoren, um ſie für meine Sache zu gewinnen; ſagen Sie denſelben, daß ich bloß wegen eines Fehlers im Kaufbrief zu leiden habe; man wird für Sie alles thun. Und beſorgen Sie mir da zugleich auch die Patente auf drei Beförderungen zum höheren Range und ſenden Sie ſie mir zu. Ich habe dem Kaiſer und dem Vaterlande treu gedient und habe doch guten Leuten nichts aufzuweiſen; mein Atteſtat iſt ſchon ganz zerfetzt, und ſo ein Patent im Rahmen und an der Wand gibt doch gleich mehr Anſehen; außerdem gibt es dann doch wenigſtens etwas zu leſen.

„Noch habe ich, mein teurer Peter Iwanowitſch, eine Bitte an Sie von der größten Wichtigkeit, mögen Sie von der herzlichſten Teilnahme für den unſchuldig verfolgten Dulder ergriffen werden und ihm mit Rat und That beiſtehen. Wir haben hier in der Gouvernementsregierung einen Rat namens Droſchow, wirklich ein Goldmenſch; er ſtirbt eher, als daß er ſeinen Nächſten verrät, in der Stadt kenne ich kein andres Quartier, jedesmal ſteige ich bei ihm ab, lebe wochenlang; Gott behüte, wenn es mir einfallen ſollte, irgendwo anders abzuſteigen; er bewirtet mich mit Speiſ' und Trank; dann ſpielen wir Boſton vom Mittag bis zur tiefſten Mitternacht. Und ſolch ein Menſch iſt nicht anerkannt worden. Verſuchen Sie es da, mein gütiger Vater, bei allen Großen, erklären Sie ihnen, was für ein Menſch Afanaſſi Iwanowitſch iſt; wenn er arbeitet, brennt alles in ſeinen Händen, ſagen Sie, daß er falſch angeklagt worden iſt. Durch verſchiedene Ränke des Gouvernementsſekretärs, man wird Ihnen Gehör ſchenken, benachrichtigen Sie mich davon mit der erſten Poſt. Beſuchen Sie auch meinen alten Dienſtkameraden Koſtiakow. Ich habe von einem angereiſten Petersburger, namens Studenitzin, gehört, daß er in den Sandbergen wohnen ſoll; jedes Kind wird Ihnen ſein Haus zeigen, ſchreiben Sie mir mit derſelben Poſt, — geben Sie ſich dieſe kleine Mühe, — ob er noch lebt, geſund iſt, wie es ihm geht und ob er ſich noch meiner erinnert? Suchen Sie ſeine Bekanntſchaft zu machen und ſeine Freundſchaft zu gewinnen; er iſt ein ausgezeichneter Menſch, was auf dem Herzen, das auf der Zunge, ein luſtiger Kauz! Ich beende den Brief noch mit einer kleinen Bitte . . .“

Adujew hielt im Leſen inne, zerriß den Brief langſam in vier Stücke und warf ihn in den Papierkorb, darauf reckte er ſich gähnend.

Dann nahm er einen andern Brief und fing wieder an, halblaut zu leſen.

„Mein lieber Bruder, Peter Iwanowitſch!

„Was iſt das für eine Schweſter!“ ſagte Adujew, die Unterſchrift ſuchend. „Marja Gorbatow . . .“ Er ſah nach oben, ſein Gedächtnis anſtrengend. „Wer kann das wohl ſein, etwas Bekanntes? ach ja, ich habe es; mein Bruder hatte doch eine Gorbatow zur Frau; das iſt ihre Schweſter, das iſt jene . . . ah! jetzt weiß ich . . .“

Er zog die Stirn in Falten und las:

„Obgleich das Schickſal uns vielleicht auf ewig getrennt hat und eine Kluft zwiſchen uns liegt, Jahre vergangen ſind . . .“

Er überſprang einige Zeilen und las weiter:

„Bis zum Grabe werde ich mich deſſen erinnern, wie wir am Ufer unſres Sees ſpazieren gingen und Sie mit Lebensgefahr, und ohne Ihre Geſundheit zu ſchonen, bis zum Knie ins Waſſer wateten, um mir aus dem Schilf eine große gelbe Blume zu pflücken. Ich erinnere mich noch, daß aus ihrem Stengel eine Flüſſigkeit quoll, die Ihnen die Hände beſchmierte, und daß Sie mit Ihrem Hut Waſſer ſchöpften, um ſie abzuwaſchen, wir haben damals viel darüber gelacht. Oh Gott, wie glücklich war ich doch damals! Ich bewahre dieſe Blume noch bis jetzt in einem Buch ..."

Adujew hielt inne. Dieſer letzte Umſtand ſchien ihm nicht ſehr zu gefallen. Er ſchüttelte ſogar ungläubig den Kopf.

„Haben Sie auch noch das Bändchen, (fuhr er weiter im Leſen fort) das Sie mir aus der Kommode entwendeten, ohne auf mein Geſchrei und auf meine Bitten zu achten ..."

„Ich habe ein Bändchen entwendet!" rief er laut, die Brauen noch mehr zuſammenziehend. Er überſprang wieder einige Zeilen und fuhr fort:

„Ich habe mich einem jungfräulichen Leben gewidmet und fühle mich ſehr glücklich; niemand kann mir verbieten, von dieſen ſeligen Erinnerungen zu leben ..."

„Alſo, eine alte Jungfer!" dachte Peter Iwanowitſch. „Kein Wunder, daß ſie noch an gelbe Blumen denkt! Was folgt denn weiter?"

„Haben Sie geheiratet, mein lieber Bruder, und wen? Wer iſt jene Gefährtin, die den Pfad Ihres Daſeins geſchmückt hat, nennen Sie ſie mir, ich werde ſie lieben wie eine leibliche Schweſter, in Gedanken ihr Bild mit dem Ihrigen vereinigen und beten. Wenn Sie nicht geheiratet haben, ſchreiben Sie mir offenherzig die Urſache; Ihr Geheimnis wird niemand bei mir leſen können, ich werde es auf meinem Buſen tragen und nur mit dem Herzen ſoll man es mir entreißen. Zögern Sie nicht; ich brenne vor Ungeduld, Ihre undurchdringlichen Zeilen zu leſen ..."

„Nein, deine Zeilen die ſind wohl undurchdringlich!" dachte Peter Iwanowitſch.

„Ich wußte nicht, (las er weiter) daß es unſerm lieben Saſchenka einfallen wird, die prachtvolle Reſidenz zu beſuchen; der Glückliche! Er wird ſchöne Gebäude und Magazine ſehen, all' den Luxus genießen und den vergötterten Onkel an ſeine Bruſt drücken, während ich unterdeſſen Thränen vergießen werde, an die glücklichen Zeiten zurückdenkend. Wenn ich von ſeiner Abreiſe gewußt, Tag und Nacht hätte ich an einem Kiſſen für Sie geſtickt; einen Araber mit zwei Hunden, Sie können ſich nicht vorſtellen, wie viel ich beim Anblick dieſes Muſters geweint habe; was iſt wohl heiliger, als Freundſchaft und Treue ...? Jetzt beſchäftigt mich dieſer Gedanke, ihm werde ich meine Tage widmen, nur habe ich hier keine Wolle und bitte unterthänigſt, mein lieber Bruder, mir nach den Proben, die ich hier beilege, von der beſten engliſchen Wolle in der kürzeſten Zeit und aus dem erſten Magazin zu ſchicken. Doch, was ſchreib' ich? Welch ein fürchterlicher Gedanke hält meine Feder an! vielleicht haben Sie uns ſchon vergeſſen, und wie könnten Sie ſich auch der armen Dulderin erinnern, die ſich ganz von der Welt losgeſagt hat und Thränen vergießt. Doch nein! Ich kann mir gar nicht denken, daß Sie eben ſolch ein Unmenſch wären, wie alle andern Männer. Nein! Das Herz ſagt mir, daß Sie uns mitten in dem Luxus und in den Vergnügungen der prachtvollen Reſidenz dieſelben Gefühle bewahrt haben. Dieſer Gedanke iſt ein Balſam für mein krankes Herz. Leben Sie wohl, ich kann nicht mehr fortfahren, meine Hand bebt . . .

Bis an das Grab
Ihre
Marja Gorbatow.

P. S. Haben Sie nicht, Bruderchen, gute Bücher? ſchicken Sie mir, wenn Sie ſie nicht nötig haben, ich würde auf jeder Seite an Sie denken, und weinen; oder kaufen Sie mir neue, wenn ſie nicht teuer ſind. Man ſagt, daß die Werke von Herrn Sagoskin und von Herrn Marlinsky gut ſeien; auch habe ich in einer Zeitung die Ueberſchrift: ‚Von den Vorurteilen‘, ein Werk von Herrn Puſina, geleſen. Schicken Sie es mir, ich kann Vorurteile nicht leiden.“

Nach beendigtem Leſen wollte unſer Centaur auch dieſen Brief demſelben Schickſale übergeben; doch er beſann ſich.

„Nein,“ dachte er, „ich werde ihn aufbewahren; es finden ſich Liebhaber für ſolche Briefe, manche haben ganze Sammlungen davon, vielleicht kann ich noch damit jemand einen Dienſt erweiſen.“

Er warf ihn in einen Perlenkorb, der an der Wand hing. Dann nahm er den dritten Brief und fing an zu leſen:

„Mein lieber Schwager, Peter Iwanowitſch!

„Erinnern Sie ſich noch, wie wir vor ſiebzehn Jahren Sie zur Reiſe rüſteten? Da hat mich Gott jetzt auch das einzige Kind auf einen weiten Weg ſegnen laſſen. Möge Ihnen ſein Anblick Freude bereiten und Sie an unſern teuern Verſtorbenen, an Fedor Iwanowitſch erinnern; Saſchenka gleicht ihm ja auf ein Haar. Gott allein weiß, wie ſehr mein Mutterherz gelitten hat, als ich ihn in die Fremde ziehen ſah. Ich ſchicke mein Herzenskind gerade zu Ihnen und habe ihm ſtreng angeſagt, nur ja nicht irgendwo anders abzuſteigen.“

Adujew ſchüttelte wieder den Kopf. „Die einfältige Alte!“ brummte er weiter leſend.

„In ſeiner Unerfahrenheit wäre er vielleicht in irgend einem Gaſthauſe abgeſtiegen, aber ich weiß, wie ſehr das einen leiblichen Onkel beleidigen könnte; daher wies ich ihm den Weg zu Ihnen. Das wird ein frohes Wiederſehen ſein. Stehen Sie ihm mit Ratſchlägen bei, mein lieber Schwager, nehmen Sie ſich ſeiner an; ich übergebe ihn Ihren Händen.“

Peter Iwanowitſch hielt wieder an.

„Er hat ja dort nur Sie allein (las er weiter). Beaufſichtigen Sie ihn, verwöhnen Sie ihn nicht gar zu ſehr, doch ſeien Sie auch nicht zu ſtreng gegen ihn; überlaſſen Sie das fremden Menſchen, die werden ihn ſchon mit Strenge behandeln, aber liebevoll gegen ihn ſein, — das kann nur ein Verwandter; außerdem iſt er ſelbſt zutraulich, ſobald Sie ihn ſehen, können Sie nicht mehr von ihm laſſen. Sagen Sie auch dem Chef, bei dem Saſchenka dienen wird, daß er ihn ſchonen und zartfühlender behandeln möchte; denn er iſt ſehr ſchwächlich. Warnen Sie ihn vor den Karten und dem Wein. In der Nacht — ihr werdet doch wahrſcheinlich in Einem Zimmer ſchlafen, — hat Saſchenka die Gewohnheit, auf dem Rücken zu liegen; deshalb ſtöhnt und wirft ſich das Herzenskind; wecken Sie ihn dann leiſe auf und machen Sie über ihm das Zeichen des Kreuzes, — dann geht es gleich vorüber, im Sommer bedecken Sie ihm den Mund mit einem Taſchentuch; er öffnet ihn im Schlaf, und die verdammten Fliegen kriechen ihm dann am Morgen herein. Helfen Sie ihm im Notfall auch mit Geld ...“

Adujew zog die Stirn zuſammen; doch ſeine Züge erhellten ſich wieder, als er weiter im Leſen fortfuhr.

„Ich ſchicke dann, was nötig ſein wird, auch jetzt habe ich ihm tauſend Rubel gegeben; doch ſoll er ſie nicht unnütz ausgeben und ſich vor Schmeichlern, die ihm das ablocken könnten, in acht nehmen; bei Euch in der Reſidenz ſoll es, wie ich gehört habe, viele Böſewichte und unverſchämte Menſchen geben. Und jetzt leben Sie wohl. Das Schreiben iſt mir eine ungewohnte Arbeit. Mit herzlicher Zuneigung

hochachtungsvoll

Ihre Schwägerin A. Adujew.

P. S. Hierbei ſchicke ich Ihnen von unſerm Naſchwerk, Himbeeren aus unſerm Garten, den beſten Honig, wie eine Thräne ſo klar, zu Hauſe gekochten Saft und holländiſche Leinwand zu zwei Dutzend Hemden. Wohl bekomm's, eſſen Sie von allem und tragen Sie die Hemden. Wenn der Vorrat zu Ende iſt, ſchicke ich Ihnen wieder. Laſſen Sie auch Ewſey nicht aus dem Auge; er iſt ein ſtiller, nüchterner Menſch, doch ſollte ihn das Reſidenzleben verderben, dann könnte man ihn auch der Prügelſtrafe unterwerfen.“

Peter Iwanowitſch legte den Brief langſam auf den Tiſch, holte noch langſamer eine Zigarre hervor, rollte ſie in den Händen und fing an zu rauchen. Lange dachte er über dieſen Streich nach, den ihm ſeine Schwägerin geſpielt hatte.

Er analyſierte in Gedanken alles das, was von ihm verlangt wurde, ſowie auch das, was er thun ſollte, und kam zu einem folgenden Schluß. Seinen Neffen kennt er nicht, folglich liebt er ihn auch nicht, ſein Herz legt ihm keinerlei Pflichten auf; die Sache muß alſo nur nach den Geſetzen der Vernunft und der Gerechtigkeit entſchieden werden. Sein Bruder hatte geheiratet, die Freuden der Ehe genoſſen; wozu ſollte er, Iwanowitſch, ſich mit den Sorgen um den Bruderſohn beläſtigen, er, der die Vorteile der Ehe nicht genoſſen hatte? Natürlich war das unnütz. Doch anderſeits mußte er auch das in Erwägung ziehen: die Mutter hatte ihren Sohn gerade zu ihm geſchickt, ihn in ſeine Hände übergeben, ohne zu fragen, ob er ſich dieſe Laſt gefallen laſſen wollte, ja ſogar, ohne zu wiſſen, ob er auch noch lebte und im ſtande ſei etwas für den Neffen zu thun.

Gewiß war das einfältig gehandelt; doch die Sache war nun einmal geſchehen; der Neffe war in Petersburg — hilflos, ohne Bekannte, ſogar ohne Empfehlungsbriefe, jung und unerfahren ... hatte er das Recht, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, ihn ohne Rat und Hilfe unter die Menge hinauszujagen; falls ihm etwas Schlechtes widerfahren ſollte, würde er es dann nicht vor ſeinem Gewiſſen zu verantworten haben ...

Hier erinnerte ſich Adujew, wie ſein verſtorbener Bruder und auch Anna Pawlowna ihn vor ſiebzehn Jahren zur Reiſe rüſteten. Sie konnten natürlich in Petersburg nichts für ihn thun; er hat ſich ſelbſt den Weg gebahnt ..., doch er dachte an ihre Thränen beim Abſchied, an ihre mütterlichen Segenswünſche, an ihre Liebkoſungen, an ihre Piroggen und endlich an ihre letzen Worte: „wenn Saſchenka heranwächſt, — der war damals ein dreijähriges Kind, — werden Sie ihn, Brüderchen, vielleicht auch herzlich und liebevoll empfangen ...“ Hier erhob ſich Peter Iwanowitſch und ging mit eiligen Schritten ins Vorzimmer.

„Waſſili“, ſagte er, „wenn mein Neffe wiederkommt, weiſ' ihn nicht zurück. Erkundige dich auch, ob das Zimmer oben, das vor kurzem zur Miete angeboten wurde, noch unbewohnt iſt; in dieſem Fall ſage, daß ich es mir vorbehalte. Ach, das ſind die Geſchenke! Nun, was ſollen wir denn damit anfangen?“

„Als ſie nach oben getragen wurden, hat unſer Budenſteher ſie geſehen und gefragt, ob wir ihm nicht den Honig abtreten würden. ‚Ich werde Ihnen einen guten Preis bieten,‘ hat er geſagt; auch die Himbeeren will er nehmen ...“

„Sehr ſchön! gib ihm. Was ſollen wir aber mit der Leinwand machen? Taugt ſie nicht vielleicht zu Möbelüberzügen? Verwahre ſie und auch den Saft; man kann ihn eſſen, er ſcheint gut zu ſein.“

Peter Iwanowitſch war eben im Begriffe ſich zu raſieren, als Alexander Fedorowitſch erſchien. Er wäre beinahe dem Onkel um den Hals gefallen; doch dieſer, die zarte Jünglingshand in ſeiner mächtigen drückend, hielt ihn in einiger Entfernung, wie um ihn länger zu betrachten, eigentlich aber nur, um ſeinen Freudenausbruch zu mäßigen und ſich auf einen einfachen Händedruck zu beſchränken.

„Deine Mutter ſchreibt die Wahrheit,“ ſagte er, „du biſt das Ebenbild meines ſeligen Bruders; ich hätte dich auf der Straße erkannt. Doch ſiehſt du beſſer aus. Nun, ich werde jetzt keine Umſtände mit dir machen und das Raſieren fortſetzen; ſetze dich mir gegenüber, damit ich dich ſehen kann, und laß uns plaudern.“

Darauf begann Peter Iwanowitſch ſeine Arbeit, als ob er allein wäre, ſeifte ſich die Backen ein, mit der Zunge bald die eine, bald die andre aufziehend. Alexander, durch dieſen Empfang verwirrt, fand keine Einleitung zur Unterhaltung. Die Gleichgültigkeit des Onkels ſchrieb er dem Umſtande zu, daß er nicht gleich bei ihm abgeſtiegen war.

„Nun, wie geht es deiner Mutter? iſt ſie geſund? muß wohl gealtert haben?“ fragte der Onkel verſchiedene Fratzen vor dem Spiegel ſchneidend.

„Mamachen iſt, Gott ſei Dank, geſund, läßt Sie grüßen, die Tante Marja Pawlowna auch," ſagte Alexander Fedorowitſch ſchüchtern. „Tantchen hat mir angeſagt, Sie zu umarmen . . ." Und er erhob ſich, trat zum Onkel, und wollte ihm einen Kuß entweder auf die Wange, oder auf die Stirn, oder auf die Schulter, wo es ihm gerade gelingen würde, drücken.

„Deine Tante hätte wohl mit den Jahren klüger werden können. Wie ich ſehe, iſt ſie noch dieſelbe Närrin, wie vor zwanzig Jahren . . ."

Alexander ſchwieg betroffen und kehrte rücklings auf ſeinen Platz zurück.

„Haben Sie die Briefe bekommen Onkelchen?" fragte er.

„Ja, ich habe Sie bekommen."

„Waſſili Tichonitſch Sajesdſchalow," fing Alexander an, „bittet Sie dringend, ſich ſeiner Angelegenheit anzunehmen . . ."

„Ja, er ſchrieb mir davon . . . Solche Eſel ſind alſo bei euch auch noch nicht ausgeſtorben?"

Alexander wußte nicht, was er denken ſollte. Dieſe Urteile hatten ihn niedergeſchmettert.

„Verzeihen Sie, Onkelchen . . .," fing er mit faſt bebender Stimme an.

„Was?"

„Verzeihen Sie, daß ich nicht gleich bei ihnen abgeſtiegen bin; ich nächtigte im Kontor der Poſtwagen . . . Ich kannte nicht die Lage Ihres Quartiers?"

„Du brauchſt dich gar nicht zu entſchuldigen. Du haſt ſehr vernünftig gehandelt. Deine Mutter hat ſich, Gott weiß was, ausgedacht. Wie hätteſt du zu mir kommen können, ohne erſt zu wiſſen, ob man auch bei mir abſteigen kann? Du ſiehſt, ich habe eine Junggeſellenwohnung, für mich allein, einen Saal, ein Empfangszimmer, ein Speiſezimmer, ein Kabinett, ein Arbeitskabinett, ein Garderobenzimmer und ein Toilettenzimmer, — nichts Ueberflüſſiges. Ich hätte dich geniert, und du mich . . . In dieſem Hauſe habe ich für dich eine Wohnung gefunden . . ."

„Ach, Onkelchen!" rief Alexander. „Wie ſoll ich Ihnen für Ihre Güte danken?"

Und er ſprang wieder von ſeinem Stuhl auf, um mit der Abſicht durch Wort und That ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen.

„Vorſichtig, vorſichtig, rühr' mich nicht an," ſagte der Onkel. „Das Raſiermeſſer iſt ſehr ſcharf: du kannſt dich ſehr leicht einſchneiden, oder mich einſchneiden."

Alexander mußte einſehen, daß es ihm an dieſem Tage, trotz aller ſeiner Bemühungen, nicht gelingen würde, den vergötterten Onkel zu umarmen und an ſeine Bruſt zu drücken, er ſchob daher ſeine Abſicht bis zu einer günſtigeren Gelegenheit auf.

„Das Zimmerchen iſt recht freundlich," fing Peter Iwanowitſch an. „Zwar bietet die Ausſicht nur eine Mauer; doch wirſt du ja nicht immer am Fenſter ſitzen; zu Hauſe mußt du dich beſchäftigen; zum Gaffen iſt keine Zeit vorhanden. Auch iſt es nicht teuer, 40 Rubel monatlich. Der Diener hat ein Vorzimmer. Du mußt dich von Anfang an gewöhnen, ein Leben auf eigne Hand, ohne Wärterin, zu führen, dir ſelbſt eine kleine Wirtſchaft einrichten, d. h. zu Hauſe deinen Tiſch, Thee, mit einem Wort, einen Winkel haben, — un chez soi, wie die Franzoſen es nennen. Auf dieſe Weiſe kannſt du jeden nach Belieben empfangen... Uebrigens, wenn ich zu Hauſe ſpeiſe, lade ich dich zu mir ein, an den andern Tagen — die jungen Leute eſſen hier größtenteils im Gaſthaus, — doch ich rate dir, deinen Mittag holen zu laſſen; zu Hauſe ißt man bequemer und läuft nicht Gefahr, Gott weiß mit wem zuſammenzutreffen. Nicht wahr?"

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Onkelchen..."

„Was für Dankbarkeit! Du biſt ja mein Verwandter; ich thue nichts als meine Pflicht. Nun, ich werde mich jetzt ankleiden und fahren! ich habe meinen Dienſt und eine Fabrik..."

„Ich wußte nicht, Onkelchen, daß Sie eine Fabrik haben."

„Eine Glas- und Porzellanfabrik; übrigens gehört ſie nicht mir allein. Wir ſind drei Kompagnons."

„Geht das Geſchäft gut?"

„Ja, ziemlich gut, am meiſten verkaufen wir in die inneren Gouvernements zu den Jahrmärkten. Das ging 'mal in den zwei letzten Jahren! Noch fünf ſolche Jahre, dann könnte man auch... Ein Kompagnon iſt zwar nicht ganz zuverläſſig, ſehr verſchwenderiſch, aber ich verſtehe ihn in den Händen zu halten. Nun, auf Wiederſehen. Du kannſt dir jetzt die Stadt anſehen, herumflankieren, iß irgendwo zu Mittag und komme am Abend zu mir Thee trinken. Ich werde zu Hauſe ſein; dann können wir plaudern. Ei, Waſſili! zeige dem Herrn ſein Zimmer und hilf ihm ſich einrichten."

„So iſt es alſo in Petersburg," dachte Alexander, in ſeiner neuen Wohnung angelangt. „Wie können wohl die andern ſein, wenn ſchon ein leiblicher Onkel mich ſo behandelt?"

Der junge Adujew ging nachdenklich mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während Ewſey, etwas vor ſich hin brummend, das Zimmer in Ordnung brachte

„Was iſt das hier für ein Leben!" brummte er. „Die Küche bei Peter Iwanowitſch ſoll nur einmal im Monat geheizt werden; die Leute eſſen aus dem Hauſe. Mein Gott! Was ſind das für Menſchen! Und dieſe nennen ſich Petersburger! Bei uns leckt ſogar jeder Hund aus ſeiner Schüſſel."

Alexander ſchien derſelben Anſicht zu ſein; doch er ſchwieg. Er näherte ſich dem Fenſter und erblickte nichts als Schornſteine, Dächer, ſchwarze, ſchmutzige Mauern aus Ziegelſtein und verglich es mit dem, was er vor zwei Wochen aus dem Fenſter ſeines Landhauſes geſehen hatte. Ein Gefühl von Wehmut beſchlich ihn. Er betrat die Straße — welch ein Getümmel! Alle laufen, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, die Vorübergehenden kaum mit einem Blick ſtreifend, und auch das nur, um ſich nicht gegenſeitig zu überrennen. Er dachte an ſeine Gouvernementsſtadt, wo jede Begegnung an und für ſich etwas Intereſſantes bot. Da geht Iwan Iwanowitſch zu Peter Petrowitſch, und die ganze Stadt weiß, was er von ihm haben will. Da kommt Marja Martinowna aus der Kirche; Afanaſſi Sawitſch begibt ſich auf den Fiſchfang. Da ſtürzt ein Gendarm vom Gouvernement

Hals über Kopf zum Doktor, und jedermann weiß, daß Ihre Exzellenz die Frau Gouverneurin ſich zu entbinden geruhen, was nach der Meinung verſchiedener Gevatterinnen und Hebammen eigentlich ein Geheimnis bleiben müßte. Allen ſchwebt die Frage auf den Lippen: ein Sohn, oder eine Tochter? Die Frauen ziehen ihre ſtattlichen Hauben und Dukaten hervor. Da tritt Matwei Matweitſch mit einem dicken Knüttel um ſechs Uhr abends aus ſeinem Hauſe, und jedermann weiß, daß er ſeinen abendlichen Spaziergang für die Verdauung ſeines Magens unternimmt und daß er am Fenſter des alten Ratsherrn ſtehen bleiben wird, der bekanntlich um dieſe Zeit Tee trinkt. Mit jedem Vorübergehenden wechſelt man einen Gruß und ein paar Worte, oder wenn man ihn auch nicht grüßt, ſo weiß man doch, wer es iſt, wohin und wonach er geht, und lieſt auch in ſeinen Augen: ‚ich weiß auch, wer Sie ſind, wohin und wonach Sie gehen.‘ Wenn ſich aber zufällig Unbekannte begegnen, die ſich noch nie geſehen haben, ſo verwandeln ſich plötzlich ihre Geſichter in zwei Fragezeichen: ſie bleiben ſtehen, kehren ſich dann noch ein paarmal um und beſchreiben, zu Hauſe angelangt, die Kleidung und den Gang der unbekannten Perſönlichkeit, dann beginnt das Raten und Grübeln, wer es wohl ſei und woher er käme! Während hier. — Man geht einander aus dem Wege, als wäre man mit allen verfeindet.

Alexander betrachtete anfangs mit einer kleinſtädtiſchen Neugierde jeden Vorübergehenden und anſtändig gekleideten Mann, ihn bald für einen Miniſter, oder Geſandten, bald für einen Schriftſteller haltend, iſt er es nicht vielleicht? dachte er. „Oder iſt es vielleicht dieſer?“ Doch bald ward er deſſen überdrüſſig, — Miniſter, Schriftſteller, Geſandte begegnete er auf jedem Schritt und Tritt. Er betrachtete die Häuſer, — und ihm wurde noch trauriger zu Mut, ein Gefühl der Verlaſſenheit überfiel ihn beim Anblick der ungeheuren, einförmigen, ſteinernen Gebäude, die wie koloſſale Grabmäler eine undurchdringliche Mauer bildeten.

Sieh’, da endigt die Straße, gleich wird ſich das Auge erholen können, — ein Berg, oder Laub, oder ein verfallener Zaun erſcheinen, doch nein, es beginnt wieder dieſelbe ſteinerne Mauer von Häuſern, die alle vier Fenſterreihen haben. Auch dieſe Straße iſt zu Ende; ſie wird von einer andern gekreuzt, und auch da fängt eine neue Reihe von denſelben Häuſern an. Rechts und links, überall wird man wie von einem Rieſenheer umringt, überall ſieht man Häuſer, Häuſer und Häuſer, Stein und nichts als Stein, immer dasſelbe . . . Der Blick hat weder Freiheit noch einen Ausgang; man iſt wie eingemauert, auch die Gefühle und Gedanken der Menſchen ſcheinen da eingemauert.

Wie unangenehm ſind die erſten Eindrücke eines Provinzbewohners in Petersburg! Er fühlt ſich fremd und verlaſſen, niemand bemerkt ihn; er iſt wie verloren, auch die Mannigfaltigkeit der neuen Dinge zerſtreut ihn nicht. Sein provinzieller Egoismus erklärt einen offenen Krieg allem, was er hier ſieht und was er früher nicht geſehen hat. In Gedanken verſetzt er ſich nach ſeiner Stadt. Welch ein trauter Anblick! Da hat ein Haus ein zugeſpitztes Dach und ein Gärtchen aus

Akazienbäumen. Auf dem Dache erhebt ſich ein kleiner Anbau, ein Obdach für die Tauben, — der Kaufmann Iſumin liebt ſie zu jagen, deshalb hat er ſich auf dem Dache einen Taubenſchlag eingerichtet, jeden Morgen und jeden Abend begibt er ſich aufs Dach in ſeinem Schlafrock und Zipfelmütze mit einem Stock, an deſſen Ende ein Lappen befeſtigt iſt, fängt ihn an zu ſchwingen und pfeift. Das andre Haus ſieht ganz ſo aus, wie eine Laterne, mit Fenſtern nach allen vier Seiten und einem flachen Dach, es iſt ein altes Haus und ſcheint jeden Augenblick zuſammenſtürzen oder durch Selbſtentzündung verbrennen zu können, die Außenbretter haben eine unbeſtimmte hellgraue Farbe angenommen. Es iſt unheimlich, in ſolch einem Hauſe zu wohnen, und doch iſt es bewohnt. Zwar wirft der Hauswirt von Zeit zu Zeit einen Blick auf die ſich ſchräg ſenkende Lage und ſchüttelt den Kopf mit den Worten: wird es noch bis zum Frühjahr halten? Vielleicht! ſagt er dann und fährt fort da zu wohnen, mehr für ſeine Taſche, als für ſein Leben fürchtend. Neben ihm paradiert das originelle Häuschen des Arztes, welches mit ſeinen zwei, den Wächterhäuschen ähnlichen Flügeln, einen Halbkreis bildet, jenes hat ſich ganz im Laube verſteckt, dieſes kehrt der Straße den Rücken zu, da dehnt ſich ein zwei Werſt langer Zaun, hinter welchem rotwangige Aepfel, welche die Kinder Evas, die Straßenjungen in Verſuchung führen. Die Häuſer liegen in ehrerbietiger Entfernung von den Kirchen. Dieſe ſind von einem hohen Graſe umgeben, auf welchem Steinplatten liegen. Die Gerichtsbehörden ſind gleich zu erkennen, niemand nähert ſich ihnen ohne beſondere Veranlaſſung. Während man ſie hier in der Reſidenz gar nicht von den gewöhnlichen Häuſern unterſcheiden kann und, ſei es zu ihrer Schande geſagt, oft eine Bude ebenfalls in demſelben Gebäude ſieht. Wenn man da durch zwei, drei Straßen gegangen iſt, atmet man wieder freie Luft, geflochtene Zäune fangen an, hinter ihnen die Gemüſegärten, noch weiter die Felder mit dem Sommergetreide. Und dieſe Stille, dieſe Unbeweglichkeit und Langeweile! Auf den Straßen und in den Menſchen, überall derſelbe geſegnete Stillſtand! Alle leben frei und bequem, ſogar die Hühner und Hähne ſpazieren frei auf der Straße, die Ziegen und Kühe pflücken das Gras, die Kinder laſſen ihre Papierdrachen ſteigen. Und hier, — wie traurig! Und der Provinzbewohner ſehnt ſich zurück auch nach dem Zaun, den er vor ſeinen Fenſtern gehabt, auch nach der ſtaubigen, ſchmutzigen Straße, nach der holperigen Holzbrücke und nach dem Aushängeſchild auf der Schenke. Er geſteht es nur mit Widerwillen ein, daß die Iſaakskathedrale ſchöner und höher iſt, als die Kathedrale in ſeiner Stadt, daß der Saal der Adelsverſammlung größer iſt, als der provinzielle. Er ſchweigt hartnäckig bei allen derartigen Vergleichen und wagt es nur zuweilen zu ſagen, daß es einen Stoff, oder einen Wein gibt, der bei ihnen beſſer und billiger ſei, daß man da ſolche ausländiſche Seltenheiten, wie große Krebſe und Muſcheln, oder rote Fiſche, gar nicht anſehen und kein Vergnügen daran finden würde, von den Ausländern verſchiedene Stoffe und Kleinigkeiten zu kaufen; ſie reißen einem das Geld aus der Taſche und halten einen zum Narren! Dabei zeigt der Sonderling auf ſeine Beinkleider aus Sammet, oder auf die altmodiſche Weſte, oder auch auf die plump gearbeitete Uhrkette, auf ſeine rieſengroßen Stiefel und frägt: iſt das nicht gut? ſeht 'mal, ich trage es ſchon drei Jahre, kann es euer Deutſcher wohl beſſer machen? in dieſen Stiefeln gehe ich auf die Bärenjagd und mache meine Beſuche. Und wie groß iſt erſt ſeine Freude, wenn er ſieht, daß er bei ſich zu Hauſe beſſeren Kaviar, oder beſſere Birnen und Kalatſchi gegeſſen hat. — „Das heißt alſo eine Birne bei euch?“ ſagte er. Die Leute würden bei uns das nicht einmal eſſen; wenn man bei uns eine Birne anbeißt, ſo ergießt ſich der Saft über den ganzen Bart; kauft man für 20 Kopeken davon, ſo eſſen es drei nicht auf! Und der Kaviar! Streut man erſt etwas Pfeffer und Zwiebeln hinein, ſo hat es einen Geſchmack! Und die Kalatſchi . . . Auf dieſe Weiſe hält die Thörin, die wir Gewohnheit nennen, einen gar nicht dummen Menſchen oft recht lange unter ihrem Joch. Eine noch größere Traurigkeit beſchleicht den Provinzbewohner, wenn er mit einem Brief aus der Ferne in eins von dieſen Häuſern tritt. Er denkt, jetzt wird man ihn mit offenen Armen begrüßen, ihn nicht herzlich genug zu empfangen wiſſen, ihn geſchickt ausfragen, welche ſeine Lieblingsſpeiſen ſind, und er, durch alle dieſe Liebkoſungen in Verwirrung geſetzt, wird endlich alle Zeremonien beiſeite laſſen, den Wirt und die Wirtin abküſſen, ſie dutzen, als wären ſie ſchon ſeit zwanzig Jahren bekannt; dann trinken alle ein Gläschen Beerwein und zuletzt ſingt man ihm noch vielleicht im Chor ein „Er lebe hoch!“ Doch wie! Kaum, daß man ihn eines Blickes würdigt, man runzelt die Stirn, entſchuldigt ſich durch Mangel an Zeit; hat er ein notwendiges Geſchäft zu beſprechen, ſo beſtimmt man ihm eine ſolche Stunde, wo weder zu Mittag, noch zu Abend gegeſſen wird; die Admiralſtunde kennen ſie da auch nicht, weder Schnaps noch Imbiß wird gereicht. Der Hausherr entzieht ſich ſeiner Umarmung und ſieht ihn etwas ſeltſam an, in dem andern Zimmer wird das Geräuſch von Löffeln und Gläſern hörbar; da ſollte man ihn doch einladen; ſtatt deſſen ſucht man ihn durch verſchiedene geſchickte Andeutungen zu entfernen . . . Alle Thüren ſind verſchloſſen, überall Glockenzüge angebracht, iſt das nicht ein wahres Elend? Und alles ſolche kalte unfreundliche Geſichter. Bei uns kann ein Gaſt zu jeder Zeit dreiſt eintreten, hat man ſchon gegeſſen, ſo wird für ihn noch einmal gedeckt; die Theemaſchine geht gar nicht fort vom Tiſch, Glocken ſind auch im Magazin nicht zu haben. Alle umarmen und küſſen ſich, Bekannte und Unbekannte. Ein Nachbar iſt da ein wahrer Nachbar, ſie leben Hand in Hand, ſind ein Herz und eine Seele; ein Verwandter iſt wie ein Verwandter ſein ſoll, er ſtirbt für die Seinigen. Ach, traurig iſt es hier!

Alexander hatte den Admiralitätsplatz erreicht, und blieb da wie verſteinert ſtehen. Faſt eine Stunde betrachtete er die Statue des kupfernen Ritters, doch nicht mit dem bitteren Vorwurf in der Seele, wie Puſchkins unglücklicher Eugen, ſondern in begeiſtertes Nachdenken verſunken. Er erblickte die Newa, die ſie umgebenden Gebäude, — und ſeine Augen blitzten. Er ſchämte ſich plötzlich ſeiner Vorliebe für holperige Brücken, Gärten und verfallene Zäune. Ihm wurde leicht und fröhlich zu Mut. Das Geräuſch, die Menſchenmenge, alles erhielt jetzt in ſeinen Augen eine andre Bedeutung. Die Hoffnungen, welche der erſte traurige Eindruck zurückgedrängt hatte, lebten jetzt wieder auf; ein neues Leben öffnete ihm ſeine Arme und winkte ihm verlockend zu. Sein Herz ſchlug laut. Er träumte von der edlen Arbeit, von erhabenem Streben und ſchritt ſtolz dem Newsky entlang, ſich ſchon für einen Bürger dieſer neuen Welt haltend ... In dieſen Träumen kehrte er nach Hauſe zurück.

Um 11 Uhr abends ließ ihn der Onkel zum Thee bitten.

„Ich komme eben aus dem Theater,“ ſagte der Onkel, auf dem Diwan liegend.

„Wie ſchade, daß Sie es mir nicht früher geſagt haben, Onkelchen. Ich wäre mitgegangen.“

„Ich ſaß in den Lehnſtühlen. Sollte ich dich vielleicht zu mir auf den Schoß nehmen?“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Geh’ morgen allein hin.“

„Es iſt langweilig, allein zu gehen, Onkelchen, wem ſoll man ſeine Eindrücke mitteilen.“

„Das iſt gar nicht nötig! Man muß verſtehen allein zu fühlen und zu denken, mit einem Wort, allein zu leben; das iſt mit der Zeit nötig. Bevor du ins Theater gehſt, mußt du dich auch erſt anſtändig kleiden laſſen.“

Alexander betrachtete ſeine Kleidung. Die Worte des Onkels ſetzten ihn in Erſtaunen. „Bin ich denn nicht anſtändig gekleidet?“ dachte er. „Ein blauer Ueberrock, grüne Beinkleider ...“

„Ich habe viele Kleider, Onkelchen,“ ſagte er. „Königſtein hat ſie gemacht, er arbeitet ſogar für den Gouverneur.“

„Das hat nichts zu ſagen, er taugt dennoch nicht, in dieſen Tagen werde ich dich zu meinem Schneider hinführen; doch das ſind Kleinigkeiten. Wir haben wichtigere Sachen zu beſprechen. Sag’ mir ’mal, warum biſt du hergekommen?“

„Ich bin gekommen, um ... zu leben.“

„Leben? Wenn du darunter eſſen, trinken und ſchlafen meinſt, ſo war es nicht der Mühe wert, ſo weit zu reiſen. Das alles würde dir zu Hauſe viel beſſer gelingen; doch iſt es etwas andres, was du meinſt, ſo erkläre dich ...“

„Um das Leben zu genießen, wollte ich ſagen,“ ſetzte Alexander errötend hinzu. „Ich bin des Landlebens überdrüſſig, — immer das ewige Einerlei ...“

„Ah! So! Du wirſt dir wohl auf dem Newsky eine Wohnung in der Beletage mieten, Equipage halten, dir einen großen Bekanntenkreis anlegen, deine Empfangstage beſtimmen?“

„Das iſt ja aber ſehr teuer,“ bemerkte Alexander naiv.

„Die Mutter ſchreibt, daß ſie dir tauſend Rubel gegeben hat, das iſt wenig,“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Einer von meinen Freunden, dem das Landleben auch nicht mehr gefiel, iſt unlängſt hergekommen, er will das Leben genießen; doch hat er Fünfzigtauſend mitgebracht und wird jährlich ebenſoviel bekommen. Der kann wohl das Leben genießen, aber du — nicht. Du biſt nicht deswegen gereiſt."

„Nach Ihren Worten zu urteilen, Onkelchen, ſcheine ich es ſelbſt nicht zu wiſſen, warum ich eigentlich hergekommen bin."

„Faſt iſt es ſo, das iſt ſchon beſſer geantwortet, hier liegt Wahrheit, doch iſt es immer nicht gut. Haſt du wirklich gar nicht daran gedacht, dir nicht die Frage geſtellt: Warum reiſe ich? Das wäre nicht überflüſſig geweſen."

„Bevor ich mir dieſe Frage ſtellen konnte, hatte ich ſchon eine Antwort bereit," erwiderte Alexander ſtolz.

„Warum ſprichſt du denn nicht? So ſag' doch jetzt warum!

„Mich lockte eine unbeſtimmte unüberwindliche Sehnſucht, das Verlangen nach einer edlen Thätigkeit, in mir wogte das Beſtreben, die Hoffnungen . . ."

Peter Iwanowitſch hob ſich etwas aus ſeiner liegenden Stellung empor, nahm die Zigarre aus dem Munde und ſpitzte die Ohren.

„Die Hoffnungen zu erfüllen, die mich belebten . . .

„Dichteſt du vielleicht?" fragte plötzlich Peter Iwanowitſch.

„Auch in Proſa, Onkelchen, befehlen Sie zu bringen?"

„Nein, nein! ein andersmal, ich fragte nur."

„Wieſo?"

„Du redeſt in einer Weiſe . . ."

„Gefällt ſie Ihnen denn nicht?"

„Sie möge vielleicht ganz gut ſein, doch klingt ſie fremdartig."

„Unſer Profeſſor der Aeſthetik hat ſo geſprochen und wurde für den beredteſten Profeſſor gehalten!" ſagte Alexander verwirrt.

„Wovon hat er denn ſo geſprochen?"

„Von ſeinem Fach."

„Ah!"

„Wie ſoll ich denn ſprechen, Onkelchen?"

„Einfacher, wie wir alle und nicht wie ein Profeſſor der Aeſthetik. Uebrigens kann man dir das nicht auf einmal beibringen, ſpäter wirſt du es ſelbſt einſehen. Du ſcheinſt ſagen zu wollen, ſoviel ich mich der Univerſitätsvorleſungen erinnere und deine Worte überſetzen kann, daß du gekommen wäreſt, um dein Glück und deine Karriere zu machen. Nicht wahr?"

„Ja, Onkelchen, meine Karriere . . ."

„Und dein Glück?" ſetzte Peter Iwanowitſch hinzu. „Was iſt eine Karriere ohne Reichtum? Dein Gedanke iſt gut, allein du biſt vergeblich gereiſt."

„Wieſo?" Ich hoffe, daß Sie nicht aus eigner Erfahrung ſo ſprechen? ſagte er, um ſich blickend.

„Richtig bemerkt. Ich bin wohl ganz gut eingerichtet, auch ſtehen meine Sachen nicht ſchlecht," ſagte der Onkel. „Doch ſoviel ich ſehen kann, liegt zwiſchen dir und mir ein großer Unterſchied."

„Ich wage es gar nicht, mich Ihnen gleichzuſtellen."

„Das gehört nicht hierher, du kannſt zehnfach klüger und beſſer ſein als ich, doch haſt du einen Charakter, der ſich nicht leicht einer neuen Ordnung fügen wird, während deine frühere Lebensweiſe —

ja, ja! Sieh' 'mal, wie du von der Mutter verzärtelt und verwöhnt biſt, wie könnteſt du das alles aushalten, — was ich ausgehalten habe? Du biſt wahrſcheinlich ein Träumer. Hier iſt keine Zeit zum Träumen. Alle kommen hierher, um zu arbeiten."

„Vielleicht werde ich auch im ſtande ſein, etwas zu thun, wenn Sie mir mit Ihrem Rat und Ihrer Erfahrung zur Seite ſtehen ..."

„Vor dem Raten werde ich mich in acht nehmen. Ich bürge nicht für deinen ſchwärmeriſchen Charakter, mißlingt etwas, ſo wirſt du mir Vorwürfe machen. Dir meine Meinung offen ins Geſicht ſagen, ja, das will ich thun, du kannſt drauf hören, oder auch nicht, ganz wie es dir gefällt. Doch nein! Ich habe keine Hoffnung auf einen Erfolg. Ihr habt eure beſondere Anſicht vom Leben; wie ſoll ſie umgearbeitet werden? Ihr glaubt an Liebe, an Freundſchaft, an den Reiz des Lebens, an Glück. Ihr denkt, daß das ganze Leben nur darin beſteht. Immer nur Ach! und Weh! Ihr weint, wimmert und liebäugelt, anſtatt zu arbeiten ... wie ſoll ich dir das abgewöhnen? Dazu gehört viel."

„Ich werde ſuchen mir die modernen Begriffe anzueignen, Onkelchen. Schon heute, beim Anblick dieſer ungeheuren Gebäude, der Schiffe, die uns Gaben aus fernen Ländern gebracht, dachte ich an die Fortſchritte der jetzigen Zeit, ich lernte das Treiben dieſer geiſtig thätigen Menge begreifen und war bereit mich ihr anzuſchließen ..."

Während dieſes Monologs erhob Peter Iwanowitſch die Augen und warf einen aufmerkſamen Blick auf ſeinen Neffen, der plötzlich innehielt.

„Die Sache iſt, wie es ſcheint, ganz einfach," ſagte der Onkel. „Und doch denken ſie ſich Gott weiß was alles aus ... eine geiſtige thätige Menge! Du hätteſt wirklich dableiben und deine Zeit ruhig verleben ſollen. Da wäreſt du der Klügſte, man würde dich für einen Schriftſteller und Redner halten; du hätteſt dir deinen Glauben an eine ewige und unveränderliche Freundſchaft und Liebe, an Verwandte und Glück bewahrt, hätteſt geheiratet und unbemerkt wäre das Alter herangekommen und du wäreſt in deiner Weiſe glücklich, während du hier nicht glücklich ſein wirſt; hier müſſen alle dieſe Gefühle verworfen werden ..."

„Wie, Onkelchen? Sind denn Freundſchaft und Liebe nicht die heiligſten und höchſten Gefühle, die einſt in den Schmutz der Erde vom Himmel herabgefallen ſind ..."

„Was erzählſt du da? wiederhole."

Alexander ſchwieg.

„Liebe und Freundſchaft ſind in den Schmutz gefallen? Wenn du nun auch hier damit herausplatzen wirſt?"

„Sind ſie denn nicht auch hier dieſelben, wie bei uns, will ich ſagen."

„Auch hier gibt es Liebe und Freundſchaft, — wo findet man ſie denn nicht? Doch ſind ſie nicht dieſelben, wie bei euch, mit der Zeit wirſt du es ſelbſt einſehen ... Suche erſt dieſe heiligen und himmliſchen Gefühle zu vergeſſen und ſehe dir die Sachen an, wie ſie wirklich ſind, das iſt beſſer; dann wirſt du auch einfacher werden.

Uebrigens iſt das nicht meine Sache. Du biſt hier, kannſt jetzt nicht mehr zurück; wenn du das nicht findeſt, was du geſucht, ſo mache dir ſelbſt Vorwürfe. Ich werde dich vor allem, was nach meiner Meinung ſchlecht iſt, warnen; das übrige iſt deine Sache . . . Wollen wir verſuchen; vielleicht läßt ſich etwas aus dir machen. Deine Mutter hat mich gebeten, dich mit Geld zu verſorgen, weißt du, was ich dir rate, bitte mich nie darum; das ſtört das gute Einverſtändnis zwiſchen anſtändigen Leuten. Uebrigens mußt du nicht denken, daß ich dir abſchlage, nein, wenn es nicht anders geht und du kein andres Mittel findeſt, ſo wende dich an mich . . . Es iſt doch immer beſſer von einem Onkel, als von einem Fremden zu nehmen; wenigſtens bekommſt du es ohne Prozente. Doch um nicht zu dieſem äußerſten Mittel zu greifen, werde ich dir recht bald eine Stelle finden, damit du dir Geld erwerben kannſt. Nun, auf Wiederſehen; komme morgen zu mir, wir beſprechen dann, was zu thun iſt.“

Alexander Fedorowitſch wandte ſich zum Gehen.

„Hör' 'mal, wünſcheſt du nicht vielleicht ein Abendeſſen?“ rief ihm Peter Iwanowitſch zu.

„Ja, Onkelchen, es wäre mir nicht unlieb . . .“

„Ich habe nichts.“

Alexander ſchwieg. „Wozu war dieſes verbindliche Anerbieten?“ lachte er.

„Ich führe keine Wirtſchaft und die Gaſthäuſer ſind jetzt ſchon feſt,“ fuhr der Onkel fort. „Da haſt du gleich eine Lehre, gewöhne dich. Bei euch richtet man ſeinen Schlaf nach der Sonne; man ißt und trinkt, wenn es die Natur verlangt; iſt es kalt, ſo ſetzt man eine Mütze mit Ohrenklappen auf und will von keinem Froſt etwas wiſſen; es iſt Tag, wenn es hell und es iſt Nacht, wenn es dunkel iſt. Sieh, dir fallen ſchon die Augen zu, und ich werde mich noch an die Arbeit ſetzen, um zum Ende des Monats Rechnungen abzuſchließen. Das ganze Jahr hindurch atmet ihr freie Luft und hier koſtet auch ſogar dieſes Vergnügen Geld; — ſo iſt es in allem! wahre Antipoden! Hier wird auch nicht einmal zu Abend gegeſſen, beſonders nicht auf eigne Rechnung und auch nicht auf meine. Für dich iſt das auch ſehr nützlich, du wirſt jetzt in der Nacht nicht ſtöhnen und dich nicht hin und her werfen, denn ich habe keine Zeit, dich zu bekreuzen . . .“

„Daran gewöhnt man ſich leicht, Onkelchen!“

„Gut, wenn es ſo iſt. Bei euch geht wohl alles noch nach dem Alten, man kann in der Nacht hinkommen und gleich wird einem der Tiſch gedeckt!“

„Nun, Onkelchen, dieſe Eigenſchaft können Sie doch nicht tadeln. Die Tugend der Ruſſen . . .“

„Ach was! Was für Tugend? Aus Langeweile empfangt ihr jeden Taugenichts mit Freuden; ‚bitte, ſei ſo gut, iß ſoviel du willſt, hilf uns nur die Zeit totſchlagen, unſern Müßiggang nähren, damit wir dich wenigſtens anſehen, es gewährt uns doch eine kleine Zerſtreuung, das Eſſen thut uns nicht leid, das können wir hier umſonſt haben.‘ Eine widerliche Tugend!“

Alexander begab ſich zur Ruhe und grübelte lange darüber nach, was wohl ſein Onkel für ein Menſch ſei. Er rief ſich das ganze Geſpräch ins Gedächtnis zurück. Vieles hatte er gar nicht verſtanden, dem übrigen glaubte er nicht.

„Ich ſpreche nicht gut!“ dachte er. „Die Liebe und Freundſchaft ſind nicht ewig? macht ſich der Onkel vielleicht über mich luſtig? Herrſcht hier wirklich ſolch eine Ordnung? Was hat denn Sophja an mir gefallen, wenn nicht die Rednergabe? Sollte ihre Liebe denn nicht ewig ſein? Ißt man hier wirklich nie am Abend?“

Lange konnte er nicht einſchlafen, ſein Kopf, von unruhigen Gedanken erfüllt und der leere Magen ließen ihm keine Ruhe.

Zwei Wochen waren vergangen.

Peter Iwanowitſch wurde von Tag zu Tag immer zufriedener mit ſeinem Neffen.

„Er hat einen gewiſſen Takt,“ ſagte er zu einem ſeiner Kompagnons in der Fabrik, „was ich von einem auf dem Lande erzogenen Jüngling gar nicht erwartet hätte. Er drängt ſich nicht auf, kommt nie ohne Einladung zu mir und entfernt ſich, ſobald er bemerkt, daß er überflüſſig iſt; um Geld bittet er nicht, ein ſtiller Junge! Zwar hat er auch ſeine Eigenheiten, wirft ſich mir in die Arme, ſpricht wie ein Seminariſt, doch das wird er ſich ſchon abgewöhnen. Schon gut, daß er mir nicht läſtig wird.“

„Hat er Vermögen?“ fragte jener.

„Nein, nichts als hundert Seelen.“

„Nun, wenn er Talent hat, wird er hier ſchon fortkommen ... Sie haben ja auch nicht mit Großem angefangen und ſind jetzt doch Gott ſei Dank ...“

„Nein! Wo kann er! Er wird nichts ausrichten. Dieſe einfältige Begeiſterung taugt gar nicht, immer nur Ach! und Och! Er wird ſich an die hieſige Ordnung nicht gewöhnen können; wie kann er Karriere machen! Er iſt vergebens gereiſt, doch das iſt ſeine Sache.“

Alexander hielt es für ſeine Pflicht, den Onkel zu lieben, doch konnte er ſich an ſeinen Charakter nicht gewöhnen.

„Mein Onkel ſcheint ein ganz guter Menſch zu ſein,“ ſchrieb er eines Morgens ſeinem Freunde Poſpelow nach der Provinz. „Er iſt ſehr klug, doch ein ganz proſaiſcher Menſch, ſpricht nur von Geſchäften und Rechnungen ... Sein Geiſt ſcheint an die Erde geſchmiedet und erhebt ſich nie zu der reinen, von dem irdiſchen Treiben iſolierten Betrachtung der Naturerſcheinungen des geiſtigen Menſchen. Bei ihm iſt der Himmel unzertrennlich mit der Erde verbunden und unſre Seelen werden wohl nie ineinander verſchmelzen. Hier angekommen, dachte ich, daß er als Onkel mir in ſeinem Herzen einen Platz einräumen, mich unter dieſer gleichgültigen Menge in den glühenden Armen der Freundſchaft erwärmen werde. Die Freundſchaft iſt ja, wie du weißt, die zweite Vorſehung! Doch auch er iſt nichts andres, als ein Abdruck dieſer Menge. Ich glaubte meine Zeit mit ihm verbringen zu können, ihn nie auch nur auf einen Augenblick zu verlaſſen, mit ihm, wie Puſchkin ſagt, Speiſe, Gedanken und Arbeit teilen und was fand ich? — kalte Ratſchäge, die er praktiſch nennt, doch ich würde ſie nicht ſo praktiſch, aber von einer warmen, herzlichen Teilnahme erfüllt, wünſchen. Man kann nicht ſagen, daß er ſtolz ſei, doch iſt er ein Feind von allen Herzensergießungen; weder eſſen wir zu Mittag, noch am Abend zuſammen, noch fahren wir zuſammen aus. Zu Hauſe erzählt er mir nie, wo er geweſen, was er gethan; ebenſo ſagt er mir auch nie, wohin und wonach er fährt, wer ſeine Bekannten ſind, ob ihm etwas gefällt, oder nicht, und wie er die Zeit zubringt. Er iſt nie weder beſonders ärgerlich, noch liebevoll, weder traurig, noch fröhlich. Seinem Herzen iſt jedes Streben nach Liebe, Freundſchaft, jedes Streben nach einem höheren Ziele fremd. Oft ſpreche ich lange, lange wie ein begeiſterter Prophet, faſt wie unſer großer, unvergeßlicher Iwan Semenowitſch; wenn ſein Wort, erinnerſt du dich, vom Katheder erſcholl, bebten wir von ſeinem feurigen Blicke und ſeiner Rede entzückt; und der Onkel? Er hört mit erhobenen Augenbrauen zu, ſieht mich ſeltſam an, oder lacht in ſeiner eignen Weiſe laut auf. Dieſes Lachen läßt mein Blut erſtarren — hin iſt dann meine Begeiſterung! Oft kommt er mir vor, wie der Dämon von Puſchkin ... Er glaubt nicht an Liebe u. ſ. w.; er ſagt, daß es kein Glück gebe, und daß niemand verſprochen hätte, die Menſchen glücklich zu machen, daß das Leben einfach nur ſeine guten und böſen Seiten habe, daß es in Vergnügungen, Erfolg, Geſundheit, Ruhe einerſeits und in Unzufriedenheit, Unruhe und Krankheit anderſeits beſtehe, daß man ſich ſolche unnütze Fragen, — hörſt du, unnütze! nicht in den Kopf ſetzen müſſe: warum wir geſchaffen ſind? Wonach wir ſtreben? Das ſei nicht unſre Sache, deshalb ſähen wir nicht, was uns unter der Naſe paſſiert und verrichteten nicht unſre Arbeit ... immer nur Arbeit! Bei ihm kann man nie wiſſen, ob er ſich unter dem Einfluſſe irgend eines Genuſſes oder irgend einer proſaiſchen Arbeit befindet; im Theater und bei ſeinen Rechnungen, immer iſt er derſelbe; große Eindrücke kennt er nicht und ſcheint auch keinen Sinn für das Schöne zu haben; es iſt ihm gänzlich fremd, ich glaube, er hat nicht einmal Puſchkin geleſen."

Eines Morgens trat Peter Iwanowitſch unerwartet in das Zimmer ſeines Neffen und traf ihn beim Schreiben.

„Ich bin gekommen, um zu ſehen, wie du dich eingerichtet haſt," ſagte der Onkel. „Auch muß ich mit dir eine Angelegenheit beſprechen."

Alexander ſprang auf und bedeckte geſchwind einen Gegenſtand mit der Hand.

„Verwahr', verwahre deine Geheimniſſe," ſagte Peter Iwanowitſch. „Ich werde dir ſo lange den Rücken zukehren. Nun haſt du verwahrt? Was iſt denn da herausgefallen? Was iſt das?"

„Das iſt nichts, Onkelchen ... fing Alexander an und ſchwieg verwirrt.

„Ich glaube, es ſind Haare! Das iſt nun wohl nichts! Da ich das eine geſehen habe, kannſt du mir auch das, was du in der Hand hältſt, zeigen."

Wie ein überführter Schüler öffnete Alexander unwillkürlich die Hand und zeigte einen Ring.

„Was iſt das? Von wem?" fragte Peter Iwanowitſch.

„Das ſind, Onkelchen,“ materielle Zeichen immaterieller Beziehungen . . .“

„Was? Was ſagſt du da? Gib ſie 'mal her, dieſe Zeichen.“

„Das iſt ein Pfand . . .“

„Das haſt du wohl vom Lande mitgebracht?“

„Von Sophja, Onkelchen, zum Andenken . . . beim Abſchied . . .“

„Das konnte ich mir denken. Und das haſt du 1500 Werſt geſchleppt?“

Der Onkel ſchüttelte den Kopf.

„Hätteſt du doch beſſer noch einen Sack mit getrockneten Himbeeren gebracht; den hätte man wenigſtens verkaufen können, während dieſe Pfänder . . .“

Er betrachtete das Haar und den Ring, beroch jenes und wiegte den Ring in der Hand. Darauf nahm er ein Papier vom Tiſch, wickelte dieſe beiden Liebeszeichen darin ein, bildete daraus eine kompakte Papierkugel und huſch! fort war ſie aus dem Fenſter.

„Onkel!“ ſchrie Alexander wütend, ſeine Hand ergreifend, aber es war zu ſpät; die Papierkugel flog über den Rand des benachbarten Daches, fiel in den Kanal auf den Bord einer mit Ziegelſteinen beladenen Barke, prallte zurück und ſprang ins Waſſer.

Alexander ſah ſchweigend mit dem Ausdruck eines bitteren Vorwurfs den Onkel an.

„Onkel!“ wiederholte er.

„Was?“

„Wie ſoll ich Ihre Handlung nennen?“

„Das Hinauswerfen von immateriellen Zeichen und demgleichen dummem Zeug und unnützen Dingen, die nicht im Zimmer gehalten werden . . .“

„Dummem Zeug? Iſt das dummes Zeug?“

„Und was haſt du gedacht? — Die Hälfte deines Herzens . . . Ich komme in Geſchäften zu ihm, und er beſchäftigt ſich mit dergleichen Dingen — ſitzt und ſchwärmt an ſolch einem Unſinn.“

„Iſt das dem Geſchäft hinderlich, Onkel?“

„Sehr. Die Zeit vergeht, und du haſt mir bis jetzt noch gar nichts von deinen Abſichten entdeckt; ob du dienen willſt, oder einen andern Beruf gewählt haſt, — kein Wort! — Und alles nur deswegen, weil dir Sophja und allerlei Zeichen im Sinne ſtecken. Du ſcheinſt ihr jetzt einen Brief zu ſchreiben? Nicht wahr?“

„Ja, ich fing an . . .“

„Haſt du deiner Mutter geſchrieben?“

„Noch nicht. Ich wollte morgen . . .“

„Warum denn morgen? Der Mutter morgen und der Sophja, die man in einem Monat vergeſſen muß, heute . . .“

„Sophja? Kann man ſie denn vergeſſen?“

„Man muß es. Jetzt, da ich deine Pfänder hinausgeworfen, wirſt du ſie gewiß um einen Monat früher vergeſſen. Ich habe dir einen doppelten Dienſt erwieſen. Nach einigen Jahren hätten dich dieſe Zeichen an eine Dummheit erinnert, deren du dich ſchämen würdeſt.“

„Sich einer ſo reinen, heiligen Erinnerung ſchämen? Das heißt die Poeſie nicht anerkennen ...“

„Was liegt für eine Poeſie in dem, was dumm iſt? Zum Beiſpiel, die Poeſie in dem Briefe deiner Tante! Eine gelbe Blume, ein See, dazu noch ein undurchdringliches Geheimnis ... Ich kann dir gar nicht ſagen, wie unangenehm mich dieſer Brief berührte! Beinahe wäre ich rot geworden, wenn ich mir das ſchon nicht längſt abgewöhnt hätte!“

„Das iſt ſchrecklich, fürchterlich, Onkel! Dann haben Sie alſo nie geliebt?“

„Zeichen konnte ich nie leiden.“

„Das iſt ja ein hölzernes Leben!“ ſagte Alexander heftig erregt. „Ein Vegetieren und kein Leben! Ein Vegetieren ohne Begeiſterung, ohne Thränen, ohne Leben, ohne Liebe ...“

„Und ohne Haar!“ ſetzte der Onkel hinzu.

„Wie können Sie, Onkel, ſich ſo herzlos über alle dieſe irdiſchen Güter luſtig machen? Das iſt ja ein Verbrechen ... die Liebe, die heiligen Gefühle! ...“

„Dieſe heilige Liebe kenne ich. In deinem Alter, ſobald man eine Locke, einen Schuh, ein Strumpfband ſieht, oder eine Hand berührt, gleich wird man von dieſer ſogenannten heiligen, erhabenen Liebe ergriffen, aber gib euch ’mal freien Willen, wo bleibt dann die Heiligkeit ... Zum Unglück, ſteht dir deine Liebe noch bevor, das läuft dir nicht weg, aber die Arbeit hat Eile und wenn du dich nicht beſchäftigen wirſt ...“

„Iſt denn die Liebe keine Beſchäftigung?“

„Nein, nur eine angenehme Zerſtreuung, man muß ſich ihr nicht gar zu ſehr ergeben, ſonſt kann es ſchädlich werden. Deshalb fürchte ich auch für dich.“ Der Onkel ſchüttelte den Kopf.

„Ich habe dir faſt eine Stelle gefunden; du willſt doch dienen? ſagte er.

„Ach, Onkel, wie ich mich freue!“

Alexander ſtürzte ſich auf den Onkel und küßte ihn auf die Wange.

„Hat er doch eine Gelegenheit gefunden!“ ſagte der Onkel, ſich die Wange abwiſchend. „Wie konnte ich nicht auf meiner Hut ſein? Nun, jetzt höre ’mal zu. Sage mir, was du verſtehſt und wozu du dich am meiſten berufen fühlſt?“

„Ich kenne die Theologie, das bürgerliche Recht, die Kriminal-, Natur- und Volksgeſetze, die Diplomatie, die Reichsökonomie, Philoſophie, Aeſthetik, Archäologie ...“

„Genug, genug! kannſt du aber auch gut ruſſiſch ſchreiben? Vorderhand iſt es das Wichtigſte.“

„Welch eine Frage, Onkel! Ob ich ruſſiſch zu ſchreiben verſtehe!“ rief Alexander und eilte zur Kommode, wo er verſchiedene Papiere hervorſuchte. Unterdeſſen hatte der Onkel einen Brief vom Tiſch genommen und las ihn.

Alexander ging mit den Papieren zum Tiſch und erblickte den Brief in den Händen ſeines Onkels. Die Papiere entfielen ſeinen Händen.

„Was leſen Sie, Onkel?“ fragte er erſchreckt.

„Hier lag ein Brief, an deinen Freund wahrſcheinlich. Entſchuldige, ich wollte nur ſehen, wie du ſchreibſt.“

„Und Sie haben ihn durchgeleſen?“

„Ja, faſt, es bleiben mir nur zwei Zeilen noch — gleich bin ich fertig, wie ſo? hier ſind doch keine Geheimniſſe, ſonſt hätte er nicht ſo gelegen . . .“

„Was haben Sie jetzt für eine Meinung von mir?“

„Ich ſehe, daß du ziemlich gut, richtig und verſtändlich ſchreibſt...“

„Dann haben Sie alſo nicht alles geleſen, was da ſteht?“ fragte Alexander lebhaft.

„Nein, ich glaube alles geleſen zu haben,“ ſagte Peter Iwanowitſch, die beiden beſchriebenen Seiten betrachtend. „Zuerſt beſchreibſt du Petersburg, deine Eindrücke, dann endlich mich.“

„Mein Gott!“ rief Alexander und bedeckte ſich mit den Händen das Geſicht.

„Was haſt du? Was iſt dir?“

„Und Sie ſind ſo ruhig dabei? Sie ſind mir nicht böſe und haſſen mich nicht?“

„Nein! Aus welchem Grunde ſollte ich das?“

„Wiederholen Sie es noch einmal, beruhigen Sie mich.“

„Nein, nein, nein.“

„Ich kann es noch immer nicht glauben, beweiſen Sie es, Onkelchen . . .“

„Wodurch?“

„Schließen Sie mich in Ihre Arme.“

„Entſchuldige, das kann ich nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil in dieſer Handlung keine Vernunft, d. h. kein Sinn liegt, oder mit den Worten deines Profeſſors geſagt, weil ich kein Verlangen danach fühle. Ja, wenn du ein Weib wäreſt, dann iſt es eine andre Sache; dann thut man es auch ohne Sinn, aus einem andern Antriebe . . .“

„Das Gefühl, Onkelchen, will ſich offenbaren; es verlangt nach einer Herzensergießung . . .“

„Bei mir verlangt und will es nichts, und wenn es auch wollte, ſo würde ich mich deſſen enthalten, was ich auch dir rate.“

„Warum denn?“

„Um ſpäter, nachdem man den Menſchen, den man umarmt, näher kennen gelernt hat, ſich nicht dieſer Umarmung zu ſchämen.“

„Geſchieht es denn nicht auch, Onkel, daß man es ſpäter bereut, einen Menſchen zurückgewieſen zu haben.“

„Ja, es geſchieht; deshalb weiſe ich auch nie jemand zurück.“

„Werden Sie auch mich meiner Handlung wegen nicht zurückſtoßen und mich nicht für einen Unmenſch halten?“

„Deiner Meinung nach iſt jeder, der einen Unſinn ſchreibt, ein Unmenſch? Auf dieſe Weiſe gäbe es eine unzählbare Menge von ihnen.“

„Aber wenn man ſolche bittere Wahrheiten zu hören bekommt, und von wem? von ſeinem leiblichen Neffen!“

„Du bildeſt dir wohl ein, eine Wahrheit geſchrieben zu haben?“

„Oh, mein Onkel! Das iſt gewiß ein Irrtum, ich werde es verbeſſern, verzeihen Sie . . .“

„Willſt du, daß ich dir die Wahrheit diktiere?“

„Thun Sie mir den Gefallen.“

„Setz' dich und ſchreibe.“

Alexander nahm einen Bogen Papier, ergriff die Feder und Peter Iwanowitſch diktierte, den eben durchgeleſenen Brief betrachtend:

„Mein lieber Freund.

„Haſt du geſchrieben?“

„Ja.“

„Petersburg und meine Eindrücke werde ich dir nicht beſchreiben.“

„Nicht beſchreiben,“ wiederholte Alexander ſchreibend.

„Petersburg iſt ſchon längſt beſchrieben, und was noch nicht beſchrieben iſt, das muß man ſelbſt ſehen; meiner Eindrücke bedarfſt du auch nicht. Wozu unnütz Zeit und Papier verſchwenden! Es iſt notwendiger, daß ich dir meinen Onkel beſchreibe, weil das mich perſönlich angeht.“

„Meinen Onkel,“ ſagte Alexander.

„Du ſchreibſt hier, daß ich ſehr gut und klug ſei; das iſt vielleicht wahr, vielleicht auch nicht; wollen wir ſchon die Mitte wählen, ſchreibe:

„Mein Onkel iſt weder dumm, noch böſe; er iſt auf mein Wohl bedacht . . .“

„Onkelchen! ich verſtehe das zu ſchätzen und zu fühlen . . .“ ſagte Alexander und erhob ſich, um ihn zu küſſen.

„Obgleich er ſich mir nicht an den Hals hängt,“ fuhr Peter Iwanowitſch fort. Alexander zog ſich eilig zurück und nahm wieder ſeinen Platz ein.

„Er iſt auf mein Wohl bedacht, weil er weder Grund, noch Urſache hat, mir Böſes zu wünſchen und weil ihn meine Mutter darum gebeten hat, die ihm auch früher Gutes erwieſen hat. Er ſagt, daß er mich nicht liebt, und das iſt gewiß ſehr natürlich: in zwei Wochen kann man niemand liebgewinnen; ich liebe ihn auch noch nicht, trotzdem ich ihn von dem Gegenteile zu überzeugen ſuche.“

„Wie iſt das möglich?“ ſagte Alexander.

„Schreibe nur, ſchreibe.“

„Doch wir fangen an, uns allmählich aneinander zu gewöhnen. Er meint ſogar, daß man ganz ohne Liebe auskommen könne. Er ſitzt nicht vom Morgen bis zum Abend in einer zärtlichen Umarmung mit mir; doch das iſt auch gar nicht nötig, dazu hat er keine Zeit.

„Ein Feind von allen Herzensergießungen — das kann man laſſen, das iſt gut. Haſt du geſchrieben?“

„Ja.“

„Nun, was haſt du denn noch? Ein proſaiſcher Geiſt, ein Dämon . . . ſchreibe.“

Während Alexander ſchrieb, nahm Peter Iwanowitſch ein Papier vom Tiſche, zerknitterte es, zündete ſich eine Zigarre an, warf das Papier zu Boden und zertrat es.

„Mein Onkel iſt weder ein Dämon, noch ein Engel, ſondern eben ſolch ein Menſch, wie die andern,“ diktierte er, „nur etwas anders, als wir beide. Sein Handeln und Fühlen iſt irdiſch; er meint, daß man ſich nicht zum Himmel emporſchwingen müſſe, da wir auf der Erde leben und zu menſchlichen Dingen berufen ſind und da der Himmel unſer auch noch nicht bedarf. Deshalb beſchäftigt er ſich nur mit irdiſchen Dingen und mit dem Leben, ſo wie es iſt und nicht, wie wir es haben möchten. Er glaubt an alles Gute und zugleich auch an alles Böſe, an das Schöne und Schlechte. An Freundſchaft und Liebe glaubt er auch, nur nicht, daß ſie vom Himmel in den Schmutz herabgefallen ſind, ſondern meint, daß ſie zugleich mit den Menſchen und für die Menſchen geſchaffen ſind, daß man ſie auch ſo verſtehen und überhaupt die Dinge, ſo wie ſie ſind, nehmen müſſe, anſtatt in höheren Sphären zu ſchweben. Zwiſchen ehrlichen Leuten läßt er die Möglichkeit einer Zuneigung zu, welche durch Gewohnheit und ein längeres Verhältnis ſich in Freundſchaft verwandelt. Doch denkt er auch, daß fern voneinander die Menſchen ſich gegenſeitig vergeſſen, weil die Gewohnheit dann ihre Kraft verliert und daß es auch kein Verbrechen ſei. Deshalb verſichert er, daß ich dich vergeſſen werde und du mich. Das ſcheint dir gewiß, wie auch mir, ſonderbar; doch er gibt uns den Rat, ſich an dieſen Gedanken zu gewöhnen, um ſich ſpäter nicht enttäuſcht zu fühlen. — Von der Liebe hat er mit einigen Abweichungen dieſelbe Meinung; er glaubt nicht an eine unveränderliche und ewige Liebe, wie er nicht an Geſpenſter glaubt und will auch uns dieſen Glauben nehmen. Uebrigens gibt er mir den Rat, daran ſo wenig wie möglich zu denken, was ich dir auch rate. Das, ſagt er, wird ſchon von ſelbſt kommen, ohne gerufen zu werden; er meint, daß das Leben nicht darin allein beſtehe und daß die Liebe, wie auch alles andre, ihre Zeit habe; ſein ganzes Leben hindurch nur von der Liebe zu ſchwärmen, das ſei unvernünftig. Diejenigen, welche ſie ſuchen und keinen Augenblick ohne ſie auskommen können, leben von ihrem Herzen und noch etwas Schlechterem auf Koſten des Geiſtes. Mein Onkel liebt zu arbeiten, was er auch mir ratet und ich dir; — wir gehören der Geſellſchaft an, ſagt er, die unſer bedarf; in der Arbeit vergißt er ſich ſelbſt auch nicht; denn die Arbeit ſchafft ihm Geld, und das Geld den Komfort, den er ſehr liebt. Dabei hat er, wie es ſcheint, Abſichten, infolge welcher ich wahrſcheinlich nicht ſein Erbe ſein werde. Der Onkel denkt nicht immer nur an ſeinen Dienſt und ſeine Fabrik; er kennt nicht nur Puſchkin auswendig . . .“

„Sie, Onkel?“ ſagte der erſtaunte Alexander.

„Ja, du ſollſt es einmal ſehen. Schreibe: Er lieſt in zwei Sprachen alles, was in jedem der Zweige des menſchlichen Wiſſens erſcheint, liebt die Kunſt, hat eine prachtvolle Sammlung von Bildern der flämandiſchen Schule — das iſt ſein Geſchmack — er beſucht oft das Theater, ohne ſich da wie ein Wahnſinniger zu gebärden, ohne zu ächzen und zu ſtöhnen, weil er es für Kinderei hält und weil er der Meinung iſt, daß man ſich beherrſchen und ſeine Eindrücke nicht jedem aufdrängen müſſe. Auch drückt er ſich nicht in einer wilden Sprache aus, was er auch uns beiden ratet. Lebe wohl, ſchreibe ſeltener, verſchwende nicht unnütz deine Zeit. Dein Freund ſo und ſo. Nun, jetzt das Datum."

„Wie kann man ſolch einen Brief ſchicken?" ſagte Alexander. „Schreibe ſeltener. Das einem Menſchen zu ſchreiben, der 160 Werſt zurückgelegt hat, nur um mir noch ein letztes Lebewohl zu ſagen! Ich rate dir dieſes, jenes . . . er iſt gewiß nicht dümmer als ich; als zweiter Kandidat trat er aus."

„Das hat nichts zu ſagen; ſchicke ihn nur; es iſt doch möglich, daß er noch klüger wird; das wird ihn auf verſchiedene neue Gedanken bringen; obgleich ihr auch euren Kurſus beendet habt, ſo fängt doch eure Schule erſt jetzt an."

„Ich kann mich nicht entſchließen, Onkel . . ."

„Ich miſche mich nie in fremde Angelegenheiten, doch du haſt mich ſelbſt gebeten, etwas für dich zu thun; ich ſuche dir den rechten Weg zu zeigen und dir den erſten Schritt zu erleichtern, du aber ſträubſt dich dagegen, nun wie du willſt; ich ſage dir nur meine Meinung; doch zwinge ich dich nicht; ich bin dir keine Wärterin."

„Verzeihen Sie, Onkel, ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen," ſagte Alexander und verſiegelte ſogleich den Brief.

Nachdem er den einen verſiegelt hatte, fing er an, den andern an Sophja zu ſuchen. Er ſuchte auf dem Tiſche — nichts, unter dem Tiſche — auch nichts, in der Schublade — keine Spur.

„Du ſcheinſt etwas zu ſuchen?" ſagte der Onkel.

„Ich ſuche den andern Brief . . . an Sophja.

Der Onkel fing auch an zu ſuchen.

„Wo iſt er denn?" ſagte Peter Iwanowitſch. „Ich habe ihn wirklich nicht zum Fenſter hinausgeworfen . . ."

„Onkel! Was haben Sie gethan? Sie haben damit Ihre Zigarre angezündet!" rief Alexander betrübt und hob die verbrannten Ueberreſte des Briefes auf.

„Iſt es möglich?" rief der Onkel. „Wie konnte ich denn das nicht bemerken; nun, ſag' doch 'mal an, ſolch eine Koſtbarkeit zu verbrennen . . . Uebrigens, weißt du was? In einer Hinſicht iſt es ſogar beſſer . . ."

„Ach, Onkel, es iſt wirklich in keiner Hinſicht beſſer . . ." bemerkte Alexander verzweifelt.

„Ganz gewiß; denn du wirſt nicht mehr Zeit haben, ihr mit der heutigen Poſt zu ſchreiben, und bis zur nächſten haſt du dir die Sache überlegt und denkſt nur an deinen Dienſt; auf dieſe Weiſe haſt du doch eine Dummheit weniger begangen."

„Was wird ſie von mir denken?"

„Laß ſie denken was ſie will. Ja, ich glaube, daß es auch ihr nützlich ſein wird. Du wirſt ſie doch nicht heiraten? Sie glaubt jetzt, du hätteſt ſie vergeſſen, wird dich auch ſelbſt vergeſſen und ſich vor ihrem zukünftigen Bräutigam weniger zu ſchämen brauchen, wenn ſie ihn verſichert, nie einen andern als ihn geliebt zu haben."

„Onkel, Sie ſind wirklich ein merkwürdiger Menſch! Für Sie exiſtiert keine Beſtändigkeit, kein heiliges Verſprechen . . . Das Leben iſt ſo ſchön, ſo voll Reiz und Genüſſe, wie ein ſpiegelglatter, prachtvoller See . . ."

„Auf welchem gelbe Blumen wachſen, nicht wahr?" unterbrach ihn der Onkel.

„Wie ein See," fuhr Alexander fort, „iſt es von etwas Geheimnisvollem, Verlockendem erfüllt, das in ſich ſo viel . . ."

„Schlamm birgt, mein Lieber."

„Onkel, warum ſchöpfen Sie den Schlamm, warum zerſtören und vernichten Sie alle Freuden, Hoffnungen . . . warum betrachten Sie alles von der ſchwarzen Seite?"

„Ich betrachte alles von der richtigen, was ich auch dir rate; ſonſt läßt man ſich bethören. So wie du das Leben nimmſt, kannſt du es nur in der Provinz haben, wo man es gar nicht kennt, wo keine Menſchen, ſondern Engel leben; da iſt z. B. Sajesdſchalow — ein heiliger Mann, deine Tante — eine erhabene, gefühlvolle Seele, Sophja, die muß eben ſolch eine Närrin ſein, wie die Tante; dann . . ."

„Endigen Sie, Onkel," rief Alexander aufgebracht.

„Dann noch ſolche Schwärmer, wie du; die drehen ihre Naſe gegen den Wind, um zu ſehen, ob ihnen nicht vielleicht von irgendwo ein Hauch von Freundſchaft und Liebe entgegenweht . . . . Zum hundertſtenmal ſage ich dir, daß du nicht hätteſt reiſen ſollen!"

„Sophja würde ihren Bräutigam verſichern, daß ſie niemand geliebt hat!" murmelte Alexander vor ſich hin.

„Da kommſt du ſchon wieder mit deinem Geſchwätz!"

„Nein, ich bin überzeugt, daß ſie mit einer edlen Aufrichtigkeit ihm meine Briefe abgeben und . . ."

„Und die Zeichen," ſagte Peter Iwanowitſch.

„Ja, und die Liebespfänder, und daß ſie ſagen wird: ſieh', wer zuerſt die Saiten meines Herzens berührt hat, ſieh', bei ſeinem Namen erzitterten ſie zuerſt . . ."

Des Onkels Augenbrauen zuckten und ſeine Augen erweiterten ſich. Alexander hielt inne.

„Nun, warum hörſt du auf, deine Saiten erzittern zu laſſen? Nein, mein Lieber; deine Sophja iſt wirklich dumm, wenn ſie das thut; ich hoffe doch, daß ſie eine Mutter oder ſonſt jemand hat, der ſie davon abhalten könnte?"

„Onkel, Sie wagen es, dieſen heiligſten Seelenausbruch, dieſe edle Herzensergießung eine Dummheit zu nennen; was ſoll ich von Ihnen denken?"

„Was du willſt. Ihr Bräutigam könnte ſich Gott weiß was dabei denken; die Hochzeit würde vielleicht nicht zuſtandekommen und weshalb? weil ihr beide gelbe Blumen zuſammen gepflückt habt... Nein, ſo handelt man nicht. Nun, da du ruſſiſch ſchreiben kannſt, ſo werde ich dich morgen in das Departement mitnehmen; ich habe mit dem Chef des Departements, meinem früheren Dienſtkameraden, ſchon von dir geſprochen; es iſt eine Vakanz in Ausſicht; nicht unnütz Zeit verloren! . . . Was haſt du denn da für einen Pack hervorgeholt?"

„Das ſind meine Univerſitätsnotizen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Seiten aus dem Vortrag unſres Iwan Semenitſch über die Kunſt in Griechenland vorleſe . . .“

Und er ſchlug eilig einige Seiten um.

„Ach, ſei ſo gut, verſchone mich!“ ſagte Peter Iwanowitſch unzufrieden. „Was iſt denn das?“

„Das ſind meine Diſſertationen. Ich möchte ſie meinem Chef zeigen; hier iſt ein Projekt, das ich ſelbſt ausgearbeitet habe . . .“

„Ah! Ein Projekt! Eines von jenen Projekten, die ſchon vor tauſend Jahren zur Ausführung gebracht ſind, oder die man weder ausführen kann, noch Veranlaſſung dazu findet.“

„Wie können Sie das ſagen, Onkel? Dieſes Projekt wurde einer hochgeſtellten Perſönlichkeit, einem Förderer der Aufklärung, vorgezeigt; dafür lud er mich einſt mit dem Rektor zu Mittag ein. Hier iſt auch der Anfang eines andern Projekts.“

„Ich lade dich zu zwei Mittagen ein, nur ſei ſo gut und beendige nicht dieſes andre Projekt.“

„Warum nicht?“

„Weil du nichts Gutes ſchreiben wirſt, die Zeit vergeht . . .“

„Wie! Nachdem ich den Vorleſungen beigewohnt . . .“

„Die werden dir mit der Zeit nötig ſein, jetzt aber mußt du das leſen, lernen und thun, was man dir geben wird.“

„Wie wird denn der Chef meine Fähigkeiten beurteilen können?“

„In einem Augenblick; darin iſt er ein Meiſter. Was möchteſt du denn für eine Stelle einnehmen?“

„Ich weiß nicht, Onkel, was ſoll ich für eine . . .“

„Es gibt Stellen als Miniſter, als Gehilfe des Miniſters, als Direktor, Vize-Direktor, Departementschef, Tiſchvorſteher, Gehilfe des Tiſchvorſtehers, Beamter zu beſonderen Aufträgen und noch viele andre.“

Alexander überlegte. Er geriet außer Faſſung und wußte nicht, welche er wählen ſollte.

„Vorderhand wäre die Stelle eines Tiſchvorſtehers ganz gut,“ meinte er.

„Ja, ganz gut,“ wiederholte Peter Iwanowitſch.

„Ich würde mir die Sache anſehen, Onkel, dann könnte man nach zwei Monaten auch Departementschef werden . . .“

Der Onkel horchte auf.

„Natürlich, natürlich,“ ſagte er, „dann nach drei Monaten Direktor, nun und dann nach einem Jahr vielleicht Miniſter; nicht wahr?“

Alexander errötete und ſchwieg.

„Der Departementschef hat Ihnen doch wahrſcheinlich geſagt, was für eine Vakanz frei iſt?“ fragte er dann.

„Nein,“ erwiderte der Onkel. „Er hat es mir nicht geſagt; doch ich denke, wir überlaſſen es ihm; denn du ſiehſt ſelbſt, daß uns die Wahl ſchwer wird, und er weiß ſchon, wohin du am beſten hingehörſt. Erzähle ihm nur ja nicht von deinem Bedenken der Wahl wegen, auch von den Projekten — kein Wort; ſonſt nimmt er es vielleicht übel, daß wir ihm nicht vertrauen und jagt dir einen ordentlichen Schrecken ein; denn er iſt etwas ſchroff. Auch würde ich dir raten, mit den hieſigen Schönen nicht von materiellen Zeichen zu ſprechen; wie könnten ſie ſo etwas verſtehen? das geht über ihren Horizont; ich habe mich kaum hineindenken können, und ſie werden nur das Geſicht verziehen.“

Während der Onkel ſprach, ſpielte Alexander mit einer Papierrolle, die er in der Hand hielt.

„Was haſt du da noch?“

Alexander hatte dieſe Frage mit Ungeduld erwartet.

„Das ... wollte ich Ihnen ſchon lange zeigen: es ſind Verſe; Sie ſchienen ſich einmal zu intereſſieren ...“

„Ich erinnere mich nicht, dafür Intereſſe gezeigt zu haben ...“

„Ja, ſehen Sie, Onkel, ich glaube, daß der Dienſt eine trockene Beſchäftigung iſt, wo die Seele keine Nahrung findet; die Seele hat das Verlangen, ſich auszudrücken, ihren Nebenmenſchen den Ueberfluß an Gefühlen und Gedanken, von denen ſie erfüllt wird, mitzuteilen...“

„Nun? Was willſt du denn eigentlich damit ſagen?“ fragte der Onkel ungeduldig.

„Ich fühle mich zur Dichtung berufen ...“

„Das heißt in der Ueberſetzung, daß du dich außerhalb des Dienſtes mit etwas anderm beſchäftigen möchteſt? Warum nicht, das iſt ſehr lobenswert, womit denn, mit der Litteratur?“

„Ja, Onkel, ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht vielleicht Gelegenheit hätten, etwas drucken zu laſſen ...“

„Biſt du auch von deinem Talent überzeugt? Ohne Talent kannſt du ja nur ein gemeiner Arbeiter in der Kunſt ſein. Ja, wenn du Talent beſitzſt, dann iſt es etwas andres; man kann arbeiten, viel Gutes damit thun, außerdem ſteckt darin ein Kapital, das deiner hundert Seelen wert iſt.“

„Auch darin ſehen Sie nur den Geldwert?“

„Was ſoll ich denn ſehen? je mehr man dich lieſt, deſto mehr verdienſt du Geld.“

„Aber der Ruhm, der Ruhm? Das iſt der wahre Lohn des Sängers ...“

„Der Ruhm gibt ſich nicht mehr mit Sängern ab; es ſind zu viel Prätendenten. Ja, früher, da pflegte und wartete er einen jeden, wie ein Weib, aber jetzt? Es ſcheint faſt, als ob er entweder gar nicht mehr exiſtiert, oder ſich irgendwo verſteckt hat — ja! Es gibt wohl bekannte Namen, aber keine Berühmtheit, oder erſcheint jetzt vielleicht der Ruhm in einer andern Geſtalt; wer beſſer ſchreibt, bekommt mehr Geld, wer ſchlechter ſchreibt, der weniger. Dafür kann aber jetzt auch ein ordentlicher Schriftſteller leben, wie es ſich gehört, ohne vor Hunger und Kälte in irgend einer Dachſtube zu ſterben; zwar läuft man ihm nicht nach in den Straßen, auch zeigt man nicht mit Fingern auf ihn, wie auf einen Poſſenreißer; man hat es endlich eingeſehen, daß der Poet kein Himmelsbewohner, ſondern auch ein Menſch iſt, daß er ebenſo ausſieht, geht, denkt und Dummheiten macht, wie die andern; was wäre dann da zu ſehen?“

„Wie die andern! Was ſagen Sie, Onkel? Der Poet iſt von einem beſonderen Siegel gebrandmarkt; in ihm wohnt eine höhere Kraft . . .“

„Wie auch zuweilen in den andern, in dem Uhrmacher oder auch in einem der Unſrigen, die auf der Fabrik arbeiten; Newton, Gutenberg, Watt wurden auch von einer höheren Kraft beſeelt, ebenſo wie Shakeſpeare und Dante. Wenn es mir gelingen würde, auf irgend eine Weiſe aus unſerm pargolowſchen Lehm einen Porzellan zu fabrizieren, der beſſer wäre als der ſächſiſche, würdeſt du nicht darin auch eine höhere Kraft anerkennen?“

„Sie ſehen keinen Unterſchied zwiſchen der Kunſt und dem Handwerk, Onkel?“

„Gott behüte! Die Kunſt hat ihren Weg, das Handwerk ſeinen, doch kann ſich der Schöpfungsgeiſt wie in dem einen ſo auch in dem andern entweder zeigen oder nicht zeigen. Zeigt er ſich nicht, ſo iſt der Handwerker auch nur ein Handwerker und kein Meiſter, ein Poet ohne Schöpfungsgeiſt iſt auch kein Poet, ſondern nur ein Versmacher . . . Hat man es euch denn nicht auf der Univerſität erklärt? Was habt ihr denn da gelernt?“

Es ärgerte den Onkel, daß er ſich in Erklärungen eingelaſſen hatte, die er für eine allgemein anerkannte Wahrheit hielt.

„Das hat Aehnlichkeit von Herzensergießungen,“ dachte er. „Zeige ’mal, was du da haſt?“ fragte er. „Gedichte?“

Der Onkel nahm das Heft und las auf der erſten Seite:

> „Wie von einer plötzlichen Wolke, wird man zuweilen von Kummer und Wehmut ereilt, die das Herz dem Leben entfremden . . .“

„Gib mir ’mal Feuer, Alexander.“

Er zündete ſich eine Zigarre an und fuhr fort:

> „Und das Heer der Wünſche daraus vertreiben. Warum wird dann die Seele von einem ſchweren Traum befangen, der wie ein dunkles Gewitter heraufzieht? Welch eine unheilvolle Ahnung verwirrt ſie plötzlich?“

„Dasſelbe haſt du ſchon in den vier erſten Verſen geſagt; wozu wiederholen! Jetzt klingt es wäſſerig,“ bemerkte Peter Iwanowitſch und fuhr fort:

> „Wer kann erraten, warum ſich die plötzlich erbleichende Stirne mit kalten Thränen befeuchtet . . .“

„Wie iſt das möglich? Die Stirne wird wohl von Schweißtropfen befeuchtet, aber nicht von Thränen — das habe ich nicht geſehen.“

> „Was geht dann mit uns vor? Die Stille des fernen Himmels iſt uns furchtbar und ſchrecklich . . .“

„Furchtbar und ſchrecklich — das iſt doch dasſelbe.“

> „Ich blicke zum Himmel, der Mond . . .“

„Durchaus der Mond; ohne den geht es nicht! Wenn du hier noch eine Jungfrau und Träumereien haſt, biſt du verloren; ich ſage mich los von dir.“

„Ich blicke zum Himmel; der Mond ſchwebt ſchweigend dahin und ſtrahlt; in ihm ſcheint das verhängnisvolle Geheimnis der Ewigkeit verborgen zu ſein.“

„Nicht übel! Gib mir noch Feuer . . . meine Zigarre iſt ausgelöſcht. Wo bin ich doch ſtehen geblieben — ach ja!“

„Im Aether verborgen, beben die Sterne in ihrem veränderlichen Lichte und verharren, als hätten ſie ſich alle das Wort gegeben in hinterliſtigem Schweigen. So droht alles in der Welt mit Unglück, alles prophezeit uns wild etwas Böſes; von einer trügeriſchen Ruhe werden wir ſorgenfrei darin gewiegt; dieſe Trauer iſt namenlos . . .“

Der Onkel gähnte laut und fuhr fort:

„Doch ſie vergeht, jede Spur verwiſcht ſich wie ein Zugwind in den Steppen den Sand von den Spuren der Raubtiere verweht.“

„Nun, die Raubtiere paſſen gar nicht hierher! Was ſoll denn dieſer Gedankenſtrich? Ach ſo, das war von der Trauer, jetzt kommt die Freude . . .“

Und er las, ſchnell vor ſich hinſprechend, weiter:

„Doch dafür geſchieht es zuweilen, daß uns ein Dämon zu beherrſchen ſcheint; eine Flut von Entzücken drängt ſich uns mit Gewalt in die Seele und ſüß erbebt der Buſen u. ſ. w.“

„Weder gut noch ſchlecht!“ ſagte er, nachdem er geendet hatte. „Uebrigens, manche fingen noch ſchlechter an; verſuche, ſchreibe, beſchäftige dich, wenn du Luſt haſt; vielleicht wird ſich dein Talent noch offenbaren; dann iſt es eine andre Sache.“

Alexander wurde traurig. Er hatte etwas ganz andres erwartet. Doch tröſtete ihn einigermaßen die Ueberzeugung, daß der Onkel doch nur ein kalter Menſch wäre, der faſt keine Seele hätte.

„Da iſt eine Ueberſetzung aus Schiller,“ ſagte er.

„Genug, ich ſehe ſchon; du kennſt alſo auch die Sprachen?“

„Ja, die franzöſiſche, deutſche und auch etwas die engliſche.“

„Ich gratuliere; das hätteſt du gleich ſagen ſollen; aus dir kann man vieles machen. Unlängſt haſt du mir Reichsökonomie, Philoſophie, Archäologie, Gott weiß was alles, aufgezählt, und von der Hauptſache — kein Wort; dieſe Beſcheidenheit iſt nicht am Platz. Ich werde dir ſogleich auch eine litterariſche Beſchäftigung finden.“

„Iſt es möglich, Onkelchen? Sie werden mir einen großen Dienſt erweiſen, erlauben Sie, daß ich Sie umarme.“

„Warte, bis ich erſt finde.“

„Werden Sie nicht meinem zukünftigen Chef einige von meinen Aufſätzen zeigen, um ihm einen Begriff zu geben?“

„Nein, das iſt nicht nötig; du könnteſt auch ſelbſt erzählen, was notwendig ſein würde. Schenke mir deine Projekte und Aufſätze.“

„Schenken? — ſehr gern, Onkelchen,“ ſagte Alexander, der ſich durch dieſe Forderung geſchmeichelt fühlte. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Verzeichnis aller Aufſätze in chronologiſcher Ordnung zuſammenſtelle?“ ſagte er.

„Nein, das iſt nicht nötig . . . Ich danke dir für das Geſchenk. Ewſey! trage dieſe Papiere zu Waſſili.“

„Warum denn zu Waſſili? Nach Ihrem Kabinet?“

„Er bat mich um Papier und wollte damit etwas bekleben.“

„Wie, Onkel?“ rief Alexander erſchreckt und griff nach ſeinen Papieren.

„Du haſt ſie mir doch geſchenkt, was geht es dich an, welchen Gebrauch ich aus deinem Geſchenk machen werde?“

„Sie ſchonen nichts . . . nichts . . .“ ſtöhnte er verzweifelt, mit beiden Händen die Papiere an ſeine Bruſt drückend, wie ein Mädchen, welches ihre Ehre vor dem Verführer zu verteidigen ſucht.

„Alexander, gehorche mir,“ ſagte der Onkel, ihm die Papiere entreißend. „Du wirſt dich ſpäter nicht zu ſchämen brauchen und mir dafür danken.“

Alexander ließ die Papiere aus den Händen.

„Da nimm, Ewſey,“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Nun, jetzt iſt dein Zimmer rein und gut. Das dumme Zeug iſt fort; von dir hängt es jetzt ab, es entweder mit Schutt oder mit etwas Nützlichem zu füllen. Wollen wir jetzt die Fabrik beſuchen, uns zerſtreuen, friſche Luft einatmen und ſehen, wie man arbeitet.“

Eines Morgens brachte Peter Iwanowitſch ſeinen Neffen ins Departement, und während er mit ſeinem Freunde, dem Departementschef, ſprach, ſah ſich Alexander in dieſer für ihn neuen Welt um. Er ſchwärmte noch immer für Projekte, und zerbrach ſich den Kopf über dem Gedanken, welche politiſche Fragen man ihm wohl zur Entſcheidung vorlegen würde. Unterdeſſen ſtand er noch immer und ſchien in Betrachtung verſunken.

„Ganz wie die Fabrik meines Onkels!“ entſchied er endlich. „Da nimmt ein Meiſter ein Stück von der Maſſe, wirft ſie in die Maſchine, dreht dieſelbe ein paarmal um — und ſieh’, da entſteht ein Kegel, ein Oval oder ein Halbkreis; das übergibt er einem andern, der trocknet es im Feuer, ein dritter vergoldet, ein vierter malt, und ſo erſcheint eine Taſſe, oder eine Vaſe, oder eine Untertaſſe; ſo geht es auch hier: ein fremder Bittſteller kommt, überreicht gebückt mit einem traurigen Lächeln ſeine Bittſchrift; der Meiſter empfängt ſie, berührt ſie flüchtig mit der Feder und übergibt ſie einem andern, der wirft ſie unter die Menge von tauſend andern Papieren; doch geht ſie da nicht verloren; mit einer Nummer und dem Datum bezeichnet, wird ſie unverletzt durch zwanzig Hände paſſieren, ſich vermehrend und ihresgleichen zum Vorſchein bringend. Ein dritter nimmt ſie, begibt ſich zum Schranken, ſchlägt da eins von den Büchern auf, oder blickt in ein andres Papier, ſagt einige magiſch wirkende Worte dem vierten, da läßt auch dieſer ſeine Feder knarren. Nachdem ſie eine Weile geknarrt hat, übergibt er die Mutter mit ihrem neuen Kinde dem fünften, der kratzt von ſeiner Seite auch mit der Feder, und es wird noch eine Frucht geboren, der fünfte verbeſſert ſie und übergibt ſie weiter, und ſo wandert die Bittſchrift, ohne ſich jemals zu verlieren; ihre Ausführer ſterben; doch ſie ſelbſt exiſtiert jahrhundertelang. Sogar wenn ſie ſchon der hnndertjährige Staub bedeckt, auch dann ſtört man ſie noch aus ihrer Ruhe, um ſich von ihr Rats zu erholen. Und an jedem Tage, in jeder Stunde, heute und morgen, ein ganzes Jahrhundert arbeitet die büreaukratiſche Maſchine pünktlich und ununterbrochen, ruhelos fort, als ob es keine Menſchen wären, ſondern Räder und Sprungfedern.

„Wo iſt denn der Geiſt, der dieſe Papierfabrik belebt und in Bewegung ſetzt?“ dachte Alexander. „Steckt er in den Büchern oder in den Papieren ſelbſt, oder in den Köpfen dieſer Menſchen? — das iſt ſchwer zu ſagen.“

Und was waren das für Geſichter, die er hier erblickte? Es ſchien ihm, als könnte er ſolchen nie auf der Straße begegnen, als erblickten ſie nie das Licht Gottes; ſie ſchienen hier geboren, aufgewachſen, mit ihren Plätzen zuſammengewachſen zu ſein und hier ſterben zu müſſen. Adujew betrachtete aufmerkſam den Departementschef; er erſchien ihm als wie Jupiter, der Donnerſchleuderer; öffnete er den Mund, ſo eilte Merkur mit einer kupfernen Platte auf der Bruſt herbei; ſtreckte er die Hand mit einem Papier aus, ſo waren zehn Hände bereit, es in Empfang zu nehmen.

„Iwan Iwanowitſch!“ ſagte er.

Iwan Iwanowitſch ſprang von ſeinem Tiſche auf, eilte zu Jupiter und ſtellte ſich vor ihn hin, wie Espenlaub zitternd. Auch Alexander hatte ein unbeſtimmtes Gefühl des Unbehagens.

„Geben Sie mir 'mal etwas Tabak!“

Jener reichte ihm ehrfurchtsvoll mit beiden Händen die geöffnete Tabaksdoſe.

„Prüfen Sie auch dieſen Herrn,“ ſagte der Chef, auf Adujew hinweiſend.

„Alſo der ſoll mich prüfen,“ dachte Alexander, das gelbe Geſicht von Iwan Iwanowitſch und ſeine abgeriebenen Ellbogen betrachtend. — „Iſt es wirklich möglich, daß auch dieſer Mann dem Vaterlande dient und politiſche Fragen entſcheidet?“

„Haben Sie eine gute Hand?“ fragte Iwan Iwanowitſch.

„Eine gute Hand?“

„Ja, Handſchrift. Haben Sie die Güte dieſes Papier abzuſchreiben.“

Dieſe Forderung ſetzte Alexander in Erſtaunen; doch er erfüllte ſie. Iwan Iwanowitſch runzelte die Stirn, als er ſeine Arbeit geſehen hatte.

„Der Herr ſchreibt ſchlecht,“ ſagte er zum Chef. Dieſer warf einen Blick darauf.

„Ja, nicht gut; ins Reine kann er nicht ſchreiben. Nun, er ſoll fürs erſte die Entwürfe abſchreiben und ſpäter, nachdem er ſich etwas gewöhnt hat, beſchäftigen Sie ihn mit der Ausführung von

Papieren; vielleicht taugt er dazu, er hat auf der Univerſität ſtudiert.

Bald darauf verwandelte ſich auch Adujew in eine Springfeder der Maſchine. Er ſchrieb, ſchrieb, ſchrieb ohne Ende und wunderte ſich ſogar, daß man des Morgens auch etwas andres thun konnte, und wenn er an ſeine Projekte dachte, ſtieg ihm die Röte ins Geſicht.

„Onkel!" dachte er. „In einem haſt du ſchon unbarmherzig recht gehabt; könnte es wirklich in allem ebenſo ſein? Sollte ich mich wirklich in meinen teuren, begeiſterten Träumen, in meinem heißen Glauben an Liebe, Freundſchaft, . . . an die Menſchen . . . und an mich ſelbſt geirrt haben? . . . Was iſt denn das Leben?"

Er beugte ſich tiefer über das Papier und ließ ſeine Feder noch eifriger knarren, während Thränen an ſeinen Wimpern glänzten.

„Dir lächelt entſchieden das Glück," ſagte Peter Iwanowitſch ſeinem Neffen. „Ich mußte anfangs ein ganzes Jahr ohne Gehalt dienen, und du bekommſt gleich eine der älteſten Gagen; es ſind ja 750 Rubel und mit der Belohnung gerechnet — 1000. Sehr ſchön fürs erſte! Der Departementschef lobt dich, nur ſagt er, daß du zerſtreut wäreſt; bald läßt du ein Komma aus, bald vergißt du den Inhalt eines Papiers niederzuſchreiben; ich bitte dich, gewöhne dir das ab; was die Hauptſache iſt, richte deine ganze Aufmerkſamkeit auf das, was vor deinen Augen liegt, und laß deine Gedanken nicht da umherirren."

Der Onkel zeigte mit der Hand nach oben. Seit der Zeit behandelte er ſeinen Neffen noch freundlicher.

„Welch ein ausgezeichneter Menſch iſt mein Tiſchvorſteher, Onkel!" ſagte Alexander eines Tages.

„Wie weißt du denn das?"

„Wir haben uns näher kennen gelernt. Er hat eine ſo erhabene Seele, ſolch eine reine, edle Gedankenrichtung; ſein Gehilfe ebenſo, das iſt, wie es ſcheint, ein Mann von feſtem Willen und eiſernem Charakter . . ."

„Du haſt ſchon Zeit gehabt, ſie näher kennen zu lernen?"

„Ja, natürlich."

„Hat dich der Tiſchvorſteher nicht zu ſeinen Donnerſtagen eingeladen?"

„Ja, zu jedem Donnerſtag; er ſcheint eine beſondere Sympathie für mich zu hegen . . ."

„Und der Gehilfe hat dich um Geld gebeten?"

„Ja, Onkel, um eine Kleinigkeit; ich gab ihm 25 Rubel, alles was mir übrig geblieben war. Er bat noch 50."

„Du haſt ihm ſchon gegeben! Ah!" rief der Onkel ärgerlich. „Ich bin teilweiſe auch ſchuld daran, weil ich dich nicht gewarnt habe; ich glaubte aber, daß du nicht ſo einfältig ſein würdeſt, nach einer Bekanntſchaft von zwei Wochen Geld zu leihen. Jetzt iſt ſchon nichts zu ändern; ich werde den Schaden mit dir teilen, 12 Rubel 50 Kop. gehen auf meine Rechnung."

„Wie, Onkel, er wird doch abgeben?"

„Da kannſt du lange warten! Ich kenne ihn; meine hundert

Rubel ſind mir an ihm verloren gegangen, ſeit der Zeit, als ich da diente. Er nimmt von allen Geld auf. Wenn er dich jetzt bittet, ſo ſage ihm, daß ich ihn erſuche, ſich der Schuld an mich zu erinnern — da wirſt du ihn gleich los werden! Zu dem Tiſchvorſteher gehe auch nicht hin.“

„Warum denn nicht, Onkel?“

„Er iſt ein Kartenſpieler. Er wird dich mit zwei eben ſolchen Burſchen, wie er einer iſt, zuſammenbringen; die verabreden ſich und du bleibſt ohne einen Groſchen.“

„Ein Kartenſpieler!“ rief Alexander erſtaunt. „Iſt es möglich? Er ſcheint zu allen aufrichtigen Herzensergießungen ſehr geneigt zu ſein . . .“

„Und du ſag' ihm unter anderm, ſo im Geſpräch, daß ich dein ganzes Geld zum Aufbewahren genommen hätte; dann wirſt du ſehen, wie ſehr er aufrichtigen Herzensergießungen geneigt iſt und ob er dich jemals wieder am Donnerſtag einladet.“

Alexander wurde nachdenklich. Der Onkel ſchüttelte den Kopf.

„Und du haſt wohl gedacht, daß dich da Engel umgeben! Aufrichtige Herzensergießungen! Eine beſondere Sympathie! Wie ſollte einem nicht zuerſt der Gedanke einfallen, ob man nicht vielleicht von Böſewichten umgeben ſei? Nein, du biſt wirklich ganz unnütz hergekommen! Ganz unnütz.“

Eines Morgens erhielt Alexander bei ſeinem Erwachen von Ewſey ein großes Paket mit einem Briefchen vom Onkel.

„Endlich habe ich für dich eine litterariſche Beſchäftigung gefunden,“ ſchrieb er. „Geſtern traf ich einen bekannten Journaliſten. Zur Probe ſchickt er dir dieſe Arbeit.“

Mit vor Freude zitternden Händen öffnete Alexander das Paket. Drin lag ein deutſches Manuſkript.

„Wie? In Proſa? Was kann das ſein?“

Und er las die mit einem Bleiſtift gemachte Ueberſchrift:

„Ueber den Dünger,“ ein Aufſatz für den Abſchnitt der Landwirtſchaft. Es wird gebeten, ihn recht ſchnell zu überſetzen.

Lange ſaß er nachdenklich über dieſem Aufſatz. Endlich ergriff er langſam mit einem Seufzer die Feder und fing an zu überſetzen. In zwei Tagen war der Aufſatz fertig und wurde weggeſchickt.

„Sehr ſchön, ſehr ſchön!“ ſagte ihm Peter Iwanowitſch nach einigen Tagen. „Der Redakteur iſt ausnehmend zufrieden, nur findet er, daß der Stil nicht ſtreng genug ſei; nun, man kann ja nicht gleich vom erſtenmal alles verlangen. Er wünſcht deine Bekanntſchaft zu machen; geh' morgen um 7 Uhr abends zu ihm hin; er hat noch einen Aufſatz für dich bereit.“

„Wieder über denſelben Gegenſtand, Onkel?

„Nein, es handelt ſich von etwas anderm; er ſagte mir, doch ich habe vergeſſen . . . ach . . . ja! Von dem Kartoffelſirup.

„Alexander, du ſcheinſt wirklich ein Sonntagskind zu ſein. Jetzt fange ich an zu hoffen, daß ſich aus dir doch etwas machen laſſen wird, bald höre ich vielleicht auf, dir vorzuwerfen, daß du hergekommen biſt. Noch iſt kein Monat vergangen, und ſchon wirſt du von allen Seiten überſchüttet. Da 1000 Rubel, der Redakteur verſprach dir 100 Rubel monatlich für vier gedruckte Bogen zu zahlen; das ſind ja 2200 Rubel! nein! Ich habe anders angefangen!" ſagte er, die Stirn runzelnd. „Schreibe doch deiner Mutter, daß du angeſtellt biſt und wie; — ich werde ihr auch antworten und ſagen, daß für all' das Gute, was ſie mir erwieſen, ich auch für dich alles gethan habe, was in meinen Kräften ſtand."

„Mamachen wird Ihnen . . . ſehr dankbar ſein, Onkelchen, und ich auch," — ſagte Alexander ſeufzend, machte aber keinen Verſuch, den Onkel zu umarmen.

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre waren vergangen. Wer hätte unſern Provinzbewohner in dem ſtutzermäßig gekleideten jungen Mann mit den ſchönen Manieren erkannt? Er hat ſich ſehr verändert, das Mannesalter erreicht. Die Weichheit der Jünglingszüge, die Durchſichtigkeit und Zartheit der Haut, das Milchhaar am Kinn — alles iſt verſchwunden. Auch die ängſtliche Schüchternheit und die graziöſe Unbeholfenheit der Bewegungen ſind nicht mehr vorhanden. Die Geſichtszüge haben ihre Reife erreicht und eine Phyſiognomie gebildet; die Phyſiognomie hat den Charakter ausgeprägt. Die Lilien und Roſen ſind wie unter einer leichten Bräune verſchwunden. Das Milchhaar am Kinn iſt durch einen kleinen Backenbart erſetzt worden. Der leichte, wankende Schritt hat ſich in einen gleichmäßigen, feſten Gang verwandelt. Die Stimme iſt um einige Baßnoten reicher geworden. Aus dem angemalten Bilde iſt ein vollendetes Porträt entſtanden. Der Jüngling hat ſich in einen Mann verwandelt. In den Augen glänzt Selbſtvertrauen und Kühnheit; doch iſt es nicht jene Kühnheit, die ſich von weitem hören läßt, die freche Blicke um ſich wirft und durch Blick und Benehmen jedem Vorübergehenden zu ſagen ſcheint: „nimm dich in acht, ſtreife mich nicht, tritt mir nicht auf den Fuß; du weißt, wir ſpaßen nicht; es kommt gleich zu einem Duell, oder wenigſtens wir machen Lärm und jagen dir den größten Schrecken ein; wir ſind kühne Burſchen!" Nein, der Ausdruck jener Kühnheit, von der ich ſpreche, iſt nicht abſtoßend, ſondern anziehend. Sie offenbart ſich in den edelſten Beſtrebungen, in dem Verlangen, die im Wege ſtehenden Hinderniſſe zu vernichten . . . Den Jüngling, auf dem der Stempel dieſer Kühnheit liegt, nennt das Volk bei uns einen lichten Falken. Der frühere begeiſterte Ausdruck auf den Geſichtszügen Alexanders wurde durch einen leichten Anflug von Nachdenklichkeit gemindert, dem erſten Zeichen des in ſeiner Seele erwachten Mißtrauens, das vielleicht die einzige Folge der Lehren ſeines Onkels und der unbarmherzigen Analyſe war, welcher alles unterworfen wurde, was in den Augen und in dem Herzen Alexanders vorging. Alexander hat ſich auch ein gewiſſes Taktgefühl, das heißt, die Kunſt des geſellſchaftlichen Umganges, angeeignet. Er warf ſich nicht mehr jedem in die Arme, beſonders ſeitdem der den aufrichtigen Herzensergießungen ſo geneigte Mann ihm, trotz der Warnung des Onkels, zweimal all ſein Geld abgewonnen, und der Mann mit dem feſten Charakter und dem eiſernen Willen ihm auch nicht wenig davon abgelockt hatte. Auch andre Menſchen und andre Fälle haben viel dazu beigetragen. Auf einer Stelle bemerkte er, daß man ihn hinterrücks ſeiner jugendlichen Begeiſterung wegen auslachte und ihn einen Enthuſiaſten nannte. Auf einer andern, da beachtete man ihn gar nicht, weil es niemand von ihm ni chaud ni froid hatte. Er gab keine Diners, hielt keine Equipage, und machte keine großen Spiele.

Anfangs litt das Herz Alexanders unter dieſem Aneinandergeraten ſeiner roſenfarbigen Träume mit der Wirklichkeit. Es fiel ihm nicht ein, ſich die Frage zu ſtellen: „was habe ich denn gethan, um mich vor den andern auszuzeichnen? Wo ſind meine Verdienſte und wofür ſoll man mich auszeichnen?“ Dennoch litt ſeine Eigenliebe. In einem Anfalle von Schwermut deklamierte er den Monolog aus den „Räubern“ von Schiller: „O Menſchen, falſche heuchleriſche Krokodilbrut!“ oder wieder mit einem traurigen Lächeln die Lieblingsromanze ſeiner Tante:

„Bin weder reich, noch vornehm,
Wer könnte mich denn lieben?
In einen, der nicht witzig,
Wer könnte ſich verlieben?“

Und er grämte ſich, ohne ſelbſt die Urſache angeben zu können.

Später fing er allmählich an, den Gedanken zuzugeben, daß das Leben nicht Roſen allein bietet, ſondern auch Dornen, die ſich jedoch nur zuweilen ein klein wenig zeigen, und nicht ſo, wie der Onkel erzählt. Da lernte er ſich beherrſchen, ſeine Gefühle und Erregungen nicht ſo oft zur Schau tragen, ſprach ſeltener, wenigſtens nicht in Gegenwart von Fremden, in ſeiner wilden Sprache.

Doch zu der nicht geringen Verzweiflung von Peter Iwanowitſch war er noch weit entfernt von der gleichgültigen, nach den einfachſten Grundſätzen geregelten Analyſe alles deſſen, was die Menſchenſeele erſchüttert und bewegt. Von der Erklärung aller Geheimniſſe und Rätſel des Herzens wollte er ſogar nichts hören.

Zuweilen geſchieht es, daß Peter Iwanowitſch ihm des Morgens Lehren gibt. Alexander hört verwirrt zu, oder verſinkt in tiefes Nachdenken, und doch kehrt er des Abends nach irgend einer Geſellſchaft wieder, wie im Traume zurück, irrt drei Tage wie ein Trunkener umher — und da iſt die ganze Theorie des Onkels zum Teufel gegangen. Der Zauber und der Bann der Ballatmoſphäre, das Geräuſch des Orcheſters, die entblößten Arme, die feurigen Blicke, das Lächeln von roſenfarbigen Lippen verfolgen ihn die ganze Nacht hindurch. Bald glaubt er die Taille zu ſehen, die er mit den Händen berührt hat, bald den ſchmachtenden, anhaltenden Blick, den man ihm im Wegfahren zugeworfen, bald den glühenden Atem, unter dem er im Walzer zu vergehen glaubte, oder das halblaute Geſpräch am

Fenſter während der rauſchenden Mazurka, als die Augen funkelten und die Lippen, Gott weiß was, flüſterten. Und ſein Herz ſchlug laut; mit einem krampfhaften Zittern umarmte er das Kiſſen und warf ſich lange von einer Seite zur andern.

„Wo iſt denn die Liebe! Oh, ich dürſte nach Liebe!“ ſprach er. „Wird ſie nicht bald kommen? Dieſe wunderbaren Augenblicke, dieſe ſüßen Leiden, das ſelige Beben, die Thränen ... u. ſ. w.“

Am folgenden Tage erſchien er beim Onkel.

„Onkel, was war das geſtern für ein Abend bei Saraiskis!“ ſagte er, ſich in die Erinnerungen an den Ball vertiefend.

„War er gut?“

„O, wunderbar!“

„War das Souper anſtändig?“

„Ich habe nicht ſoupiert.“

„Wie kommt denn das? In deinen Jahren nicht zu ſoupieren, wenn man Gelegenheit dazu hat! Du ſcheinſt ja, wie ich ſehe, dich im Ernſt an die hieſige Ordnung zu gewöhnen, ſogar viel zu ſehr. Nun, war da alles anſtändig? Die Toilette, die Beleuchtung ...“

„Ja.“

„Auch anſtändige Menſchen?“

„O, ja! ſehr anſtändige. Was für Augen, was für Schultern!“

„Schultern? Bei wem?“

„Sie fragen doch nach ihnen?“

„Nach wem?“

„Doch nach den jungen Mädchen.“

„Nein, ich fragte nicht nach ihnen; doch das iſt einerlei, waren viele hübſch?“

„O, ſehr viele, nur ſchade, daß ſie einander ſo ähnlich ſind. Was die eine in einem gewiſſen Fall thut oder ſagt, ſieh’, das wiederholt auch die andre, wie eine ausgelernte Lektion. Nur eine war etwas anders als die andern ... die übrigen zeigten weder Selbſtändigkeit, noch Charakter. Man hört keinen ſelbſtändigen Gedanken, ſieht keinen Schimmer von Gefühl ... alles hat überall dieſelbe Politur bedeckt. Es ſcheint, als ob ſie durch nichts hervorgerufen werden könnten. Sollte es wirklich auf ewig verſchloſſen bleiben und ſich keinem offenbaren? Wird das Korſett ewig den Seufzer der Liebe und die Klage eines gebrochenen Herzens unterdrücken? Wird das Gefühl nie Freiheit haben?“

„Dem Manne gegenüber wird ſich alles offenbaren. Sonſt, wenn man, wie du es meinſt, laut denken würde, könnten viele als alte Jungfern ſitzen bleiben. Sich ihm gegenüber verraten, das iſt ’mal eine Idee! Es gibt Närrinnen, die vor der Zeit das äußern, was man beherrſchen und verheimlichen ſollte, dafür kommen nun ſpäter die Thränen! Das iſt keine Berechnung!“

„Auch hier Berechnung, Onkel!“

„Wie überall, mein Lieber; wer nicht berechnet, den nennt man auf ruſſiſch einen unberechneten Thoren. Das iſt kurz und deutlich.“

„In ſeiner Bruſt einen edlen Gefühlsausbruch zurückhalten ...“

„O, ich weiß, du wirſt ihn nicht zurückhalten; du biſt bereit, dich auf der Straße, oder im Theater, dem Freunde in die Arme zu werfen und zu weinen.“

„Warum nicht, Onkel! Man würde nur ſagen können, daß ich ein Menſch von großem Gefühle ſei, daß, wer ſo empfindet, der nur alles Schönen und Edlen fähig wäre und unfähig . . .“

„Und unfähig wäre zu berechnen, d. h. zu überlegen. Wahrlich ein großer Mann iſt der Menſch mit heftigem Gefühle, koloſſalen Leidenſchaften! Gibt es wenig ſolche Temperamente? Begeiſterung, Exaltation! Der Menſch iſt dann am wenigſten einem Menſchen ähnlich; deſſen braucht man ſich nicht zu rühmen! Man muß ihn fragen, ob er ſeine Gefühle zu leiten verſteht; wenn er es verſteht, iſt er ein Menſch, ſonſt . . .“

„Nach Ihrer Meinung kann man das Gefühl ebenſo leiten, wie den Dampf,“ — bemerkte Alexander ärgerlich. „Bald läßt man ihn heraus, bald hält man ihn an; man öffnet und ſchließt die Klappe . . .“

„Ja, dieſe Klappe hat uns die Natur nicht umſonſt gegeben. Das iſt der Verſtand, den du aber nicht immer gebrauchſt. Schade! du biſt ſonſt ein ordentlicher Junge!“

„Nein, Onkel, es iſt traurig, Sie anzuhören! Ich möchte durch Sie die Bekanntſchaft dieſer angereiſten Dame machen . . .“

„Welcher? der Lübetzky? War ſie geſtern?“

„Ja, ſie hat mir lange von Ihnen geſprochen und nach Ihren Geſchäftsangelegenheiten gefragt.“

„Ach, ja! du kannſt mir einen großen Gefallen thun . . .“

Der Onkel holte aus der Schieblade ein Papier hervor.

„Bringe ihr dieſes Papier, ſage, daß ich es erſt geſtern mit genauer Not im Kameralhof bekommen habe; erkläre ihr ordentlich die Sache; du haſt doch gehört, was wir mit dem Beamten geſprochen haben?“

„Ja, ich weiß, ich weiß; ich werde es ſchon erklären.“

Alexander ergriff mit beiden Händen das Papier und ſteckte es in die Taſche.

Peter Iwanowitſch ſah ihn an.

„Aus welchem Grunde willſt du ihre Bekanntſchaft machen? Wie es ſcheint, iſt ſie nicht intereſſant, mit einer Warze an der Naſe.“

„Einer Warze? Ich erinnere mich nicht. Wie haben Sie das bemerkt, Onkel?“

„An der Naſe, das nicht zu bemerken! was willſt du denn von ihr?“

„Sie iſt ſo gut, ſo ehrwürdig . . .“

„Du haſt ihre Warze an der Naſe nicht bemerkt und weißt ſchon, daß ſie gut und ehrwürdig iſt? Das iſt ſonderbar. Doch, erlaube . . . Ah! Freund, das iſt es! ta . . . ta . . . ta! Sie hat ja eine Tochter, dieſe kleine Brünette! Ah! jetzt wundert es mich nicht. Alſo deshalb haſt du die Warze an der Naſe nicht bemerkt.“

Beide lachten.

„Ich aber wundere mich, Onkel,“ — ſagte Alexander; „daß Sie die Warze an der Naſe früher bemerkt haben, als die Tochter.“

„Gib mir ’mal das Papier wieder zurück. Du wirſt da noch deinem Gefühl freien Lauf laſſen und ganz vergeſſen, die Klappe zu ſchließen, einen Unſinn zuſammenſchwatzen und Gott weiß was erklären . . .“

„Nein, Onkel, das werde ich nicht thun. Das Papier gebe ich Ihnen nicht ab. Ich gehe ſogleich.“

Und er verſchwand aus dem Zimmer.

Unterdeſſen ging alles ſeinen gewöhnlichen Lauf. Im Dienſt hatte man die Fähigkeiten Alexanders bemerkt und ihm eine ziemlich gute Stelle gegeben. Iwan Iwanowitſch fing an auch ihm ehrfurchtsvoll ſeine Tabaksdoſe anzubieten, vorausahnend, daß er, wie viele andre, nach einem kurzen Dienſt ihn überholen, ſich ihm auf den Kopf ſetzen und ſich zum Departementschef emporſchwingen würde, und dann vielleicht zum Vizedirektor, wie jener, oder zum Direktor, wie dieſer von ſeinen ehemaligen Dienſtkameraden, die alle ihre Dienſtkarriere unter ſeiner Leitung beginnen mußten. „Und ich ſoll für ſie arbeiten!“ ſetzte er hinzu. „So iſt das Schickſal.“ In der Redaktion des Journals wurde Alexander auch eine wichtige Perſönlichkeit. Er beſchäftigte ſich mit der Wahl, mit der Ueberſetzung und Korrektur fremder Aufſätze; auch ſchrieb er ſelbſt verſchiedene theoretiſche Anſchauungen über die Landwirtſchaft. Seiner Meinung nach hatte er mehr Geld, als er nötig hatte; doch der Onkel hielt es noch für zu wenig. Auch arbeitete Alexander nicht immer für Geld. Der Gedanke an einen andern, höheren Beruf lebte in ihm fort. Seine Jünglingskräfte reichten zu allem aus. Er nahm die nächtlichen Stunden zur Hilfe und ſchrieb Gedichte, Erzählungen und Biographien.

Der Onkel beklebte ſchon nicht mehr die Scheidewände mit ſeinen Werken, ſondern las ſie ſchweigend, pfiff dann und ſagte: „Ja! das iſt beſſer, als früher.“ Einige Aufſätze wurden unter fremdem Namen gedruckt.

Alexander lauſchte mit freudigem Beben dem beifälligen Urteile der Freunde; er hatte ihrer viele im Dienſt, in den Konditoreien und auch in Privathäuſern. Sein nach der Liebe ſchönſter Traum ging in Erfüllung. Die Zukunft verſprach ihm viel Glanz, viel Ehre, ein nicht ganz gewöhnliches Los ſchien ſeiner zu harren, als plötzlich . . .

Einige Monate ſchwanden. Alexander wurde faſt nirgends geſehen, als wäre er verſchwunden. Den Onkel beſuchte er ſeltener. Jener ſchrieb es ſeinen Beſchäftigungen zu und ſtörte ihn nicht. Doch beim Zuſammentreffen mit Peter Iwanowitſch klagte der Redakteur des Journals, daß Alexander die Aufſätze zurückhalte und ſelbſt faſt gar nichts ſchreibe. Der Onkel verſprach, bei der erſten Gelegenheit ſeinen Neffen zur Rede zu ſtellen. Nach drei Tagen bot ſich die Gelegenheit. Alexander ſtürzte eines Morgens wie ein Wahnſinniger zum Onkel herein. In ſeinem Gang und in ſeinen Bewegungen wurde eine freudige Geſchäftigkeit ſichtbar.

„Guten Morgen, Onkel! ach, wie freue ich mich, Sie zu ſehen!“ ſagte er und wollte ihn umarmen, doch es gelang dieſem, ſich hinter einen Tiſch zu flüchten.

„Guten Morgen, Alexander! warum ſieht man dich gar nicht?“

„Ich war beſchäftigt Onkel, ich machte verſchiedene Auszüge aus den deutſchen Oekonomiſten …“

„Ah! warum lügt denn der Redakteur? Er ſagte mir vorgeſtern, daß du nichts thäteſt, — ein echter Journaliſt! Wenn ich ihn treffe, werde ich ihn ſchon heruntermachen …“

„Nein, ſagen Sie ihm nichts,“ unterbrach ihn Alexander. „Ich habe ihm meine Arbeit noch nicht hingeſchickt, deshalb hat er das geſagt …“

„Was iſt denn mit dir? Du haſt ja heute ein ganz feierliches Geſicht? Biſt du Aſſeſſor geworden, oder haſt du einen Orden bekommen?“

Alexander ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Vielleicht Geld?“

„Nein.“

„Warum ſtrahlſt du denn, wie ein Feldherr? Wenn nicht, ſo ſtöre mich nicht, ſondern ſetze dich und ſchreibe nach Moskau, an den Kaufmann Dubaſſow von der eiligſten Ueberſendung des übrigen Geldes. Lies ſeinen Brief, wo iſt er? Da nimm ihn.“

Beide ſchwiegen und fingen an zu ſchreiben.

„Ich bin fertig,“ ſagte Alexander nach einigen Minuten.

„Du biſt ein flinker Burſche. Zeig’ ’mal her. Was iſt das? Schreibſt du mir? G. H. Peter Iwanowitſch? Er heißt Timofei Nikonitſch. Wie, nur 520 Rubel! 5200 ſind es. Was haſt du, Alexander?“

Peter Iwanowitſch legte die Feder hin und ſah ſeinen Neffen an, welcher errötete.

„Bemerken Sie nichts an meinem Geſicht?“ fragte er.

„Es ſieht etwas einfältig aus … wart’ ’mal … Biſt du verliebt?“ ſagte Peter Iwanowitſch.

Alexander ſchwieg.

„Iſt es ſo? habe ich erraten?“

Mit einem triumphierenden Lächeln und einem ſtrahlenden Blicke nickte Alexander zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Da haben wir es. Wie habe ich das nicht gleich erraten können? Alſo das iſt der Grund deiner Faulheit; deshalb ſieht man dich nirgends. Saraiſkys und Skatſchins quälen mich: wo, wo ſteckt Alexander Fedorowitſch? und er ſteckt, wie es ſcheint, im ſiebenten Himmel.“

Peter Iwanowitſch begann wieder zu ſchreiben.

„In Nadinka Lübetzky!“ ſagte Alexander.

„Ich habe gar nicht gefragt,“ antwortete der Onkel. „In wen es auch ſein mag, immer bleibt es doch derſelbe Unſinn. In welche Lübetzky? Die mit der Warze?“

„Ah, Onkel!“ unterbrach ihn Alexander ärgerlich. „Was für eine Warze?“

„Eine an der Naſe. Haſt du das noch immer nicht bemerkt?“

„Sie verwechſeln alles. Das iſt ja, wie ich glaube, die Mutter, die eine Warze an der Naſe hat.“

„Nun, einerlei.“

„Einerlei! Nadinka! dieſer Engel! Haben Sie ſie wirklich nicht bemerkt? Sie zu ſehen — und nicht zu bemerken!“

„Was iſt denn beſonders an ihr? Sie iſt ebenſo, wie die andern. Was iſt da zu bemerken? Eine Warze ſoll ſie ja nicht haben, wie du ſagſt?“

„Wieder ſchon dieſe Warze! Sündigen Sie nicht, Onkel; wie können Sie ſagen, daß ſie dieſen modernen, gezierten Drahtpuppen ähnlich ſieht? Betrachten Sie doch ihr Geſicht. Was für ein tiefer, ſtiller Gedanke liegt darauf! Das iſt nicht allein ein gefühlvolles, ſondern auch ein denkendes Mädchen... ein tiefer, großer Charakter...“

Der Onkel ließ ſeine Feder auf dem Papiere kratzen, während Alexander fortfuhr:

„Im Geſpräche mit ihr bekommen Sie keine banalen Redensarten zu hören. Welch ein heller Verſtand leuchtet aus ihrem Urteile, welch ein Feuer aus ihren Gefühlen, wie tief iſt ihre Kenntnis des Lebens! Ihre Anſichten vergiften es mir, während Nadinka mich damit ausſöhnt.“

Alexander hielt einen Augenblick inne und ſchien in die Erinnerung an Nadinka verſunken. Dann fing er wieder an:

„Und wenn ſie die Augen erhebt, dann ſehen Sie gleich, welch ein warmes inniges Herz ſich darin widerſpiegelt! Und die Stimme! die Stimme! Wie melodiſch und ſüß ſie klingt! Und wenn ſie erſt in einem Geſtändnis erzittern würde... nein, es gibt keine höhere Seligkeit auf Erden! Onkel! Wie ſchön iſt das Leben! Wie bin ich glücklich!“

Thränen brachen aus ſeinen Augen, er ſtürzte hin und umarmte mit einem Schwunge den Onkel.

„Alexander!“ ſchrie Peter Iwanowitſch, vom Stuhle aufſpringend, auf. „Schließe ſogleich deine Klappe; du haſt allen Dampf herausgelaſſen, du Wahnſinniger! Sieh’, was du angerichtet haſt? in einer Sekunde ſchon zwei Dummheiten: mein Haar verwühlt und den Brief beſpritzt. Ich glaubte, du hätteſt deine Gewohnheiten ganz nachgelaſſen. Schon lange biſt du nicht in ſolch einem Zuſtande geweſen. Betrachte dich doch, um Gotteswillen, im Spiegel; kann es eine einfältigere Phyſiognomie geben! Nun, iſt das nicht wahr?“

„Ha, ha, ha! ich bin glücklich, Onkel.“

„Das iſt zu bemerken!“

„Nicht wahr? Ich weiß, mein Blick ſtrahlt ſtolz. Ich ſehe auf die Menge herab, wie ein Held, ein Poet, oder ein, durch erwiderte Liebe beglückter Liebender.“

„Oder wie ein Verrückter und vielleicht etwas noch Schlechteres... nun, was ſoll ich jetzt mit dem Brief anfangen?“

„Erlauben Sie, daß ich es Ihnen radiere; man wird gar nichts ſehen,“ ſagte Alexander. Er eilte zum Tiſche und fing mit derſelben fieberhaften Aufregung an zu radieren, zu reinigen und zu reiben, bis er eine Ritze im Briefe durchgerieben hatte. Unter ſeinen Anſtrengungen wankte der Tiſch und ſtieß die Etagere. Auf der Etagere ſtand eine kleine Büſte aus italieniſchem Alabaſter, welche Sophokles er Aeſchylos darſtellte. Durch dieſe Erſchütterung ſchwankte der ehrwürdige Tragiker auf ſeinem unſicheren Piedeſtal ein paarmal hin und her, ſtürzte dann herunter und zerbrach in kleine Stücke.

„Das iſt die dritte Dummheit, Alexander!“ ſagte Peter Iwanowitſch, die Scherben aufhebend. „Das koſtet 50 Rubel.“

„Ich werde es bezahlen, Onkel, oh gewiß, verdammen Sie nur nicht meinen Seelenaufſchwung, er iſt rein und edel; ich bin glücklich, glücklich! O Gott! wie ſchön iſt das Leben.“

Der Onkel verzog das Geſicht und ſchüttelte den Kopf.

„Wann wirſt du endlich klüger werden, Alexander? Du ſprichſt Gott weiß was zuſammen!“ Er blickte unterdeſſen betrübt auf die zerſchlagene Büſte.

„Ich werde bezahlen!“ ſagte er. „Ich werde bezahlen! Das würde die vierte Dummheit ſein. Du willſt, wie ich ſehe, mir von deinem Glück erzählen. Nun, nichts zu machen. Da die Onkel doch genötigt ſind, ſich für jeden Unſinn ihrer Neffen zu intereſſieren, ſo gebe ich dir auch eine Viertelſtunde Zeit; ſitz' ruhig, richte nur ja keine fünfte Dummheit an und erzähle! Nach dieſer Erzählung entferne dich; denn ich habe keine Zeit. Nun, du biſt alſo glücklich . . . weiter! Erzähle doch ſchneller.“

„Nein, Onkel, von ſolchen Dingen erzählt man nicht,“ bemerkte Alexander mit einem beſcheidenen Lächeln.

„Ich habe dich vorbereitet; ſtatt deſſen willſt du, wie ich ſehe, doch mit dem gewöhnlichen Präludium anfangen. Das heißt alſo, daß deine Erzählung eine ganze Stunde dauern wird; ich habe keine Zeit, die Poſt wird nicht auf mich warten. Warte, ich werde es dir beſſer ſelbſt erzählen!“

„Sie? Das wäre ſpaßhaft!“

„Nun, höre zu; das iſt ſehr ſpaßhaft! Geſtern haſt du mit deiner Schönen eine Unterredung unter vier Augen gehabt . . .“

„Wie wiſſen Sie das?“ fragte Alexander heftig. „Sie laſſen mir heimlich auflauern?“ Das iſt gewiß dieſer Taugenichts Ewſey . . . Der Journaliſt hat über mich geklagt, und Sie entſchließen ſich, eine Ihrer unwürdige und Ihrem Charakter unangemeſſene Rolle zu ſpielen . . .“

„Natürlich, ich halte wohl Spione um deinetwillen! Woraus haſt du ſchließen können, daß ich mich ſoviel um dich kümmere? Was geht das mich an!“

Dieſe Worte wurden von einem eiſigen Blicke begleitet.

„Wie wiſſen Sie denn?“ fragte Alexander, ſich dem Onkel nähernd.

„Um Gotteswillen, bleib' ſitzen und nähere dich nicht dem Tiſche; ſonſt zerſchlägſt du wieder etwas. Auf deinem Geſicht ſteht alles geſchrieben; ich kann auch von hier das ableſen. Nun, alſo ihr hattet eine Erklärung,“ ſagte er.

Alexander errötete und ſchwieg. Der Onkel ſchien das Richtige getroffen zu haben.

„Wie es ſich in ſolchen Fällen ſchickt, war't ihr beide recht einfältig,“ fuhr Peter Iwanowitſch fort.

Der Neffe machte eine ungeduldige Bewegung.

„Als ihr allein geblieben war't, fing die Sache mit den gleichgültigſten Dingen an," fuhr der Onkel fort. „Vielleicht mit irgend einem Muſter, du fragteſt ſie, für wen ihre Arbeit beſtimmt ſei? Sie antwortete „für Mamachen oder Tantchen", oder irgend etwas ähnliches; dabei war't ihr in einer fieberhaften Aufregung . . ."

„Nein, Onkel, Sie haben nicht erraten; es fing nicht mit einem Muſter an; wir waren im Garten!" verriet Alexander.

„Nun, dann mit einer Blume," ſagte Peter Iwanowitſch. „Vielleicht ſogar mit einer gelben, das iſt einerlei, was einem gerade in die Augen fällt; nur um ein Geſpräch anzufangen. Du fragteſt, ob ihr die Blume gefalle, ſie antwortete „ja", — warum? „So," ſagte ſie, und dann ſchwiegt ihr beide, weil ihr etwas andres habt ſagen wollen, und die Unterhaltung ſtockte. Dann ſahet ihr einander an, lächeltet und wurdet rot. Vielleicht wendete ſie ſich ab . . .

„Ach, Onkel, Onkel, was ſagen Sie! . . ." ſprach Alexander in der größten Verwirrung.

„Dann fingſt du ſo von ungefähr damit an, daß du ihr ſagteſt, es habe ſich dir jetzt eine neue Welt eröffnet," fuhr der unerbittliche Onkel fort. „Sie warf dir einen überraſchten Blick zu, als hörte ſie eine Neuigkeit; du warſt wahrſcheinlich verblüfft, außer Faſſung gebracht; dann ſagteſt du kaum hörbar, daß du erſt jetzt den Wert des Lebens kennen gelernt hätteſt, daß du ſie auch ſchon früher geſehen . . . wie heißt ſie doch? Marja?"

„Nadinka."

„Daß du ſie auch ſchon früher wie im Traume geſehen und ſie einmal zu treffen geahnt hätteſt, daß euch die Sympathie zuſammengeführt, daß du jetzt nur ihr allein alle deine Gedichte und deine Proſa widmen würdeſt . . . Kann mir auch vorſtellen, wie du dabei mit den Händen gearbeitet haſt! Gewiß etwas umgeworfen, oder zerſchlagen."

„Onkel! Sie haben uns belauſcht!" rief Alexander außer ſich.

„Ja, ich ſaß hinter einem Strauche. Ich habe ja doch nichts andres zu thun, als dir nachzulaufen und jeden Unſinn zu belauſchen."

„Wie wiſſen Sie denn das alles?" fragte Alexander zweifelnd.

„Kein Wunder! Seit Adam und Eva immer dieſelbe Geſchichte mit kleinen Variationen. Wenn man den Charakter der handelnden Perſonen kennt, ſo kennt man auch die Variationen. Das wundert dich; was biſt du denn für ein Schriftſteller! Jetzt wirſt du drei Tage wie ein Wahnſinniger herumſpringen und dich jedem an den Hals werfen, — nur nicht mir, um Gotteswillen. Ich würde dir raten, dich während dieſer Zeit auf deinem Zimmer einzuſchließen, um da allen dieſen Dampf herauszulaſſen und alle deine Kunſtſtücke mit Ewſey vorzunehmen, damit ſie ſonſt niemand ſehe. Wenn du dann ruhiger geworden biſt, wirſt du etwas andres zu erlangen ſtreben, einen Kuß vielleicht . . ."

„Von Nadinka einen Kuß! O, dieſer höchſte, himmliſche Lohn!" klang es faſt wie ein Brüllen von Alexanders Lippen.

„Himmliſcher Lohn!"

„Was iſt es denn ſonſt? Vielleicht Ihrer Meinung nach ein materieller, irdiſcher?"

„Ohne Zweifel eine Wirkung der Elektrizität; Verliebte ſind wie zwei Leidener Flaſchen; beide ſtark geladen; durch die Küſſe werden ſie entladen, und wenn ſie ganz entladen ſind, ſchwindet die Liebe und folgt das Erkalten . . .“

„Onkel . . .“

„Ja! Was haſt du denn gedacht?“

„Was für Anſichten! Was für Begriffe!“

„Ja, eins habe ich noch vergeſſen; bei dir müſſen doch noch ‚materielle Zeichen‘ figurieren. Wirſt wieder verſchiedenes Zeug herbeiſchleppen und dich in Gedanken und Betrachtungen vertiefen, anſtatt zu arbeiten.“

Alexander griff plötzlich nach ſeiner Taſche.

„Nun, hab’ ich nicht recht? Du wirſt ganz dasſelbe thun, was die Menſchen ſeit der Erſchaffung der Welt thun.“

„Folglich das, was Sie auch gethan haben, Onkel?“

„Ja, nur noch viel thörichter.“

„Thörichter! Nennen Sie es Thorheit, daß ich tiefer, inniger lieben werde, als Sie, daß ich nicht über die Gefühle ſpotten, nicht damit ſcherzen und ſpielen werde, wie Sie, und daß ich von den heiligen Geheimniſſen den Schleier nicht heben werde . . .“

„Du wirſt ebenſo lieben, wie die andern, weder tiefer, noch inniger; auch wirſt du ebenſo den Schleier von den Geheimniſſen heben . . . nur wirſt du an die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Liebe glauben und nur daran allein denken; darin liegt die Thorheit, du bereiteſt dir ſelbſt mehr Kummer, als es hätte ſein ſollen.“

„Oh, das iſt ſchrecklich, was Sie da ſagen, Onkel! Wie oft habe ich mir ſchon das Wort gegeben, Ihnen gegenüber das zu verſchweigen, was in meinem Herzen vorgeht.“

„Warum haſt du es nicht gehalten? Du biſt gekommen, haſt hier getobt, mich geſtört . . . übrigens hätteſt du auch nicht verheimlichen können . . .“

„Ich habe doch nur Sie allein, Onkel! Mit wem ſoll ich denn dieſen Ueberfluß an Gefühl teilen? Und doch laſſen Sie ihr anatomiſches Meſſer in die geheimſten Windungen meines Herzens hineindringen.“

„Das thue ich doch nicht zu meinem Vergnügen; du haſt mich ſelbſt um Rat gefragt. Auch dem Operateur iſt es unangenehm, die Konvulſionen des Kranken zu ſehen, den er ſchneidet; und doch rettet er ihn, vielleicht bin ich dir auch nicht ganz unnütz, ſchon vor vielen Dummheiten habe ich dich bewahrt!“

„Nein, Onkel, laſſen Sie mich in Ihren Augen ewig dumm bleiben, denn mit ſolchen Anſichten vom Leben und von den Menſchen kann ich nicht exiſtieren. Sie thun mir weh und machen mich traurig! Eines Lebens unter ſolchen Bedingungen bedarf ich nicht; hören Sie, ich will es nicht ſo haben.“

„Ich höre, doch wie kann ich dir helfen? Soll ich dir etwa das Leben nehmen.“

„Ja!“ ſagte Alexander. „Allen Ihrem Prophezeiungen zum Trotz werde ich glücklich ſein, werde lieben und einſt . . .“

„Oh, nein! Ich ahne ſchon, daß du mir noch etwas zerſchlagen willſt. Doch die Liebe an und für ſich würde nicht ſchaden, niemand ſtört dich darin, es iſt ſchon ſo eingerichtet, daß man ſich in deinen Jahren beſonders viel mit der Liebe abgibt, doch muß es nicht in ſolch einem Grade geſchehen, daß die Arbeit darunter leidet, jedes muß ſeine Zeit haben . . .“

„Ich mache ja Auszüge aus den deutſchen . . .“

„Unſinn, was machſt du für Auszüge! Du ergibſt dich deinem ſüßen Traume, und der Redakteur wird dir kündigen . . .“

„Möge er es nur thun! ich brauche ihn nicht. Kann ich denn jetzt noch an den verachteten Gewinn denken, da ich . . .“

„Verachteter Gewinn! Verachtet! Ach, Alexander, das habe ich nicht von dir erwartet! Baue doch ſchon gleich eine Hütte in den Bergen auf, iß Brot mit Waſſer und ſinge:

Es iſt die ärmſte Hütte
Mit dir ein Paradies . . .

Doch wenn du an dem ‚verachteten Metall‘ zu kurz kommſt, bitte mich nicht darum — ich gebe dir nicht . . .“

„Ich glaube Sie nicht oft beunruhigt zu haben.“

„Bis jetzt, Gott ſei Dank, nicht; doch es könnte geſchehen, wenn du die Arbeit aufgibſt; die Liebe verlangt auch Geld; überflüſſiges Staatmachen und verſchiedene andre Ausgaben . . . Oh, dieſe zwanzigjährige Liebe, die könnte wohl verachtungswürdig genannt werden; ſie taugt gar nicht.“

„Welche taugt dann, Onkel? Eine vierzigjährige?“

„Ich weiß nicht, wie die vierzigjährige Liebe iſt, aber eine neununddreißigjährige . . .“

„Wie die Ihrige?“

„Vielleicht auch, wie die meinige.“

„Das heißt, gar keine.“

„Wie kannſt du das wiſſen?“

„Können Sie denn lieben?“

„Warum denn nicht! Bin ich denn kein Menſch, oder ſchon achtzig Jahr alt? Doch wenn ich liebe, ſo liebe ich vernünftig; ich vergeſſe mich nicht, werfe nichts um und zerſchlage nichts.“

„Eine vernünftige Liebe! Was iſt das für eine Liebe, die ſich nicht vergißt!“ bemerkte Alexander ſpöttiſch: „die ſich auch nicht auf einen Augenblick hingibt . . .“

„Eine wilde, tieriſche Liebe,“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch: „vergißt ſich, aber eine vernünftige darf ſich nicht vergeſſen, im entgegengeſetzten Falle iſt das keine Liebe . . .“

„Was denn?“

„Wie du ſie meinſt, iſt es eine Gemeinheit.“

„Sie . . . lieben!“ ſagte Alexander, den Onkel ungläubig anſehend, „ja, ja, ja!“

Peter Iwanowitſch ſchrieb ſchweigend weiter.

„Wen denn, Onkel?“ fragte Alexander.

„Willſt du das durchaus wiſſen?“

„Ich möchte es.“

„Meine Braut.“

„Br . . . Braut!“ brachte Alexander nur mühſam hervor, vom Stuhle aufſpringend und ſich dem Onkel nähernd.

„Nicht zu nah, nicht zu nah, Alexander, ſchließe die Klappe!“ ſagte Peter Iwanowitſch und rettete, als er die großen, verwunderten Augen ſeines Neffen ſah, verſchiedene Nippſachen, Büſten, Statuen, Uhr und Tintenfaß.

„Folglich heiraten Sie!“ fragte Alexander noch immer erſtaunt.

„Folglich.“

„Und Sie ſind ſo ruhig? ſchreiben Briefe nach Moskau, ſprechen von gleichgültigen Dingen, beſuchen die Fabrik und urteilen dabei noch ſo hölliſch kalt über die Liebe?“

„Hölliſch kalt! Das iſt neu! In der Hölle ſoll es, wie man ſagt, heiß ſein. Wozu ſprichſt du, ohne zu denken? Da haſt du gleich einen Unſinn geſagt. Warum ſiehſt du mich denn ſo wild an?“

„Sie, Sie heiraten!“

„Iſt das etwas ſo Merkwürdiges?“ fragte Peter Iwanowitſch, die Feder weglegend.

„Wie denn nicht! Sie heiraten, ohne mir ein Wort zu ſagen!“

„Entſchuldige, ich habe vergeſſen, dich um Erlaubnis zu fragen.“

„Nicht um Erlaubnis fragen, Onkel, aber mich davon in Kenntnis ſetzen. Der leibliche Onkel heiratet, und ich weiß nichts davon, mir wird nichts geſagt!“

„Jetzt habe ich es dir doch geſagt.“

„Sie haben es geſagt, weil gerade davon die Rede war.“

„Ich bemühe mich nach Möglichkeit, zu allem die gelegenſte Zeit zu wählen.“

„Sie hätten mir zuerſt Ihre Freude mitteilen ſollen; Sie wiſſen, wie ich Sie liebe und wie ſehr ich im ſtande wäre, ſie zu teilen . . .“

„Ich vermeide überhaupt jede Teilung, und in der Heirat erſt recht.“

„Wiſſen Sie was, Onkel?“ ſagte Alexander lebhaft.

„Vielleicht . . . nein, ich kann es nicht verheimlichen . . . Es liegt nicht in meinem Charakter; ich muß Ihnen alles ſagen . . .“

„Ach, Alexander, ich habe keine Zeit; wenn es eine neue Geſchichte iſt, kannſt du es dann nicht auf morgen verſchieben?“

„Ich will nur ſagen, Onkel, daß auch mich vielleicht ſolch ein Glück erwartet . . .“

„Was, was?“ fragte Peter Iwanowitſch, aufhorchend und die Stirn runzelnd. „Das ſcheint ja recht intereſſant . . .“

„Ah! Intereſſant! Nun will ich Sie auch quälen und nichts ſagen.“

Peter Iwanowitſch nahm gleichgültig ein Kouvert, legte den Brief hinein und fing an ihn zu verſiegeln.

„Auch ich werde vielleicht heiraten!“ ſagte Alexander dem Onkel ins Ohr.

Peter Iwanowitſch hielt im Verſiegeln inne und ſah ihn ſehr ernſt an.

„Schließe die Klappe, Alexander,“ ſagte er.

„Sie ſcherzen, Sie ſcherzen, Onkel, aber ich ſcherze nicht. Ich werde meine Mutter um Erlaubnis bitten.“

„Du willſt heiraten?“

„Warum nicht!“

„In deinen Jahren?“

„Ich bin 23 Jahre alt.“

„Das wäre die rechte Zeit! Wer heiratet in dieſen Jahren? Nur die Bauern, wenn ſie einer Arbeiterin bedürfen.“

„Aber, wenn ich ein Mädchen liebe und die Möglichkeit zu heiraten da iſt, ſoll ich dann, Ihrer Meinung nach, nicht ...“

„Ich rate dir, nie ein Weib zu heiraten, welches du liebſt.“

„Wie, Onkel? Das iſt neu, das habe ich noch nie gehört.“

„Vieles, was du noch nicht gehört haſt!“

„Ich glaubte, daß eine Ehe ohne Liebe unmöglich ſei.“

„Ehe bleibt Ehe, und Liebe — Liebe!“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Wie ſoll man denn heiraten, aus Berechnung?“

„Mit Berechnung, aber nicht aus Berechnung. Doch muß ſich dieſe Berechnung nicht allein auf Geld beziehen. Man wird des Alleinlebens überdrüſſig. Der Mann iſt geſchaffen, um in der Geſellſchaft des Weibes zu ſein; man muß berechnen, wie man heiraten ſoll; ſuchen, unter den Frauen wählen ...“

„Suchen, wählen!“ ſagte Alexander erſtaunt.

„Ja, wählen. Deshalb rate ich dir auch nicht zu heiraten, wenn du liebſt. Die Liebe vergeht, das iſt eine abgeſchmackte Wahrheit.“

„Das iſt die größte Lüge und Verleumdung.“

„Nun, jetzt kann man dich nicht von dem Gegenteil überzeugen; mit der Zeit wirſt du es ſelbſt einſehen, ſuche dir meine Worte einzuprägen. Die Liebe vergeht, wiederhole ich, dann kann dir das Weib, in welchem du jetzt das Ideal der Vollkommenheit ſiehſt, vielleicht ſehr unvollkommen erſcheinen, doch iſt es dann ſchon zu ſpät. Oft erſetzt die Liebe den Mangel an Eigenſchaften, welche eine Frau haben muß, während du in der Wahl kaltblütig überlegen kannſt, ob ein gewiſſes Weib auch die Eigenſchaften beſitzt, die du in deiner Frau zu ſehen wünſcheſt; darin liegt die Hauptberechnung. Wenn du ſolch ein Weib gefunden haſt, muß es dir durchaus beſtändig gefallen, weil es deinen Wünſchen entſpricht. Daraus entſtehen zwiſchen dir und ihr nahe Beziehungen, welche dann ſpäter ſich ...“

„In Liebe verwandeln?“ fragte Alexander.

„Ja ... in Gewohnheit.“

„Ohne Liebe zu heiraten! Ohne Poeſie, ohne Leidenſchaft, nur überlegen, wie und warum!“

„Du würdeſt gewiß ohne Ueberlegung und ohne dich zu fragen, warum? heiraten; das weiß ich! Ebenſo wie du hergekommen biſt, ohne dir Rechenſchaft zu geben, warum du es gethan.“

„Sie heiraten alſo aus Berechnung,“ fragte Alexander.

„Mit Berechnung,“ bemerkte Peter Iwanowitſch.

„Das iſt einerlei.“

„Nein, aus Berechnung, das heißt nur des Geldes wegen heiraten; das iſt unedel; aber ohne Berechnung zu heiraten, das iſt dumm! . . . du ſollteſt jetzt gar nicht heiraten.“

„Wann ſoll ich denn heiraten? Wenn ich alt geworden bin? Warum ſoll ich abſurden Beiſpielen folgen?“

„Unter andern auch dem meinigen; ich danke dir ſehr.“

„Ich ſpreche nicht von Ihnen, Onkel, ſondern von allen. Man hört von einer Hochzeit, geht hin und was erblickt man? Ein ſchönes, zartes Weſen, faſt noch ein Kind, das nur auf die zauberiſche Berührung der Liebe zu warten ſchien, um ſich in eine üppige Blume zu verwandeln, und da reißt man ſie nun plötzlich los von ihren Puppen, ihrer Wärterin, ihren Kinderſpielen, Tänzen, und es iſt noch ein Glück, wenn nur davon allein; doch oft vergißt man es in ihr Herz zu blicken, das ihr vielleicht ſchon nicht mehr gehört. Man kleidet ſie in Gaze, in Blonden, ſchmückt ſie mit Blumen, ohne ihre Thränen und ihre Bläſſe zu beachten, man ſchleppt ſie und neben wen wird ſie geſtellt? Neben einen größtenteils häßlichen, bejahrten Mann, der den Glanz der Jugend ſchon eingebüßt hat. Er ſieht ſie entweder mit den beleidigenden Blicken des Verlangens an, oder betrachtet ſie gleichgültig von Kopf bis zu Fuß und ſcheint dabei ſagen zu wollen: ‚ſchön biſt du, ja, doch ſteckt dir der Eigenſinn im Kopf; du denkſt vielleicht an Roſen und Liebe, von dieſer Thorheit werde ich dich ſchon heilen, das iſt dummes Zeug! Bei mir mußt du aufhören zu ſeufzen und zu ſchwärmen, ſondern dich ſo benehmen, wie es ſich ſchickt;‘ zuweilen, was noch ſchlechter iſt, denkt er nur an ihr Vermögen. Der jüngſte von ihnen iſt wenigſtens dreißig Jahre alt. Oft iſt er kahlköpfig, doch dafür hat er ein Kreuz, oder einen Stern. Ihr ſagt man: ‚ſieh, wem alle Schätze deiner Jugend gewidmet ſind, ihm gehört der erſte Schlag deines Herzens, das Geſtändnis, die Blicke, die Reden und die jungfräulichen Liebkoſungen und dein ganzes Leben.‘ Um ſie herum drängen ſich im Haufen alle diejenigen, die, was Jugend und Schönheit anbetrifft, zu ihr paſſen würden und die ſich an die Seite der Braut hätten ſtellen ſollen. Sie verſchlingen mit ihren Blicken das arme Opfer und ſcheinen ſagen zu wollen: ‚auch wir werden heiraten, wenn wir Friſche, Geſundheit eingebüßt und einen kahlen Kopf haben, auch wir bekommen dann ſolch eine üppige Blume . . .‘ ſchrecklich! . . .“

„Das iſt abſurd, ſchlecht, Alexander!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Schon zwei Jahre ſchreibſt du über den Dünger, über Kartoffeln und andre ernſte Dinge, wo der Stil ſtreng und kurz gefaßt iſt, und dennoch ſprichſt du ſo abſurd. Um Gotteswillen, ergib dich nicht deiner Ekſtaſe, oder wenigſtens, wenn du von dieſer Thorheit befallen wirſt, ſo ſchweige und laß ſie vergehen, denn dann kannſt du weder etwas Geſcheites ſagen, noch thun; alles wird eine Abſurdität ſein.“

„Onkel, wird denn der Gedanke eines Poeten nicht in einer Ekſtaſe geboren?“

„Ich weiß nicht, wie er geboren wird, ich weiß nur, daß er fertig, das heißt durch Ueberlegung bearbeitet, aus dem Kopfe ſteigt; nur dann iſt er gut. Nun, was meinſt du denn?“ fing Peter Iwanowitſch nach einem kurzen Schweigen wieder an. „Wen ſollen denn dieſe ſchönen Weſen heiraten?“

„Diejenigen, die ſie lieben, die noch nicht den Glanz der Jugendſchönheit eingebüßt, die im Geiſt, im Herzen und in den Augen noch Leben, auf den Wangen noch Farbe und Friſche, die Zeichen von Geſundheit haben, damit ſie ihre ſchöne Gefährtin auf dem Lebenspfade nicht an einer müden Hand führen, ſondern ihr ein Herz bringen, das von Liebe zu ihr erfüllt und im ſtande iſt, ihr Gefühl zu teilen . . . die Geſetze der Natur . . .“

„Genug! Das heißt alſo ſolche Burſchen, wie du einer biſt. Ja, wenn wir mitten unter Feldern und Urwäldern leben würden, das wäre etwas andres, verſuch' einer aber hier ſolch einen Burſchen zu verheiraten, das könnte gut werden! Im erſten Jahre wird er wie wahnſinnig ſein und dann ſpäter anfangen, hinter die Kuliſſen zu blicken, oder er macht das Kammermädchen ſeiner Frau zu ihrer Rivalin, — fürwahr, eine ſchöne Ordnung! Auch die Frau, wenn ſie die Streiche ihres Mannes bemerkt, wird plötzlich von einer beſonderen Vorliebe für weiße Federbüſche, Paraden und Maskeraden ergriffen und dann haſt du es . . . ohne Vermögen geht es noch ſchlechter; es iſt nichts zu eſſen, wirſt du ſagen . . .“

Hier machte Peter Iwanowitſch ein ſaures Geſicht.

„Ich bin verheiratet, wirſt du ſagen,“ fuhr er fort. „Ich habe drei Kinder, helfen Sie, ich kann ſie nicht ernähren, ich bin arm . . . arm! Welch' ein Greuel! nein, ich hoffe, daß du weder zu der einen, noch zu der andern Kategorie gehören wirſt.“

„Ich werde zu der Kategorie der glücklichen Männer, Onkel, und Nadinka wird zu den glücklichen Frauen gehören. Ich will nicht ſo heiraten, wie der größte Teil heiratet; immer das alte Lied: ‚Die Jugend iſt vorbei, ich bin der Einſamkeit überdrüſſig, alſo muß man heiraten!‘ ich bin nicht einer von denen! . . .“

„Du phantaſierſt, mein Lieber.“

„Wie können Sie wiſſen?“

„Weil du eben ſolch ein Menſch biſt, wie die andern, und die andern kenne ich ſchon lange. Nun, ſage mir 'mal, warum heirateſt du?“

„Warum? Nadinka — meine Frau! Oh!!“ rief Alexander wild, ſich das Geſicht mit den Händen bedeckend.

„Nun, habe ich nicht recht? Du weißt es ſelbſt nicht.“

„Oh! Bei dieſen Gedanken allein vergeht mir der Atem. Sie wiſſen nicht, wie ich ſie liebe, Onkel; ich liebe, wie noch nie jemand geliebt hat! Von ganzer Seele, ihr will ich alles . . .“

„Alexander, es wäre beſſer geweſen, wenn du mich ausgeſcholten, oder ſogar umarmt hätteſt, anſtatt dieſe einfältigſte aller Phraſen zu wiederholen!“ Wie hat ſich deine Zunge dazu hergeben können! ‚wie noch nie jemand geliebt hat!‘ Peter Iwanowitſch zuckte mit den Achſeln.

„Wieſo, kann das nicht möglich ſein?“

„Uebrigens, ſo viel ich deine Liebe kenne, bin ich bereit einzuſehen, daß es beinahe möglich wäre; thörichter kann man nicht lieben.“

„Aber ſie meint, daß man noch ein Jahr warten müſſe, daß wir jung ſeien und uns prüfen ſollen ... ein ganzes Jahr ... und dann ...“

„Ein Jahr! Ah! Das hätteſt du gleich ſagen ſollen!“ unterbrach ihn Peter Jwanowitſch. „Alſo das hat ſie vorgeſchlagen? Welch ein kluges Mädchen! Wie alt iſt ſie denn?“

„Achtzehn Jahre.“

„Und du biſt dreiundzwanzig Jahre alt; nun, Bruder, ſie iſt dreiundzwanzigmal ſo klug, wie du. Sie ſcheint, wie ich ſehe, die Sache zu verſtehen; ſie wird ſich mit dir amüſieren, kokettieren, die Zeit fröhlich verbringen, und dann ... es gibt unter dieſen Mädchen recht kluge! Nun, du wirſt alſo nicht heiraten! Jch dachte ſchon, du würdeſt es irgendwie recht ſchnell heimlich abmachen; in deinen Jahren iſt es bald geſchehen, ohne daß man es verhindern kann; aber erſt nach einem Jahre, das iſt etwas andres; bis dahin wird ſie dich betrügen.“

„Sie — mich betrügen, kokettieren! Sie, Nadinka! pfui, Onkel! Mit wem haben Sie denn Jhr ganzes Leben hindurch gelebt, mit wem zu thun gehabt, wen geliebt, wenn Sie ſolch einen ſchwarzen Verdacht hegen können? ...“

„Jch habe mit Menſchen gelebt und ein Weib geliebt.“

„Sie könnte mich betrügen! Dieſer Engel, dieſe verkörperte Aufrichtigkeit, ein Weib, das, wie es ſcheint, Gott zuerſt in ſeiner ganzen Reinheit und in ſeinem ganzen Glanz geſchaffen . .“

„Und dennoch iſt ſie ein Weib und wird dich wahrſcheinlich betrügen.“

„Sie werden vielleicht ſagen, daß auch ich betrügen werde?“

„Mit der Zeit, ja, auch du.“

„Jch? Von den Menſchen, die Sie kennen, können Sie alles, was Sie wollen, ſagen, aber von mir? Jſt das nicht eine Sünde, Onkel, mich einer ſo niedrigen Handlung für fähig zu halten? Wer bin ich denn in Jhren Augen?“

„Ein Menſch.“

„Es ſind nicht alle gleich. So wiſſen Sie denn, daß ich ihr im Ernſt das Verſprechen gegeben habe, ſie ewig zu lieben; ich bin bereit, es zu ſchwören ...“

„Ja, ja, das kenne ich! Ein ordentlicher Menſch zweifelt nicht an der Aufrichtigkeit des Schwurs, wenn er ihn einem Weibe leiſtet, und doch wird er untreu und erkaltet, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie das geſchieht, nicht mit Abſicht, und darin liegt gar keine niedrige Handlung; niemand iſt ſchuld daran, die Natur hat es nicht erlaubt, ewig zu lieben. Auch die, welche an eine ewige, unveränderliche Liebe glauben, thun dasſelbe, was die Ungläubigen; nur wollen ſie es nicht eingeſtehen und meinen: wir ſind darüber erhaben, keine Menſchen, ſondern Engel. Das iſt Thorheit!“

„Warum gibt es denn Liebende und Eheleute, die ewig einander lieben und das ganze Leben hindurch zuſammen leben?“

„Ewig! Was heißt ewig! Wer nur zwei Wochen liebt, den nennt man einen Windbeutel, wer zwei, drei Jahre liebt, ſo heißt das ſchon ewig! Analyſiere, wie die Liebe geſchaffen iſt, und dann wirſt du ſelbſt einſehen, daß ſie nicht ewig ſein kann. Dieſes Gefühl kann ſeiner Lebhaftigkeit, Heftigkeit und ſeines fieberhaften Weſens wegen nicht dauerhaft ſein. Die Liebenden, die Eheleute verbringen ihr ganzes Leben zuſammen, das iſt wahr! Aber lieben ſie ſich denn ihr ganzes Leben hindurch? Werden ſie immer durch die anfängliche Liebe vereinigt? Suchen ſie ſich denn gegenſeitig, um einander anzuſehen und ſich nicht ſatt ſehen zu können? Wo bleiben endlich alle dieſe kleinen Dienſte, die unaufhörliche Aufmerkſamkeit, das Verlangen zuſammen zu ſein, die Thränen, das Entzücken, — dieſer ganze Unſinn? Die Kälte und Schwerfälligkeit der Männer iſt zu einem Sprichwort geworden. Ihre Liebe verwandelt ſich in Freundſchaft! ſagen alle wichtig; das iſt alſo doch ſchon keine Liebe! Freundſchaft! Was iſt das für eine Freundſchaft! Gemeinſchaftliche Intereſſen, Verhältniſſe, dasſelbe Schickſal verbinden Mann und Frau; deshalb leben ſie zuſammen, iſt das aber nicht vorhanden, ſo gehen ſie auseinander und ſuchen eine andre Liebe, einer früher, der andre ſpäter; das nennt man Untreue! Wenn ſie zuſammen leben, ſo geſchieht es aus Gewohnheit, die, das will ich dir ins Ohr ſagen, ſtärker iſt als jede Liebe; nicht umſonſt wird ſie die zweite Natur genannt; die Leute würden ja ſonſt nicht aufhören, ſich über die Trennung von dem geliebten Gegenſtande, oder über ſeinen Tod zu grämen, und doch tröſten ſie ſich. Wozu denn dieſes ewige, alte Lied ewig, ewig! . . . Man ſchwatzt ohne Ueberlegung.“

„Fürchten Sie denn nicht für ſich ſelbſt, Onkel? Folglich wird . . . Ihre Braut, . . . verzeihen Sie, Sie ebenſo betrügen?“

„Das glaube ich nicht.“

„Welch eine Eigenliebe!“

„Nicht Eigenliebe, ſondern Berechnung.“

„Wieder Berechnung!“

„Nun, wenn du willſt, Ueberlegung.“

„Wenn ſie jemand anders liebgewinnen wird?“

„Soweit darf man es nicht kommen laſſen; doch ſollte dieſe Sünde geſchehen, ſo muß geſchickt für das Erkalten geſorgt werden.“

„Iſt das denn möglich? Steht es in unſrer Macht . . .“

„Gewiß.“

„Dann würden ja alle betrogenen Ehemänner ſo handeln,“ ſagte Alexander. „Wenn es ein Mittel gäbe . . .

„Nicht alle Ehemänner ſind gleich, mein Lieber; manche ſind viel zu gleichgültig ihren Frauen gegenüber und beachten nicht, was um ſie vorgeht, oder ſie wollen es nicht bemerken; andre möchten es aus Eigenliebe, aber ſie verſtehen es nicht.“

„Wie werden Sie es denn thun?“

„Das iſt mein Geheimnis, dir kann man das jetzt nicht klar machen. Du biſt wie im Fieber.“

„Ich bin jetzt glücklich und danke Gott dafür. Von dem, was mir bevorſteht, will ich nichts wiſſen.“

„Die erſte Hälfte deiner Phraſe iſt ſo klug, daß ſie ſogar einer, der nicht verliebt iſt, ſagen könnte; ſie zeugt von der Kunſt, die Gegenwart zu genießen; die zweite Hälfte jedoch, verzeih', die taugt gar nicht. .Ich will nicht wiſſen, was mir bevorſteht·, d. h. ich will nicht daran denken, was geſtern war, oder was heute iſt, weder überlegen, noch berechnen, noch mich vorbereiten, noch mich in acht nehmen, mich, wie man ſagt, nur nach dem Winde richten! Erbarme dich, was ſoll das ſein?"

„Wie iſt es denn nach Ihrer Meinung, Onkel? Iſt der ſelige Augenblick da, ſo muß man ein Vergrößerungsglas nehmen und betrachten . . ."

„Nein, ein Verkleinerungsglas, um vor Freude nicht den Kopf zu verlieren, ſich nicht jedem an den Hals zu werfen"

„Oder wenn ein trauriger Augenblick eintrifft," fuhr Alexander fort; „dann ſoll man ihn durch Ihr Verkleinerungsglas betrachten!"

„Nein, die Trauer durch ein Vergrößerungsglas; wenn man ſich eine Unannehmlichkeit zweimal ſo groß vorſtellt, als ſie in Wirklichkeit iſt, ſo iſt ſie leichter zu ertragen."

„Warum ſoll ich," fuhr Alexander ärgerlich fort, „mir jede Freude gleich von Anfang an durch kalte Ueberlegung vernichten, ohne ſie recht genoſſen zu haben? Warum ſoll ich denken, daß ſie mir untreu wird? Warum ſoll ich ſchon jetzt unter einem Kummer leiden, der noch nicht da iſt?"

„Iſt er erſt da," unterbrach ihn der Onkel, „ſo wirſt du daran denken, und der Kummer wird vergehen, wie er ſchon ſo oft bei mir und manchen andern vergangen iſt; ich hoffe, daß es nicht ſchlecht und der Beachtung wert iſt, wenn du die Veränderlichkeit des Lebens eingeſehen haſt, ſo wirſt du nicht leiden müſſen, ſondern kaltblütig und ruhig ſein, ſoviel es ein Menſch vermag."

„Darin liegt alſo das Geheimnis Ihrer Ruhe?" ſagte Alexander nachdenklich.

Peter Iwanowitſch ſchwieg und ſchrieb.

„Was iſt das für ein Leben!" fing Alexander an. „Sich nicht vergeſſen, immer nur denken, denken ... nein, ich fühle, es muß anders ſein. Ich will ohne Ihre kalte Analyſe leben, ohne daran zu denken, ob mir ein Unglück, oder eine Gefahr bevorſteht oder nicht — einerlei! Warum, warum ſoll man vor der Zeit daran denken und das vergiften . . ."

„Ich ſage doch warum, doch du ſchwatzeſt immer wieder dasſelbe. Zwinge mich nicht, auf deine Rechnung irgend einen beleidigenden Vergleich zu machen, damit, wenn du eine Gefahr, ein Hindernis, ein Unglück vorherſiehſt, du es leichter bekämpfen und ertragen könnteſt, weder wahnſinnig würdeſt, noch ſtürbeſt; und damit du, wenn dir eine Freude widerfährt, nicht herumſpringſt und Büſten umwirfſt, haſt du verſtanden? Man ſagt ihm: ſieh', ſo iſt der Anfang, danach kannſt du das Ende beurteilen; er aber ſchließt die Augen, ſchüttelt den Kopf, als ſehe er irgend ein Schreckbild, und lebt in ſeiner kindiſchen Weiſe fort. Nach deiner Meinung ſoll man ſo in den Tag hineinleben, an der Schwelle ſeiner Hütte ſitzend und das Leben mit Diners, Tänzen, Liebe und unveränderlicher Freundſchaft ausfüllend. Alle ſtreben nach einem goldenen Zeitalter! Ich habe es dir ſchon geſagt, daß man mit deinen Ideen nur auf dem Lande mit einem Weibe und einem halben Dutzend Kinder leben könne; hier muß man arbeiten, deshalb ſtets denken und ſich deſſen erinnern, was man geſtern gethan, was man heute thue, um zu wiſſen, was man morgen werde thun müſſen, d. h. ſich unaufhörlich Rechenſchaft von allen ſeinen Handlungen abgeben. Damit kann etwas Vernünftiges erreicht werden, während ſo . . . doch was lohnt es ſich, dir zu erklären; jetzt phantaſierſt du. Ei! die Uhr iſt bald eins. Kein Wort mehr, Alexander, geh' . . . ich höre nichts mehr an, ſpeiſe bei mir morgen zu Mittag, ich werde einige Gäſte haben."

„Ihre Freunde wahrſcheinlich?"

„Ja . . . Konew, Smirnow, Fedorow, du kennſt ſie; dann noch einige . . ."

„Konew, Smirnow, Fedorow! Das ſind ja dieſelben Leute, mit denen Sie in Geſchäftsangelegenheiten verkehren."

„Nun, ja, alles brauchbare Leute!"

„Alſo das nennen Sie Freunde? Ich habe übrigens auch nicht bemerkt, daß irgend jemand von Ihnen mit beſonderer Herzlichkeit empfangen wird."

„Ich habe dir ſchon geſagt, daß ich diejenigen meine Freunde nenne, mit welchen ich öfters zuſammenkomme und die mir entweder nützlich ſind, oder Vergnügen bereiten. Erbarme dich! Wozu ſoll ich jemand umſonſt füttern?"

„Und ich glaubte, daß Sie vor der Hochzeit Abſchied nehmen wollten von Ihren wahren Freunden, die Sie herzlich lieben und mit welchen Sie beim Kelch zum letztenmal Ihrer frohen Jugend gedenken und die ſie beim Abſchied vielleicht an ihr Herz drücken würden."

„Nun, in deinen fünf Worten iſt alles das vorhanden, was entweder gar nicht im Leben exiſtiert, oder nicht exiſtieren ſollte. Mit welchem Entzücken würde ſich deine Tante in deine Arme werfen. Fürwahr, du ſprichſt von wahren Freunden, während es nur einfach Freunde gibt von einem Kelch, während man doch aus Bechern oder Gläſern trinkt, von Umarmungen beim Abſchied, während wir uns gar nicht trennen. Ach, Alexander!"

„Und es thut Ihnen gar nicht leid, ſich von dieſen Freunden zu trennen, oder ſie wenigſtens ſeltener ſehen zu müſſen?" ſagte Alexander.

„Nein! ich bin mit keinem dermaßen befreundet geweſen, daß es mir leid thun könnte, was ich auch dir rate."

„Doch die Freunde ſind vielleicht anders. Ihnen thut es vielleicht leid, ſolch einen guten Freund und Geſellſchafter zu verlieren?"

„Das iſt ſchon nicht meine, ſondern ihre Sache. Ich habe auch nicht einmal Freunde verloren, und doch wie du ſiehſt, bin ich nicht daran geſtorben." Du kommſt alſo morgen?"

„Morgen, Onkel, bin ich . . ."

„Was?"

„Aufs Land eingeladen "

„Wahrſcheinlich zu Lübetzkys?

„Ja.“

„So. Nun, wie du willſt, denke an die Arbeit, Alexander; ich werde dem Redakteur ſagen, womit du dich beſchäftigſt.“

„Ach, Onkel, wie iſt das möglich! Ich werde durchaus die Auszüge aus den deutſchen Oekonomiſten beenden . . .“

„Fange ſie doch erſt an. Alſo, nimm dich in acht und bitte mich nicht um das verachtete Metall, wenn du dich vollſtändig dem ſüßen Traume hingibſt.“

Viertes Kapitel.

Das Leben Alexanders konnte in zwei Hälften geteilt werden. Der Morgen wurde von dem Dienſt in Anſpruch genommen. Er wühlte in verſtaubten Akten, kombinierte ihn nicht betreffende Umſtände und zählte auf dem Papier in Millionen das Geld, das nicht ihm gehörte. Doch zuweilen verſagte ihm der Kopf, für andre zu denken, die Feder entfiel ſeiner Hand, und es überfiel ihn jener ſüße Traum, welcher dem Peter Iwanowitſch ſoviel Aerger verurſachte. Dann ſank Alexander in die Rückenlehne des Stuhles zurück und verſetzte ſich in Gedanken nach dem grünenden, ruhigen Orte, wo es weder Papier, noch Tinte, noch ſonderbare Geſichter und Vizeuniformen gab, ſondern Wonne, Ruhe und Kühle herrſchten, wo im elegant ausgeſtatteten Saale Blumen dufteten und die Töne des Klaviers ertönten, wo im Käfig der Papagei herumſprang und im Garten die Birken und Fliederbüſche ihre Aeſte wiegten. Und die Königin davon — ein liebliches Geſchöpf . . Am Morgen, wenn Alexander im Departement ſaß, war er mit allen ſeinen Gedanken auf einer der Inſeln, auf dem Landhauſe der Familie Lübetzky; am Abend war er da ſichtbar und in ſeiner eignen Perſon anweſend. Wollen wir einen indiskreten Blick auf ſeine Seligkeit werfen.

Es war einer von jenen heißen Tagen, deren es nur wenige in Petersburg gibt, die Sonne ſandte belebende Strahlen auf die Wieſen und tötende auf die Petersburger Straßen, deren Granit glühend wurde, ſo daß die Strahlen, von den Steinen zurückprallend, die Menſchen zu verſengen drohten. Alle gingen langſam mit gebeugtem Kopf, die Hunde mit ausgeſtreckter Zunge. Die Stadt glich einer jener Märchenſtädte, wo alles auf einen Wink des Zaubers ſich in Stein verwandelt hat. Die Wagen dröhnten nicht auf den Steinen, wie niedergeſchlagene Augenlider bedeckten die Markiſen die Fenſter, das aus ſechseckigen Holzklötzen beſtehende Pflaſter glänzte wie Parkett; die Trottoire glühten unter den Füßen. Alles ſchien müde und ſchläfrig. Sich den Schweiß von der Stirne wiſchend, ſuchte der Fußgänger Schatten. Die Poſtkutſche mit ſechs Paſſagieren verließ langſam die Stadt, faſt keinen Staub zurücklaſſend. Um vier Uhr traten die Beamten aus ihren Büreaus und wanderten langſam nach Hauſe.

Alexander kam herausgelaufen, als wäre die Zimmerdecke im Hauſe eingeſtürzt, ſah nach der Uhr, es war ſpät; den Mittag hatte er verſäumt. Er ſtürzte in eine Reſtauration.

„Was habt ihr? Geſchwind."

„Suppen: Julienne und à la reine; Saucen à la provençale, à la maître d'hôtel; Braten, Wild, ſüße Speiſe, Souflet."

„Nun, bring' mir eine Suppe á la provençale, Sauce Julienne, Braten, Souflet, nur geſchwind."

Der Diener ſah ihn an.

„Nun, wird es bald?" ſagte Alexander ungeduldig.

Jener ſtürzte aus dem Zimmer und brachte, was ihm gerade einfiel. Adujew ſchien ganz zufriedengeſtellt. Ohne auf die vierte Speiſe zu warten, eilte er an den Quai der Newa. Da erwartete ihn ein Boot mit zwei Ruderern. Eine Stunde ſpäter erblickte er das gelobte Land, er erhob ſich im Boot und richtete den Blick in die Ferne. Seine Augen wurden anfangs von Furcht und Unruhe getrübt, die ſich in Zweifel verwandelte. Dann wurden ſeine Züge plötzlich, wie durch Sonnenſchein, von einem Freudenſchimmer erhellt. Neben dem Gitter des Gartens konnte er jetzt ein bekanntes Kleid unterſcheiden, da hat man ihn erkannt und winkt ihm mit dem Tuch. Man erwartet ihn vielleicht ſchon lange. Die Fußſohlen brannten ihm vor Ungeduld.

„Ach! wenn man doch zu Fuß auf dem Waſſer gehen könnte!" dachte Alexander. „Allen möglichen Unſinn hat man erfunden, aber das können ſie nicht erfinden!"

Und Adujew ſchien ſich im Ernſt darüber zu ärgern, daß man noch kein Mittel erfunden hatte, um auf dem Waſſer zu Fuß gehen zu können. Langſam und gemeſſen, wie eine Maſchine, hoben die Ruderer ihre Ruder. Der Schweiß fließt in Strömen über ihre gebräunten Geſichter; ſie achten nicht darauf, daß das Herz Alexanders ſich, wie ein Waldvogel im Käfig, hin und her wirft, daß er, ohne die Augen von dem einen Punkte abzuwenden, ſchon zweimal in Gedanken bald den einen, bald den andern Fuß über den Rand des Bootes geſetzt hat; ſie kümmern ſich nicht darum und rudern mit demſelben Phlegma weiter, ſich nur von Zeit zu Zeit mit dem Aermel über das Geſicht wiſchend.

„Geſchwind! Geſchwind!" ſagte er. „Einen halben Rubel Trinkgeld."

O, wie ſie jetzt anfingen zu arbeiten, wie ſie ſich auf ihren Plätzen emporſchwangen! Wo war die Müdigkeit geblieben! Von wo hatten ſie die Kraft hergenommen? Die Ruderſchläge folgten ſchnell aufeinander. Mit jedem Schwunge legte das Boot drei Faden zurück. Nach ungefähr zehn Ruderſchlägen hatte das Hinterteil einen Bogen beſchrieben, das Boot legte graziös an und bog ſich ganz nahe am Ufer ein wenig auf die Seite nieder. Alexander und Nadinka lächelten von weitem und wandten ihre Augen nicht voneinander ab. Adujew ſtieg mit einem Fuße ins Waſſer, anſtatt aufs Land. Nadinka lachte.

„Vorſichtiger, gnädiger Herr, warten Sie, ich werde Ihnen die Hand reichen," ſetzte einer der Ruderer hinzu, als Alexander ſchon am Ufer war.

„Erwartet mich hier,“ ſagte Alexander zu ihnen und eilte zu Nadinka.

Wie lieblich lächelte Nadinka von weitem! Je mehr ſich das Boot dem Ufer näherte, deſto ſchneller hob und ſenkte ſich ihr Buſen.

„Nadeſchda Alexandrowna,“ ſagte Adujew und konnte vor Freude kaum Atem holen.

„Alexander Fedorowitſch!“ antwortete ſie.

Unwillkürlich eilten ſie aufeinander zu, blieben ſtehen und ſahen einander mit lächelnden, feuchten Augen an, ohne zu ſprechen. So vergingen einige Augenblicke.

Man konnte es dem Peter Iwanowitſch nicht übelnehmen, wenn er Nadinka nicht gleich vom erſtenmal bemerkt hatte. Sie war keine Schönheit und konnte nicht gleich die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Doch wer aufmerkſam ihre Züge betrachtete, der konnte lange nicht die Augen von ihr abwenden. Ihre Phyſiognomie blieb ſelten zwei Minuten ruhig. Die Gedanken und verſchiedenartigſten Empfindungen ihrer äußerſt empfindlichen und reizbaren Seele wurden unaufhörlich durch andre verſcheucht, und die Schattierungen dieſer Empfindungen verſchmolzen in einem wunderbaren Spiel, welches ihren Zügen jeden Augenblick einen neuen, unerwarteten Ausdruck lieh. Zuweilen fiel ein Blitz aus ihren Augen, ſie ſenkten und verſchwanden dann unter den langen Wimpern; das Geſicht wurde leblos und unbeweglich, als hätte man eine Marmorſtatue vor ſich. Wieder erwartet man ſolch einen durchdringenden Strahl, doch nein! Die Augenlider erheben ſich langſam, und man wird von mild leuchtenden Blicken, als wäre der Mond aus den Wolken emporgeſtiegen, erhellt. Jedes Herz muß durch ein leiſes Pochen dieſen Blick erwidern. Dasſelbe iſt auch in den Bewegungen. Darin liegt viel Grazie; doch das iſt nicht die Grazie einer Sylphide. Dieſe Grazie hat viel Wildes, Heftiges, etwas, was die Natur allen gibt und was die Kunſt ſpäter ſpurlos vernichtet, anſtatt es nur zu mildern; Spuren davon waren in den Bewegungen von Nadinka zurückgeblieben. Oft ſitzt ſie in einer maleriſchen Stellung, doch plötzlich wird dieſe infolge irgend einer inneren Erregung durch eine ganz unerwartete und doch hinreißende Geſte geſtört. Auch in ihren Reden kamen dieſelben unerwarteten Wendungen vor; bald war es ein treffendes Urteil, bald Schwärmerei, bald ein ſcharfer, bald ein kindiſcher Ausſpruch, bald feine Verſtellung. Alles zeugte von einem kühnen Geiſte, einem eigenſinnigen und unbeſtändigen Herzen. Sie hätte nicht Alexander allein zum Wahnſinn treiben können; nur Peter Iwanowitſch konnte kalt bleiben; gibt es denn ſolche viel?

„Sie haben mich erwartet! O Gott, wie bin ich glücklich!“ ſagte Alexander.

„Ich habe Sie erwartet! Habe gar nicht daran gedacht!“ antwortete Nadinka, den Kopf ſchüttelnd. „Sie wiſſen, daß ich immer im Garten bin.“

„Sind Sie böſe?“ fragte er ſchüchtern.

„Worüber? Welche Idee!“

„Geben Sie mir Ihr Händchen.“

Sie reichte ihm ihre Hand; doch kaum hatte er ſie berührt, als ſie ſie ihm gleich entriß und ſich plötzlich veränderte. Das Lächeln verſchwand, etwas einem Aerger ähnliches drückte ſich auf ihren Zügen aus. Nadinka ſchien zur Beſinnung gekommen zu ſein.

„Was iſt das, Sie trinken Milch?“ fragte er.

Nadinka hatte eine Taſſe und einen Zwieback in der Hand.

„Ich eſſe zu Mittag,“ antwortete ſie.

„Sie eſſen zu Mittag! um ſechs Uhr und nur Milch?“

„Ihnen muß es wahrſcheinlich ſonderbar vorkommen, nach einem üppigen Diner des Onkels Milch zu ſehen? Wir ſind hier auf dem Lande und leben beſcheiden.“

Sie brach mit den Vorderzähnen vom Zwieback einige Krümchen ab und trank Milch dazu, indem ſie ihre Lippen zu einer allerliebſten Grimaſſe verzog.

„Ich bin nicht beim Onkel geweſen; noch geſtern habe ich abgeſagt,“ antwortete Adujew.

„Wie Sie unverſchämt ſind! Kann man ſo lügen? Wo waren Sie denn bis jetzt?“

„Heute mußte ich bis vier Uhr im Dienſt bleiben . . .“

„Jetzt iſt die Uhr ſechs. Lügen Sie nicht, geſtehen Sie nur, das Diner und die angenehme Geſellſchaft hat Sie verführt! Sie müſſen ſich da ſehr gut amüſiert haben.“

Sie warf die Lippen auf und ſah ihn von der Seite an.

„Mein Ehrenwort, ich bin nicht beim Onkel geweſen,“ rechtfertigte ſich Alexander eifrig. „Wie könnte ich denn jetzt hier ſein?“

„Ah, das ſcheint Ihnen wohl früh? Sie hätten noch zwei Stunden ſpäter kommen ſollen!“ ſagte Nadinka und wandte ſich mit einer ſchnellen Pirouette plötzlich von ihm ab, den Weg wählend, welcher nach Hauſe führte. Alexander folgte.

„Gehen Sie weg, gehen Sie weg,“ ſprach ſie, ihn mit der Hand abwehrend. „Ich kann Sie nicht ſehen.“

„Hören Sie auf zu ſcherzen, Nadeſchda Alexandrowna.“

„Ich ſcherze gar nicht; ſagen Sie doch, wo ſind Sie bis jetzt geweſen?“

„Um vier Uhr verließ ich das Departement,“ fing Adujew an. „Eine Stunde fuhr ich hierher . . .“

„Dann wäre die Uhr fünf, und jetzt iſt es ſechs. Wo haben Sie denn noch eine Stunde verbracht? Sehen Sie, wie Sie lügen!“

„Ich habe in einer Reſtauration obenhin geſpeiſt . . .“

„Obenhin! Nur eine Stunde!“ ſagte ſie. „Armer! Sie müſſen hungrig ſein. Vielleicht wollen Sie Milch?“

„O geben Sie mir, geben Sie mir dieſe Taſſe . . .“ ſagte Alexander, die Hand ausſtreckend.

Doch ſie hielt plötzlich an, kehrte die Taſſe um und betrachtete neugierig, ohne auf Alexander zu achten, wie die letzten Tropfen aus der Taſſe in den Sand rollten.“

„Sie ſind unbarmherzig!“ ſagte er. „Wie können Sie mich ſo quälen!“

„Sehen Sie, ſehen Sie, Alexander Fedorowitſch,“ unterbrach ihn plötzlich Nadinka, in ihre Beſchäftigung verſunken. „Werde ich dieſen Käfer, der da auf dem Wege kriecht, mit einem Tropfen treffen! Ach, ich habe getroffen! Der Arme! Er wird ſterben!“ ſagte ſie, erhob ſorgfältig den Käfer, legte ihn auf ihre Handfläche und hauchte darauf.

„Wie dieſer Käfer Sie intereſſiert!“ ſagte er ärgerlich.

„Der Arme! ſehen Sie, er ſtirbt,“ ſagte Nadinka traurig. „Was habe ich gethan?“

Eine Weile trug ſie den Käfer auf der Handfläche; doch als dieſer ſich zu rühren und auf ihrer Hand hin und her zu kriechen anfing, fuhr Nadinka zuſammen, warf ihn haſtig auf die Erde und zertrat ihn mit den Worten: „der garſtige Käfer!“

„Wo waren Sie alſo?“ fragte ſie dann.

„Ich ſagte Ihnen . . .“

„Ach, ja! Beim Onkel! Waren viele Gäſte? Wurde Champagner getrunken? Ich fühle ſogar hier den Champagnergeruch.“

„Nein, ich bin ja nicht beim Onkel geweſen!“ unterbrach Alexander ſie verzweifelt. „Wer hat es Ihnen geſagt?“

„Sie ſagten es doch.“

„Bei ihm ſetzt man ſich gewiß erſt jetzt zu Tiſch; Sie wiſſen nicht, was ſolch ein Diner iſt; kann es denn in einer Stunde zu Ende ſein?“

„Sie haben zwei Stunden diniert: die fünfte und ſechſte.“

„Wann bin ich denn hergekommen?“

Sie erwiderte nichts, machte einen Sprung, holte ſich einen Akazienzweig und eilte dann längs dem Wege weiter.

Adujew folgte ihr.

„Wohin eilen Sie?“ fragte er.

„Wohin? Wie ſo! Das iſt ſchön! Zu Mama.“

„Wozu? Vielleicht ſtören wir ſie.“

„Nein, es thut nichts.“

Marja Michailowna, die Mutter von Nadeſchda Alexandrowna, war eine jener gutmütigen und unvernünftigen Mütter, welche alles gut finden, was ihre Kinder thun. So läßt zuweilen Marja Michailowna den Wagen vorfahren.

„Wohin, Mamachen?“ fragte Nadinka.

„Wollen wir eine Spazierfahrt machen, das Wetter iſt ſo ſchön,“ ſagte die Mutter.

„Unmöglich, Mamachen; Alexander Fedorowitſch wollte heute kommen.“

Und die Pferde werden abgeſpannt.

Zuweilen arbeitet Marja Michailowna an ihrer unendlichen Schärpe; ſie ſeufzt, ſchnupft Tabak und rührt ihre aus Knochen gearbeiteten Stricknadeln, oder ſie vertieft ſich in das Leſen eines franzöſiſchen Romanes.

„Maman, warum kleiden Sie ſich nicht an?“ fragte Nadinka ſtreng.

„Wohin?“

„Wir werden doch ſpazieren gehen?“

„Spazieren gehen?“

„Ja. Alexander Fedorowitſch wird uns abholen. Haben Sie es vergeſſen?“

„Ich wußte es ja gar nicht.“

„Wie können Sie es nicht wiſſen!“ ſagte Nadinka unzufrieden.

Die Mutter ließ Buch und Schärpe liegen und ging ſich anzukleiden. Auf dieſe Weiſe genoß Nadinka eine vollſtändige Freiheit und verfügte nach Belieben über ſich ſelbſt, über die Mutter, über ihre Zeit und ihre Beſchäftigungen. Uebrigens war ſie eine gute und zärtliche Tochter; gehorſam konnte man ſie nicht nennen, weil ihr die Mutter gehorchte: dafür konnte man jedoch ſagen, daß ſie eine gehorſame Mutter hatte.

„Gehen Sie zu Mama,“ ſagte Nadinka, als ſie an der Thüre waren.

„Und Sie?“

„Ich komme ſpäter.“

„Dann komme ich auch ſpäter.“

„Nein, gehen Sie jetzt.“

Alexander trat herein; doch kehrte er ſogleich wieder auf den Fußſpitzen zurück.

„Sie ſchlummert im Lehnſtuhle,“ ſagte er leiſe.

„Das thut nichts. Wollen wir hineingehen. Maman, maman!“

„Was!“

„Alexander Fedorowitſch iſt gekommen.“

„Was!“

„Mr. Adujew will Sie ſprechen.“

„Was!“

„Sehen Sie doch, wie ſie feſt ſchläft. Wecken Sie ſie nicht auf!“ ſagte Alexander.

„Nein, ich werde ſie aufwecken. Maman!“

„Was!“

„So wachen Sie doch auf; Alexander Fedorowitſch iſt hier.“

„Wo iſt Alexander Fedorowitſch?“ ſprach Marja Michailowna, indem ſie ihn ſtarr anſah und ihre auf die Seite gerückte Haube zurechtſetzte. „Ach! Sie ſind es, Alexander Fedorowitſch? Seien Sie willkommen! Ich ſetzte mich hier hin und ſchlummerte ein, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie es geſchah, wahrſcheinlich iſt das Wetter daran ſchuld. Auch die Hühneraugen fangen mir an weh zu thun; es wird regnen! Es träumte mir, daß Ignati mir jemand anmeldete; doch ich konnte nicht verſtehen, wen. Ich höre nur, es ſoll jemand gekommen ſein, doch wer, das verſtehe ich nicht. Da rief mich Nadinka, und ich wachte gleich auf. Ich habe einen ſehr leiſen Schlaf; kaum daß die Thür knarrt, ſo wache ich auf. Setzen Sie ſich, Alexander Fedorowitſch, wie geht es Ihnen?“

„Danke unterthänigſt.“

„Iſt Peter Iwanowitſch geſund?“

„Gott ſei Dank, danke unterthänigſt.“

„Warum beſucht er uns nie? Noch geſtern fiel es mir ein: wenn er doch kommen würde, aber nein — wahrſcheinlich iſt er beſchäftigt?“

„Sehr beſchäftigt,“ ſagte Alexander.

„Auch Sie haben wir ſchon zwei Tage nicht geſehen!“ fuhr Marja Michailowna fort. „Heute morgen wache ich auf und frage, was macht Nadinka? Sie ſchläft, ſagt man mir. Nun, möge ſie ſchlafen, ſage ich, den ganzen Tag iſt ſie in der freien Luft, im Garten, das Wetter iſt ſo ſchön, ſie wird müde. In ihren Jahren ſchläft man feſt, nicht ſo, wie in meinen; Sie glauben gar nicht, was für eine Schlafloſigkeit mich verfolgt! Ich fühle ſolch eine Herzensunruhe, wahrſcheinlich ſind die Nerven daran ſchuld. Man bringt mir Kaffee; ich trinke ihn immer im Bette, dabei fällt es mir ein: was heißt das, daß man Alexander Fedorowitſch gar nicht ſieht? Iſt er nicht vielleicht krank? Darauf ſtand ich auf und ſehe plötzlich, daß die Uhr ſchon elf iſt — ſagen Sie, doch bitte, die Leute können einen nicht daran erinnern, daß es Zeit iſt aufzuſtehen. Ich gehe zu Nadinka; ſie ſchläft noch. Ich weckte ſie auf. Es iſt Zeit, meine Liebe, die Uhr iſt bald zwölf; was iſt mit dir? Wie eine Wärterin pflege ich ſie. Abſichtlich habe ich die Gouvernante entlaſſen, damit ſie nicht von Fremden umringt iſt. Wie könnte man fremden Leuten vertrauen; Gott weiß, was ſie anrichten würden. Nein! Ich habe ſelbſt ihre Erziehung übernommen, beaufſichtige ſie ſtreng, laſſe ſie keinen Schritt von mir und ich kann ſagen, daß Nadinka es fühlt; ſie verheimlicht mir nichts. Ich durchſchaue ſie vollkommen. Später kam der Koch, mit ihm habe ich eine Stunde geſprochen; dann las ich Memoires du diable . . . ach, welch ein angenehmer Schriftſteller iſt Souille! Wie hübſch beſchreibt er alles! Darauf beſuchte mich meine Nachbarin, Marja Iwanowna mit ihrem Manne; ſo verging der Morgen, ich ſehe, die Uhr iſt bald vier; es iſt Zeit Mittag zu eſſen! Ach ja! Warum ſind Sie nicht zu Mittag gekommen? Wir haben bis fünf auf Sie gewartet.“

„Bis fünf?“ ſagte Alexander. „Ich konnte unmöglich, Marja Michailowna; der Dienſt hielt mich zurück. Ich bitte Sie, auf mich nie länger als bis vier zu warten.“

„Das ſagte ich auch, aber Nadinka wollte durchaus warten.“

„Ich! Ach, maman, was ſagen Sie? Habe ich denn nicht geſagt: maman, es iſt Zeit Mittag zu eſſen, und Sie antworteten: nein, man muß warten; Alexander Fedorowitſch iſt lange nicht dageweſen; wahrſcheinlich wird er zu Mittag kommen.“

„Sehen Sie doch, ſehen Sie,“ ſagte Marja Michailowna, den Kopf ſchüttelnd; „ach, wie unverſchämt! Ihre eignen Worte ſchreibt ſie mir zu!“

Nadinka wandte ſich ab, ging zu den Blumen und fing an, den Papagei zu necken.

„Ich ſage: wie kann jetzt Alexander Fedorowitſch kommen?“ fuhr Marja Michailowna fort. „Die Uhr iſt ſchon halb fünf; nein, ſagte ſie, maman, man muß warten; er wird kommen. Ich ſehe, die Uhr iſt dreiviertel fünf. Wie du willſt, ſage ich, Nadinka, Alexander Fedorowitſch iſt wahrſcheinlich ausgegangen; er wird nicht kommen; ich bin hungrig! Nein, ſagt ſie, man muß noch bis fünf Uhr warten. So hat ſie mich abgequält. Iſt das nicht wahr, meine Gnädige?“

„Poyka, Poyka!“ hörte man aus den Blumen. „Wo haſt du heute geſpeiſt? Beim Onkel?“

„Ach! du haſt dich verſteckt!“ fuhr die Mutter fort. „Du ſchämſt dich wohl jetzt, das Licht Gottes zu ſehen!“

„Gar nicht,“ antwortete Nadinka, hinter den Blumen hervortretend und ſich ans Fenſter ſetzend.

„Und ſo hat ſie ſich gar nicht zu Tiſch geſetzt!“ erzählte Marja Michailowna „Sie ließ ſich eine Taſſe Milch bringen und ging in den Garten; hat auf dieſe Weiſe gar nicht geſpeiſt. Nun! Sieh’ mir ’mal in die Augen, meine Gnädige.“

Alexander ſchien wie verſteinert während dieſer Erzählung. Er ſah Nadinka an; doch ſie wandte ihm den Rücken zu und zerriß ein Epheublatt.

„Nadeſchda Alexandrowna!“ ſagte er. „Bin ich wirklich ſo glücklich, daß Sie an mich gedacht haben?“

„Gehen Sie weg,“ ſchrie ſie ärgerlich, da ſie nun ihre Streiche entdeckt ſah. „Mama ſcherzt, und Sie ſind bereit daran zu glauben!“

„Wo ſind denn die Beeren, welche du für Alexander Fedorowitſch aufbewahrt haſt?“ fragte die Mutter.

„Beeren?“

„Ja, Beeren.“

„Sie haben ſie doch zu Mittag aufgegeſſen . . .“ antwortete Nadinka.

„Ich! beſinne dich doch, meine Liebe, du haſt ſie verwahrt und mir nicht geben wollen. Wenn Alexander Fedorowitſch kommt, haſt du geſagt, dann gebe ich Ihnen auch davon. Wie gefällt Ihnen das?“

Alexander warf Nadinka einen zärtlichen und ſchelmiſchen Blick zu. Sie errötete.

„Sie hat ſie ſelbſt rein gemacht, Alexander Fedorowitſch,“ ſetzte die Mutter hinzu.

„Was denken Sie ſich aus, maman? Zwei oder drei Beeren habe ich rein gemacht und ſie ſogleich ſelbſt aufgegeſſen, die übrigen hat Waſſiliſſa . . .“

„Glauben Sie ihr nicht, Alexander Fedorowitſch; Waſſiliſſa iſt noch am Morgen zur Stadt geſchickt worden. Wozu verheimlichen? Für Alexander Fedorowitſch iſt es gewiß angenehmer, wenn du, und nicht Waſſiliſſa, ſie rein gemacht haſt.“

Nadinka lächelte, verſchwand dann wieder hinter den Blumen und erſchien mit einem Teller voll Beeren. Sie reichte Adujew den Teller. Er küßte die Hand und nahm die Beeren in Empfang, als wären ſie ein Marſchallſtab.

„Sie verdienen es nicht! So lange auf ſich warten zu laſſen!“ ſprach Nadinka. „Zwei Stunden habe ich am Gitter geſtanden und ſtellen Sie ſich vor! Ich ſehe, es kommt jemand; ich dachte, Sie ſeien es und winkte mit dem Tuch — plötzlich ſind es Fremde — ein Offizier. Auch er winkte, der freche Menſch . . .“

Am Abend kamen Gäſte, die ſich wieder entfernten. Es dämmerte. Lübetzkys und Adujew blieben allein zurück. Doch allmählich wurde auch dieſes Trio zerſtört. Nadinka ging in den Garten. Zwiſchen Marja Michailowna und Adujew entſtand ein ungereimtes Duett. Lange mußte er ihr Leid anhören von dem, was ſie geſtern, heute gethan und morgen thun würde. Es überfiel ihn eine quälende Sehnſucht und Unruhe. Der Abend rückte bald heran, und noch war es ihm nicht gelungen, Nadinka unter vier Augen zu ſprechen. Der Koch erlöſte ihn; der Wohlthäter kam, um zu fragen, was er zum Abendeſſen bereiten ſollte. Adujew konnte kaum Atem holen vor Ungeduld, die jetzt noch lebhafter war, als kurz vordem im Boote. Kaum war das Geſpräch auf Kotelett und ſaure Milch übergegangen, als Alexander anfing, ſich geſchickt zu retirieren. Er gebrauchte ein Manöver nach dem andern, um ſich nur von dem Lehnſtuhle Marja Michailownas zu entfernen. Zuerſt trat er ans Fenſter und warf einen Blick in den Hof, während die Füße ihn nach der geöffneten Thür zogen. Dann ging er mit langſamen Schritten, ſich kaum beherrſchend, um nicht Hals über Kopf herauszuſtürzen, zum Klavier, ſchlug verſchiedene Taſten an, ergriff in einer fieberhaften Aufregung die Noten vom Pulte, betrachtete ſie und legte ſie wieder zurück; er hatte ſogar die Standhaftigkeit, zwei Blumen zu beriechen und den Papagei aufzuwecken. Jetzt hatte ſeine Ungeduld ihren höchſten Grad erreicht; er befand ſich neben der Thür; doch ſo konnte er nicht weggehen; noch mußte er einige Augenblicke ſtehen bleiben und dann, als ſei es ohne Abſicht geſchehen, hinausgehen. Unterdeſſen war der Koch ſchon auf zwei Schritte zurückgetreten; noch ein Wort, und er würde ſich entfernen; dann hätte ſich Frau Lübetzky gewiß wieder an ihn gerichtet. Er hielt es nicht länger aus und ſchlüpfte, wie eine Schlange, durch die Thür, ſprang die Außentreppe herunter, ohne die Stufen zu zählen und erreichte in wenigen Schritten das Ende der Allee, das Ufer und Nadinka.

„Endlich haben Sie an mich gedacht!“ ſagte ſie dieſesmal mit einem leiſen Vorwurf.

„Ach, was habe ich für eine Qual ausgehalten!“ antwortete Alexander. „Und Sie wollten mir nicht helfen!“

Nadinka zeigte ihm ein Buch.

„Damit hätte ich Sie herausgerufen, wenn Sie noch einen Augenblick geſäumt hätten,“ ſagte ſie. „Setzen Sie ſich; jetzt wird maman ſchon nicht mehr kommen; ſie fürchtet ſich vor Feuchtigkeit. Ich habe Ihnen ſo viel, ſo viel zu ſagen . . . ach!“

„Ich auch . . . ach!“

Und doch haben ſie ſich nichts geſagt, außer dem, wovon ſchon früher zehnmal die Rede war. Wie gewöhnlich ſprachen ſie von Träumen, Himmel, Sternen, Sympathie und Glück. Das Geſpräch wurde mehr in der Sprache der Blicke, des Lächelns und der Empfindungswörter geführt. Das Buch lag im Graſe.

Die Nacht brach ein . . . nein, war das Nacht! Gibt es denn Sommernächte in Petersburg! Das war keine Nacht, ſondern . . . dafür müßte man eine andre Benennung haben, es war ein Halbdunkel. Ringsum war alles ſtill; die Newa ſchien zu ſchlummern; nur von Zeit zu Zeit ließ ſie eine Welle am Ufer aufrauſchen und ſchwieg dann wieder. Ehe man ſich verſah, fuhr ein verſpäteter

Windhauch über die träumenden Gewäſſer dahin, ohne ſie erwecken zu können; nur leiſe kräuſelte er die Oberfläche und ergoß ſeine Kühle über Nadinka und Alexander, oder brachte ihnen Töne eines fernen Liedes zu, und wieder verſtummte alles, wieder war die Newa unbeweglich, wie ein ſchlafender Menſch, der bei leiſem Geräuſche auf einen Augenblick die Augen öffnet und ſie dann ſogleich wieder ſchließt, während der Schlaf ſeine traumſchweren Augenlider noch feſter zudrückt. Von der Brücke hörte man zuweilen etwas einem fernen Donner ähnliches; das Bellen des Wächterhundes auf einem nahen Fiſcherboote ertönte, und wieder war alles ſtill. Die Bäume bildeten ein dunkles Gewölbe und wiegten geräuſchlos ihre Zweige. Längs dem Ufer flimmerte der Lichtſchein auf den Landhäuſern. Was lag in der warmen Luft? Welch ein Geheimnis belebte die Blumen, die Bäume, das Gras, verſchmolz in eine wunderbare Harmonie und erfüllte die Seele mit einer unausſprechlichen Sehnſucht? Warum wurden in ihr dann andre Gedanken, andre Gefühle geboren? Was ließ das Herz erbeben? Das wußte Gott. Alles war wie für die Liebe geſchaffen: dieſe träumende Natur, dieſes Halbdunkel, die ſchweigenden Bäume, die duftenden Blumen und die Einſamkeit! Wie mächtig wurde der Geiſt zu Träumereien angeregt, das Herz — zu jenen ſeltenen Empfindungen, welche durch die alltägliche, regelmäßige und ſtrenge Lebensweiſe uns ſo unnütz, unpaſſend und lächerlich ſcheinen — ja! unnütz, und doch faßt die Seele nur in jenen Augenblicken zwar undeutlich die Möglichkeit eines Glückes, nach welchem man zu andrer Zeit ſo eifrig ſtrebt, ohne es zu finden.

Alexander und Nadinka waren an den Fluß herangetreten und ſtützten ſich auf das Gitter. Nadinka ſchaute nachdenklich über den Fluß hinaus in die Ferne, Alexander betrachtete Nadinka. Ihre Seelen waren von Glück erfüllt, die Herzen von einer ſüßen Wehmut, doch die Lippen waren ſtumm. Alexander berührte leiſe ihre Taille. Sie entfernte mit dem Ellbogen leiſe ſeine Hand. Er berührte wieder; ſie entfernte ſie ſchon ſchwächer, ohne jedoch den Blick von der Newa abzuwenden. Zum drittenmal entfernte ſie ſeine Hand nicht mehr. Er nahm ihre Hand; ſie entzog ſie ihm nicht; er drückte ſie; die Hand erwiderte den Druck. So ſtanden ſie ſchweigend; doch was mußten ſie fühlen!

„Nadinka!“ ſagte er leiſe.

Sie ſchwieg.

Mit pochendem Herzen beugte ſich Alexander zu ihr nieder. Sie fühlte einen heißen Atem auf ihrer Wange, fuhr zuſammen, kehrte ſich um; doch trat ſie nicht in einer edlen Entrüſtung zurück und ſchrie nicht auf! Sie war nicht im ſtande, ſich zu verſtellen und zurückzutreten; der Rauſch der Liebe hieß den Verſtand ſchweigen, und als Alexander ſeine Lippen auf die ihrigen drückte, erwiderte ſie kaum hörbar den Kuß. „Es iſt unanſtändig!“ werden ſtrenge Mütter ſagen. „Allein im Garten, ohne Mutter küßt ſie ſich mit einem jungen Mann!“ Was iſt dabei zu machen, es war unanſtändig, und doch erwiderte ſie den Kuß.

„O, wie glücklich kann der Menſch ſein!“ ſprach Alexander vor ſich hin und beugte ſich wieder zu ihren Lippen nieder und verweilte einige Sekunden darauf.

Sie ſtand bleich und unbeweglich da; an den Wimpern glänzten Thränen; der Buſen atmete ſchwer und haſtig.

„Wie ein Traum!“ flüſterte Alexander.

Plötzlich fuhr Nadinka auf; der Augenblick der Selbſtvergeſſenheit war vorüber . . .

„Was iſt das? Sie haben ſich vergeſſen,“ ſagte ſie plötzlich und trat einige Schritte zurück. „Das werde ich Mama ſagen!“

Alexander war wie aus den Wolken gefallen.

„Nadeſchda Alexandrowna! Zerſtören Sie nicht meine Seligkeit durch einen abgeſchmackten Vorwurf,“ fing er an. „Seien Sie nicht ſo, wie die . . .“

Sie ſah ihn an und lachte plötzlich laut und hell auf; dann näherte ſie ſich ihm, ſtützte ſich wieder auf das Gitter und legte vertraulich ihren Arm und ihren Kopf auf ſeine Schulter.

„Lieben Sie mich ſehr?“ fragte ſie, eine Thräne abwiſchend, welche ihre Wange hinabrollte.

Alexander machte eine unverſtändliche Bewegung mit den Schultern. Auf ſeinem Geſicht lag „der einfältigſte Ausdruck“ hätte Peter Iwanowitſch geſagt, was vielleicht richtig war; doch wie viel Glück lag in dieſem einfältigſten Ausdruck!

Sie blickten wieder ſchweigend auf das Waſſer, auf den Himmel, in die Ferne, als wäre zwiſchen ihnen nichts vorgefallen. Sie vermieden nur einander anzuſehen; endlich warfen ſie ſich einen Blick zu, lächelten und wandten ſich ſogleich wieder ab.

„Gibt es wirklich Kummer auf Erden?“ ſagte Nadinka nach kurzem Schweigen.

„Man ſagt, es gibt . . .,“ antwortete Adujew nachdenklich. „Ich glaube es aber nicht . . .“

„Was kann es denn für einen Kummer geben?“

„Der Onkel ſagt — Armut.“

„Armut? Fühlen denn die Armen nicht dasſelbe, was wir jetzt fühlen? Dann ſind ſie doch nicht arm.“

„Der Onkel ſagt, daß ſie keine Zeit hätten, daran zu denken, daß ſie eſſen, trinken . . .“

„Pfui! Eſſen! Ihr Onkel ſagt die Unwahrheit; man kann auch ohnedem glücklich ſein; ich habe heute nicht Mittag gegeſſen, und doch wie bin ich glücklich!“

Er lachte.

„Ja, für dieſen Augenblick würde ich alles den Armen hingeben, alles, alles!“ fuhr Nadinka fort. „Mögen die Armen kommen. Ach! warum kann ich ſie nicht alle durch irgend eine Freude tröſten und erfreuen?“

„Engel! Engel!“ rief Alexander begeiſtert, ihre Hand drückend.

„Ach, wie Sie wehe thun!“ unterbrach ihn Nadinka plötzlich, die Stirn runzelnd und ihm ihre Hand entziehend.

Doch er ergriff wieder ihre Hand und bedeckte ſie mit heißen Küſſen.

„Wie werde ich beten,“ fuhr ſie fort. „Heute, morgen, ewig für dieſen Abend danken! Wie bin ich glücklich! Und Sie?“

Sie wurde plötzlich nachdenklich; in den Augen wurde eine Unruhe ſichtbar.

„Wiſſen Sie,“ ſagte ſie, „man ſagt, was einſt geweſen, kehre nie wieder! Folglich wird ſich auch dieſer Augenblick nie wiederholen?“

„O, nein!“ antwortete Alexander. „Das iſt nicht wahr; er wird ſich wiederholen. Es werden beſſere Augenblicke kommen. Ja, ich fühle es . . .“

Sie ſchüttelte ungläubig den Kopf. Auch ihm fielen die Lehren des Onkels ein und er hielt plötzlich inne.

„Nein,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „nein, das kann nicht ſein! Der Onkel hat ſolch ein Glück nie gekannt, deshalb iſt er ſo ſtreng und mißtrauiſch den Menſchen gegenüber. Der Arme! ſein kaltes, ſchroffes Herz thut mir leid; es hat nie die Wonne der Liebe gekannt; davon ſtammt dieſe bittere Anſicht vom Leben. Gott wird es ihm verzeihen! Wenn er meine Seligkeit ſehen könnte, würde er nicht Hand an ſie legen, ſie nicht durch einen unreinen Zweifel beleidigen. Er thut mir leid . . .“

„Nein, Nadinka, nein, wir werden glücklich ſein!“ fuhr er laut fort. „Sieh dich 'mal um! Freut ſich nicht alles um uns her über unſre Liebe? Gott wird ſie ſegnen. Wie froh werden wir Hand in Hand durch das Leben gehen! Wie groß und ſtolz werden wir durch unſre gegenſeitige Liebe ſein!“

„Ach, hören Sie auf, hören Sie auf, in die Zukunft zu blicken,“ unterbrach ſie ihn. Prophezeien Sie nicht; es wird mir unheimlich, wenn Sie ſo ſprechen. Ich bin ſchon ohnedem traurig . . .“

„Warum ſoll man ſich fürchten? Kann man denn nicht auf ſich ſelbſt vertrauen?“

„Nein, nein!“ ſagte ſie, den Kopf ſchüttelnd.

Er ſah ſie an und wurde nachdenklich.

„Warum nicht?“ ſagte er dann: Wer kann denn dieſe Welt von Glück zerſtören? Wer bedarf unſrer? Wir werden immer allein ſein, von den andern fern bleiben; was haben wir mit ihnen zu thun? Wer wird ſich um uns kümmern? man wird uns vergeſſen; dann werden wir nichts von Kummer und Unglück hören, ebenſo, wie jetzt im Garten kein einziger Laut dieſe feierliche Stille ſtört...“

„Nadinka! Alexander Fedorowitſch!“ ertönte es von der Außentreppe. „Wo ſeid ihr?“

„Hören Sie!“ ſagte Nadinka mit einer prophetiſchen Stimme; das iſt eine Andeutung des Schickſals! dieſer Augenblick wird ſich nicht mehr wiederholen, ich fühle es . . .“

Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie, ſah ihn ſeltſam, traurig an und verſchwand plötzlich in der dunklen Allee.

Er blieb nachdenklich allein zurück.

„Alexander Fedorowitſch!“ ertönte es wieder von der Außentreppe. „Die ſaure Milch ſteht auf dem Tiſch.“

Er zuckte die Achſeln ~~und trat in~~ das Zimmer.

„Nach dieſem Augenblicke, von unausſprechlicher Seligkeit kommt plötzlich ſaure Milch?!“ ſagte er zu Nadinka. „Geht wirklich alles ſo im Leben?“

„Wenn es nur nicht ſchlechter gehen würde,“ antwortete ſie fröhlich. „Die ſaure Milch iſt ſehr ſchön, beſonders für denjenigen, der nicht Mittag gegeſſen hat.“

Das Glück hatte ſie beſeelt. Ihre Wangen glühten, die Augen flammten in einem ungewöhnlichen Glanze. Wie geſchäftig wirtſchaftete ſie, wie fröhlich ſprach ſie! von der vorhergehenden Trauer war auch kein Schatten nachgeblieben. Die Freude hatte ſie verſchlungen.

Die Morgenröte hatte ſchon eine Hälfte des Himmels umfaßt, als Adujew in das Boot ſtieg. In Erwartung der verſprochenen Belohnung ſammelten die Ruderer ihre Kräfte, ſpieen ſich auf die Hände und fingen wieder an, ſich auf ihren Plätzen emporzuſchwingen, aus allen Kräften mit den Rudern arbeitend.

„Langſam fahren!“ ſagte Alexander. „Noch einen halben Rubel Trinkgeld!“

Sie ſahen ihn verwundert an; dann ſahen ſie ſich gegenſeitig an. Einer kratzte ſich die Bruſt, der andre den Rücken; ſie fingen an die Ruder nur leiſe zu bewegen, das Waſſer kaum berührend. Das Boot ſchwebte dahin wie ein Schwan.

„Und der Onkel will mich davon überzeugen, daß das Glück nur eine Chimäre ſei, daß man nicht unbedingt allem glauben könnte, daß das Leben . . . Unverſchämter! warum wollte er mich ſo grauſam betrügen? Nein, da iſt das Leben! So habe ich es mir gedacht, ſo muß es ſein, ſo iſt und ſo wird es ſein! Ein andres Leben gibt es nicht!“

Ein friſcher Morgenwind wehte von der Nordſeite. Alexander ſchauderte infolge des Windes und der Erinnerungen; dann gähnte er und verſank, ſich in den Mantel hüllend, in Träumereien.

Fünftes Kapitel.

Alexander hatte das Apogäum ſeines Glückes erreicht. Er hatte nichts mehr zu wünſchen. Der Dienſt, die Journalarbeiten, — alles war vergeſſen, verworfen. Man hatte ihn ſchon bei einer Vorſtellung übergangen; er bemerkte es nur, als der Onkel ihn daran erinnerte. Peter Iwanowitſch riet ihm, den Unſinn beiſeite zu laſſen; doch bei dem Worte „Unſinn“ zuckte Alexander die Achſeln, lächelte mitleidig und ſchwieg. Nachdem der Onkel die Nutzloſigkeit ſeiner Vorſtellungen eingeſehen hatte, zuckte auch er die Achſeln, lächelte mitleidig und ſchwieg, indem er nur hinzuſetzte: „wie du willſt, das iſt deine Sache, bitte mich nur nicht um das verachtete Metall.“

„Fürchten Sie nicht, Onkel,“ erwiderte Alexander darauf. „Es iſt ſchlecht, wenn man wenig Geld hat; viel brauche ich nicht, ich habe genug.“

„Nun, ich gratuliere dir,“ ſetzte Peter Iwanowitſch hinzu.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alexander vermied ihn offenbar. Er hatte jedes Zutrauen zu ſeinen traurigen Prophezeiungen verloren; auch liebte er nicht die ſchroffen Anſichten, die ſein Onkel von der Liebe überhaupt hatte, und fürchtete ſich vor beleidigenden Andeutungen in betreff ſeines Verhältniſſes zu Nadinka. Es war ihm peinlich, zu hören, wie der Onkel ſeine Liebe einfach, nach allgemeinen Geſetzen, die für alle gleich gelten ſollten, analyſierte, wie er dieſe hohe und, ſeiner Meinung nach, heilige Sache profanierte. Er verheimlichte ſeine Freuden, die ganze Perſpektive ſeines roſenfarbenen Glückes, weil er ahnte, daß, falls die Analyſe des Onkels ſie berühren würde, die Roſen augenblicklich in Staub zerfallen wären, oder ſich in Dünger verwandelt hätten. Der Onkel vermied ihn anfangs, weil er glaubte, daß der faul gewordene Burſche in Schulden geraten, ihn um Geld bitten und ſich ihm auf den Hals ſetzen würde.

Das ganze Benehmen Alexanders, ſein Gang, ſein Blick hatte etwas Feierliches, Geheimnisvolles. Er behandelte die andern, wie ein reicher Kapitaliſt auf der Börſe die kleinen Kaufleute behandelt, beſcheiden und doch mit Würde, indem er für ſich dachte: bedauernswert ſeid ihr! wer von euch beſitzt ſolch einen Schatz wie ich? Wer kann ſo empfinden? Weſſen mächtige Seele u. ſ. w. Er war überzeugt, daß nur er allein auf der Welt liebte und geliebt wurde.

Uebrigens vermied er nicht allein den Onkel, ſondern auch die Menge, wie er ſich ausdrückte. Entweder betete er ſeine Gottheit an, oder er ſaß zu Hauſe, allein in ſeinem Kabinett, ſich an ſeiner Seligkeit labend, ſie analyſierend, in unendlich kleine Atome zergliedernd, wie ein Gelehrter nie ſeine Idee analyſiert. Das nannte er ſich eine beſondere Welt ſchaffen, und er ſchuf ſich auch wirklich eine gewiſſe Welt, in der er größtenteils lebte; den Dienſt beſuchte er nur ſelten und ungern, indem er ihn eine bittere Notwendigkeit, ein notwendiges Uebel, oder eine traurige Proſa nannte. Ueberhaupt hatte er viele Variationen für dieſen Gegenſtand. Den Redakteur und ſeine Bekannten beſuchte er gar nicht. Sich mit ſeinem eignen Ich zu unterhalten, das war ſein größter Genuß. „Nur wenn der Menſch allein iſt — ſchrieb er in einer Erzählung — ſieht er ſich ſelbſt, wie in einem Spiegel; nur dann lernt er die menſchliche Größe und Würde kennen! Wie ſchön iſt er in dieſer Unterhaltung mit ſeinen Seelenmächten; wie ein Feldherr unterwirft er ſie einer ſtrengen Ueberſicht, ordnet ſie nach einem weiſe bedachten Plan, während er ſelbſt an ihrer Spitze wirkt und ſchafft! Wie bedauernswert iſt im Gegenteil derjenige, der ſich fürchtet mit ſeinen Gedanken allein zu bleiben, der vor ſich ſelbſt flieht und überall nur die Geſellſchaft eines fremden Verſtandes und Geiſtes ſucht . . .“ Man ſollte glauben, irgend ein Denker entdeckt neue Geſetze des Weltbaues und des Menſchenlebens; und doch war das einfach nur ein Liebender!

Da ſitzt er nun in einem Voltairelehnſtuhl. Vor ihm liegt ein Blatt Papier, auf welchem einige Verſe hingeworfen ſind. Bald beugt er ſich über das Blatt, um etwas zu verbeſſern, bald ſetzt er zwei, drei Verſe hinzu, bald fällt er in den Stuhl zurück und verſinkt in Nachdenken. Auf den Lippen irrt ein Lächeln; er ſcheint ſie erſt eben von dem gefüllten Kelche des Glückes abgeſetzt zu haben. Seine Augen ſchließen ſich bald ſchmachtend, wie bei einem ſchlummernden Kater, bald blitzen ſie vor innerer Erregung feurig auf. Ringsum iſt alles ſtill. Nur aus der Ferne hört man das Geräuſch der Räder auf der Hauptſtraße, oder Ewſey, vom Stiefelputzen müde geworden, beginnt eine laute Unterhaltung mit ſich ſelbſt: „Damit ich es nicht vergeſſe, da habe ich in der Bude für einen Groſchen Eſſig genommen, für zehn Kopeken Kohl, morgen muß das abgegeben werden, ſonſt wird mir der Budenſteher ein andersmal nicht mehr trauen, ſolch ein Hund! Pfundweis wird das Brot gewogen, wie in einem Hungerjahr; Schande! O, mein Gott, wie bin ich müde, nur dieſen Stiefel werde ich noch zu Ende putzen und dann ſchlafen gehen! In Gratſchi müſſen wohl ſchon lange alle ſchlafen; nicht ſo wie hier . . .“ Dabei ſeufzte er laut, hauchte auf den Stiefel und fing wieder an, die Bürſte zu rühren. Er hielt dieſe Beſchäftigung für ſeine größte und beinahe einzige Pflicht; überhaupt beurteilte er den Wert eines Dieners und ſogar eines Menſchen nach ſeiner Fähigkeit Stiefel zu putzen; ſelbſt putzte er mit einer gewiſſen Leidenſchaft.

„Höre auf, Ewſey! du ſtörſt mich in meiner Arbeit mit deinem dummen Zeug!“ ſchrie Adujew.

„Dummes Zeug,“ brummte Ewſey vor ſich hin — „das iſt nicht dummes Zeug; du haſt da wohl dummes Zeug vor, ich aber arbeite; ſieh’, wie du die Stiefel beſchmutzt haſt, kaum daß man ſie reinigen kann.“ Dabei ſtellte er den Stiefel auf den Tiſch und betrachtete ſich zufrieden in dem ſpiegelblanken Leder.

„Ja, wer verſteht ſo zu putzen?“ ſetzte er hinzu.

„Dummes Zeug!“

Alexander verſank immer tiefer und tiefer in die Gedanken an Nadinka, dann in ſeine ſchöpferiſchen Träume. Sein Tiſch war leer. Alles, was ihn an ſeine früheren Beſchäftigungen, an den Dienſt, an die Journalarbeit erinnerte, lag entweder unter dem Tiſche, oder auf dem Schranke, oder unter dem Bette. „Schon der Anblick dieſes Schmutzes,“ ſagte er: „erſchreckt den Schöpfungsgeiſt, und er fliegt weg, wie eine Nachtigall aus ihrem Wäldchen, wenn auf dem Wege plötzlich das Knarren von ungeſchmierten Rädern ertönt.“ Wie oft traf ihn die Morgenröte bei irgend einer Elegie. Jede Stunde, die er nicht bei der Familie Lübetzky verbrachte, wurde der Dichtung gewidmet. Wenn er ein Gedicht geſchrieben hatte, las er es Nadinka vor; ſie ſchrieb es dann auf einem hübſchen Blatt Papier ab und lernte es auswendig; „ſo genoß er die höchſte Seligkeit eines Poeten, ſein Werk aus einem lieben Munde zu vernehmen.“ „Du, meine Muſe,“ ſprach er zu ihr; „ſei die Veſtalin dieſes heiligen Feuers, welches meine Bruſt erfüllt; wenn du es verlaſſen wirſt, ſo erlöſcht es auf ewig.“ Auch ſchickte er ſeine Gedichte unter fremdem Namen in die Redaktion des Journals. Sie wurden gedruckt, weil ſie nicht ſchlecht waren; manche zeigten Energie; doch alle waren ſie von einem heftigen Gefühle durchdrungen und fließend geſchrieben.

Nadinka war ſtolz auf ſeine Liebe und nannte ihn „mein Poet“. „Ja, dein, ewig dein,“ ſetzte er hinzu. In der Zukunft lächelte ihm der Ruhm, und den Kranz, dachte er, würde ihm Nadinka aus Lorbeeren und Myrten winden und dann . . . „O du, Leben, Leben, wie biſt du ſchön!“ rief er. „Und der Onkel? Warum ſtört er den Frieden meiner Seele? Iſt er nicht vielleicht der Dämon, den mir das Schickſal geſendet hat? Warum vergiftet er durch ſeine Bitterkeit mein ganzes Glück? Geſchieht das vielleicht aus Neid, weil ſein Herz dieſe reinen Freuden nie gekannt hat, oder will er mir ſchaden ... weiter, weiter von ihm! Er wird meine liebende Seele töten, ſie durch ſeinen Haß anſtecken und verderben . . .“

Und er floh vor dem Onkel, ſah ihn wochenlang, monatelang nicht. Und wenn man beim Zuſammentreffen auf die Gefühle zu ſprechen kam, ſchwieg er ironiſch, oder hörte zu, wie ein Menſch, deſſen Ueberzeugungen durch keine Beweiſe erſchüttert werden könnten. Er hielt ſeine Anſichten für unfehlbar, ſeine Meinungen und Gefühle für unabänderlich, und war entſchloſſen, ſich ferner nur nach ihnen zu richten, weil er, wie er ſagte, ſchon kein Knabe mehr war, und „warum ſollten denn nur fremde Meinungen heilig ſein?“ u. ſ. w. Doch der Onkel war immer derſelbe; er fragte ſeinen Neffen nie aus; ſeine Streiche bemerkte er nicht, oder wollte ſie nicht bemerken. Als er ſah, daß ſich die Lage Alexanders nicht veränderte, daß er ſeine frühere Lebensweiſe führte, ihn nicht um Geld bat, wurde er gegen ihn ebenſo freundlich wie früher, und machte ihm Vorwürfe ſeines langen Ausbleibens wegen. „Meine Frau ärgert ſich über dich,“ ſagte er oft, „ſie iſt gewöhnt, dich für einen Verwandten zu halten; wir ſpeiſen täglich zu Hauſe, komme doch.“ Das war alles. Doch Alexander kam ſelten; er hatte ja auch keine Zeit. Am Morgen war er im Dienſt, am Nachmittag bis zum Anbruch der Nacht bei Lübetzkys; die Nacht blieb ihm übrig, da zog er ſich in ſeine eigne, von ihm ſelbſt geſchaffene Welt zurück und fuhr in ſeinen Schöpfungen fort. Außerdem hatte er ja auch ein wenig Schlaf nötig. In der eleganten Proſa war er weniger glücklich. Er hatte eine Komödie, zwei Erzählungen, einen Abriß und eine Reiſebeſchreibung geſchrieben. Seine Thätigkeit war ſtaunenswert; das Papier brannte ihm unter der Feder. Die Komödie und eine Erzählung zeigte er erſt dem Onkel mit der Bitte, ihm zu ſagen, ob ſie taugen würden?

Der Onkel las ohne weitere Auswahl einige Seiten durch und ſchickte es zurück, nachdem er oben hingeſchrieben hatte: tauglich zum Bekleben einer Scheidewand!

Aufgebracht ſandte Alexander ſeine beiden Werke in die Redaktion des Journals; doch beides wurde ihm zurückgeſchickt. An zwei Stellen ſtand auf dem weißen Rande der Komödie die mit einem Bleiſtift gemachte Bemerkung: „nicht übel“, das war alles. In der Erzählung kamen oft folgende Bemerkungen vor: „ſchwach, falſch, unreif, fade, unentwickelt“ u. ſ. w.; am Ende war geſagt: „zu bemerken iſt die Unkenntnis des Herzens, eine überflüſſige Heftigkeit, Unnatürlichkeit, alles geht auf Stelzen, man ſieht keine Menſchen, der Held iſt eine Karikatur . . . ſolche Menſchen gibt es nicht . . . für den Druck unbequem! Uebrigens ſcheint der Verfaſſer nicht ohne Begabung zu ſein; er muß arbeiten! . . .“

„Solche Menſchen gibt es nicht!“ dachte Alexander betrübt und erſtaunt. „Wie iſt es möglich? Der Held bin ich ja ſelbſt. Soll ich wirklich dieſe abgeſchmackten Helden darſtellen, denen man auf jedem Schritte begegnet, welche wie die Menge denken und fühlen, welche das thun, was alle thun, und auf denen kein beſonderer Stempel liegt . . . ſollte ſich die Kunſt ſo erniedrigen?“

Zur Beſtätigung der von ihm gepredigten Schönheitslehre rief er den Schatten Bairons herbei und berief ſich auf Goethe und Schiller. Den Helden eines Dramas oder einer Erzählung konnte er ſich nicht anders vorſtellen, als irgend einen Seeräuber oder einen großen Poeten, Künſtler, und ließ ſie in ſeiner Weiſe denken und fühlen. In einer Erzählung hatte er zum Schauplatz der Thätigkeit Amerika gewählt; die Umgebung war ſchön; die amerikaniſche Natur, die Berge, darin ein Flüchtling, der ſeine Geliebte entführt hatte. Die ganze Welt hatten ſie vergeſſen; ſie bewunderten einander und die Natur, und als die Nachricht kam, welche ihnen Vergebung und die Möglichkeit nach der Heimat zurückzukehren brachte, weigerten ſie ſich. Zwanzig Jahre ſpäter kam ein Europäer dahin, ging in Begleitung von Indianern auf die Jagd, und fand auf einem Berge eine Hütte und darin ein Skelett. — Der Europäer war ein Rivale des Helden.

Wie ſchön ſchien ihm dieſe Erzählung, mit welchem Entzücken las er ſie an Winterabenden Nadinka vor, wie begierig lauſchte ſie ihm! und dieſe Erzählung nicht aufnehmen zu wollen!

Von dieſem Mißlingen ſagte er Nadinka kein Wort; ſchluckte die bittere Pille ſchweigend herunter und übergab es der Vergeſſenheit. „Wie geht es mit der Erzählung?“ fragte ſie. „Iſt ſie gedruckt worden?“ — „Nein,“ erwiderte er. — „Da iſt vieles, was hier bei uns abſurd und ſeltſam ſcheinen würde . . . .“

Wenn er gewußt hätte, welch eine Wahrheit in dieſen Worten lag, die er in einem ganz andern Sinne zu verſtehen geben wollte.

Der Rat zu arbeiten kam ihm auch ſonderbar vor. „Wozu iſt denn das Talent da?“ meinte er. „Nur einer, der kein Talent hat, muß arbeiten; das Talent ſchafft leicht und frei . . . .“

Als er ſich jedoch erinnerte, daß ſeine Aufſätze über die Landwirtſchaft und auch die Gedichte anfangs nur mittelmäßig waren und dann ſich allmählich vervollkommnet und ſogar die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich gelenkt hatten, wurde er nachdenklich, ſah die Abſurdität ſeiner Anſicht ein und verſchob mit einem Seufzer die elegante Proſa auf eine andre Zeit, wo das Herz und die Gedanken ruhiger ſein würden; dann wollte er arbeiten, wie es ſich gehörte.

Die Tage vergingen einer nach dem andern; für Alexander waren es Tage unaufhörlicher Genüſſe. Er war glücklich, wenn er die Fingerſpitze Nadinkas küſſen, oder ihr gegenüber ungefähr zwei Stunden in einer maleriſchen Stellung verweilen konnte, indem er, ohne die Augen von ihr abzuwenden, in Wonne verging und ſeufzte, oder der Situation angemeſſene Gedichte deklamierte. Um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man ſagen, daß ſie die Gedichte und Seufzer zuweilen mit einem Gähnen erwiderte. Das war auch kein

Wunder; ihr Herz war beſchäftigt, während der Verſtand müßig blieb. Alexander hatte nicht daran gedacht, ihm Nahrung zu geben. Das von Nadinka beſtimmte Prüfungsjahr verging. Wieder bewohnte ſie mit der Mutter dasſelbe Landhaus. Alexander erinnerte ſie an ihr Verſprechen und bat um die Erlaubnis, mit der Mutter ſprechen zu dürfen. Nadinka wollte es bis auf die Rückkehr zur Stadt verſchieben; doch Alexander beſtand darauf. Endlich erhielt er eines Abends beim Abſchiede von ihr die Erlaubnis, am nächſtfolgenden Tage mit der Mutter ſprechen zu können. Alexander konnte die ganze Nacht nicht einſchlafen und verſäumte den Dienſt. Im Sinne ſteckte ihm der folgende Tag; er dachte immer daran, wie er mit Marja Michailowna ſprechen würde, hatte ſchon eine Rede verfaßt und wollte ſich dazu vorbereiten; doch ſobald er ſich erinnerte, daß es ſich ja um Nadinkas Hand handelte, verſank er in Träumereien und vergaß wieder alles. So fuhr er abends nach dem Landhauſe, ohne ſich vorbereitet zu haben; Nadinka begrüßte ihn, wie gewöhnlich, im Garten, doch ohne Lächeln, ſondern etwas zerſtreut, während in ihren Augen ein nachdenklicher Zug lag.

„Heute kann man nicht mit der Mutter ſprechen,“ ſagte ſie. „Dieſer abſcheuliche Graf iſt bei uns.“

„Graf! Welcher Graf?“

„Sie wiſſen nicht, welcher Graf! Natürlich, Graf Nowinsky, unſer Nachbar; da liegt ſein Landhaus; Sie ſelbſt haben ſchon ſo oft ſeinen Garten bewundert.“

„Graf Nowinsky! Hier!“ ſagte Alexander erſtaunt. „Aus welchem Grunde?“

„Das weiß ich ſelbſt nicht ordentlich,“ antwortete Nadinka. „Ich ſaß hier und las Ihr Buch, Mama war nicht zu Hauſe; ſie wollte Marja Iwanowa beſuchen. Da fing es an zu regnen, ich ging ins Zimmer, plötzlich ſehe ich einen Wagen vorfahren, blau und weiß gepolſtert, denſelben, der ſo oft vorbeigefahren iſt; Sie haben ihn ſchon bewundert. Ich ſehe Mama mit einem fremden Herrn herausſteigen. Sie treten herein; da ſagt Mama: ‚Herr Graf, das iſt mein Tochter, möge ſie Ihnen gefallen.‘ Er verbeugte ſich, ich auch, es überfiel mich ein peinliches Gefühl, ich errötete und eilte auf mein Zimmer. Ich hörte noch, wie die unausſtehliche Mama ſagte: ‚verzeihen Sie, Graf, ſie iſt etwas menſchenſcheu . . . .‘ Da erriet ich, daß es unſer Nachbar, der Graf Nowinsky ſein müſſe. Wahrſcheinlich hat er ſich angeboten, weil es regnete, Mama in ſeinem Wagen nach Hauſe zu bringen.“

„Iſt er . . . . ein alter Mann?“ fragte Alexander.

„Was für ein alter Mann! Pfui! Was ſagen Sie! Jung, hübſch!“ . . . .

„Sie haben ſchon Zeit gehabt zu bemerken, daß er hübſch ſei!“ ſagte Alexander ärgerlich.

„Das iſt ſchön, — iſt dazu viel Zeit nötig? Ich habe mich ſchon mit ihm unterhalten; ach, er iſt ſehr liebenswürdig; er fragte mich, womit ich mich beſchäftige, ſprach von Muſik, bat, daß ich ihm etwas vorſingen möchte, aber ich that es nicht, weil ich es faſt gar nicht verſtehe. In dieſem Winter werde ich durchaus Mama bitten, mir einen guten Geſanglehrer zu nehmen. Der Graf meint, das Singen ſei ſehr in der Mode."

Sie ſagte das alles mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit.

„Ich dachte, Nadeſchda Alexandrowna," bemerkte Adujew: „daß Sie in dieſem Winter außer dem Geſang eine andre Beſchäftigung haben würden . . . ."

„Welche dann?" fragte Nadinka.

„Welche?" ſagte Alexander vorwurfsvoll.

„Ach, ja . . . . ſind Sie mit einem Boot gekommen?"

Er ſah ſie ſchweigend an. Sie wendete ſich ab und ging nach Hauſe.

Adujew trat etwas unruhig in den Saal. Was war das für ein Graf? Wie ſollte er ſich ihm gegenüber benehmen? Wie war er im Umgang? ſtolz? nachläſſig? Er trat ein. Der Graf ſtand zuerſt auf und verbeugte ſich höflich. Alexander antwortete mit einer gezwungenen, ungeſchickten Verbeugung. Der Graf gefiel ihm nicht. Und doch war er ein ſchöner Mann, hoch, ſchlank, blond, mit großen ausdrucksvollen Augen und einem angenehmen Lächeln. Seine Manieren waren einfach, elegant, und hatten eine gewiſſe Weichheit. Er ſchien jeden für ſich einnehmen zu können; allein Adujew hatte er nicht für ſich eingenommen. Ungeachtet der Einladung Marja Michailownas ſich näher zu ſetzen, hatte ſich Alexander eine Ecke gewählt und blätterte in einem Buche, was ſehr unpaſſend, ungeſchickt war und ihn als keinen Weltmann erſcheinen ließ. Nadinka hatte ſich hinter den Lehnſtuhl ihrer Mutter geſtellt, betrachtete neugierig den Grafen und hörte ihm zu; ſein Anblick bot ihr etwas Neues. Adujew konnte es nicht verbergen, daß ihm der Graf nicht gefiel. Der Graf ſchien ſeine Unhöflichkeit nicht zu bemerken; er war aufmerkſam und richtete ſich an Adujew, indem er ſich bemühte, die Unterhaltung allgemein werden zu laſſen. Alles war vergeblich. Jener ſchwieg, oder antwortete mit Ja und Nein.

Als Frau Lübetzky gelegentlich ſeinen Namen nannte, fragte ihn der Graf, ob Peter Iwanowitſch nicht ein Verwandter von ihm wäre.

„Ein Onkel!" erwiderte Alexander kurz.

„Ich treffe mit ihm ſehr oft in der Geſellſchaft zuſammen," ſagte der Graf.

„Das iſt ſehr möglich. Was iſt darin Merkwürdiges?" erwiderte Adujew und zuckte dabei etwas ſeltſam mit den Achſeln.

Der Graf unterdrückte ein Lächeln, indem er ſich in die Unterlippe biß. Nadinka warf der Mutter einen Blick zu, errötete und ſchlug die Augen nieder.

„Ihr Onkel iſt ein kluger und angenehmer Mann," bemerkte der Graf mit einem leiſen Anflug von Ironie.

Adujew ſchwieg.

Nadinka hielt ſich nicht länger; ſie ging zu Adujew und, während der Graf mit ihrer Mutter ſprach, flüſterte ſie ihm: „Schämen Sie ſich nicht! Der Graf iſt ſo freundlich und Sie?" . . .

„Freundlich?" erwiderte Alexander ärgerlich faſt ſo laut, daß es alle hören konnten. „Ich brauche ſeine Freundlichkeit nicht, wiederholen Sie dieſes Wort nicht ....“

Nadinka fuhr zurück und ſah ihn dann von weitem lange mit großen Augen unbeweglich an; dann ſtellte ſie ſich wieder hinter den Stuhl der Mutter, ohne Alexander weiter zu beachten.

Adujew wartete darauf, daß der Graf ſich entfernen und er dann Gelegenheit haben würde, mit der Mutter zu ſprechen. Doch die Uhr ſchlug zehn, elf; der Graf entfernte ſich noch immer nicht und ſprach immer weiter.

Der Unterhaltungsſtoff, den man gewöhnlich nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft wählt, war erſchöpft. Der Graf fing an zu ſcherzen. Wie geiſtreich ſcherzte er; in ſeinen Scherzen lag keine Spur von Gezwungenheit, keine Prätenſion, witzig zu ſein, ſondern nur etwas Intereſſantes, eine beſondere Fähigkeit, nicht nur eine Anekdote, ſondern auch eine gewöhnliche Nachricht amüſant zu erzählen, oder durch ein plötzliches Wort eine ernſte Sache in eine lächerliche zu verwandeln. Mutter und Tochter waren ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Scherze; auch Alexander mußte nicht einmal das Buch vorhalten, um ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen. Doch im Innerſten war er wütend. Der Graf ſprach von allem gleich gut, taktvoll, von Muſik, von den Menſchen und fremden Ländern. Das Geſpräch ging auf die Männer und Frauen über; er ſchalt die Männer und darunter auch ſich ſelbſt, rühmte die Frauen überhaupt und ſpendete einige gewandte Komplimente den Wirtinnen. Adujew dachte an ſeine litterariſchen Beſchäftigungen, an ſeine Gedichte: „damit würde ich ihn wohl aus der Faſſung bringen können,“ dachte er. Man fing von der Litteratur an zu ſprechen; Mutter und Tochter ſtellten Alexander als einen Schriftſteller vor.

„Jetzt wird er in Verwirrung geraten!“ dachte Alexander. Nicht im geringſten. Der Graf ſprach über die Litteratur, als hätte er ſich nie mit etwas Anderm beſchäftigt, machte einige flüchtige, treffende Bemerkungen über die modernen ruſſiſchen und franzöſiſchen Berühmtheiten. Zum Schluß erwies es ſich, daß er in freundſchaftlichen Beziehungen zu den erſten ruſſiſchen Schriftſtellern ſtand und in Paris auch mehrere franzöſiſche kennen gelernt hatte. Er erwähnte einiger mit Achtung; manche beſchrieb er als Karikaturen. Von den Gedichten Alexanders ſagte er, daß er ſie nicht kenne und nicht gehört habe. Nadinka warf einen etwas ſeltſamen Blick auf Adujew, als wollte er damit ſagen: „nun, was iſt denn das? Du biſt ja nicht weit gekommen“ ... Alexander fühlte ſich befangen. Die freche und grobe Miene machte einer niedergeſchlagenen Platz. Er glich einem naßgewordenen Hahn, der ſich vor ſchlechtem Wetter unter das Dach flüchtet.

Im Büffet erklang das Geräuſch von Gläſern, Löffeln; man deckte den Tiſch, doch der Graf entfernte ſich nicht. Jede Hoffnung war verſchwunden. Er nahm ſogar von Frau Lübetzky die Einladung an, zum Abendeſſen zu bleiben und ſaure Milch zu eſſen.

„Ein Graf und ißt ſaure Milch!“ flüſterte Adujew, den Grafen mit einem haßerfüllten Blicke anſehend.

Der Graf zeigte viel Appetit beim Abendeſſen, indem er zu ſcherzen fortfuhr, als wäre er bei ſich zu Hauſe.

„Zum erſtenmal in einem Hauſe, der Unverſchämte, und ißt für drei!“ flüſterte Alexander Nadinka zu.

„Was iſt denn dabei! Er will eſſen!“ antwortete ſie naiv.

Endlich empfahl ſich der Graf; doch es war ſchon zu ſpät, von der Angelegenheit zu ſprechen. Adujew griff nach ſeinem Hute und eilte hinaus. Nadinka holte ihn ein und es gelang ihr, ihn zu beruhigen.

„Alſo morgen?“ fragte Alexander.

„Morgen ſind wir nicht zu Hauſe.“

„Nun, dann übermorgen.“

Sie trennten ſich.

Uebermorgen kam Alexander etwas früher. Schon im Garten drangen an ſein Ohr unbekannte Laute, die aus dem Zimmer kamen ... er glaubte ein Violoncello zu hören ... doch nein! Er trat näher heran ... eine Männerſtimme ſang, und was war das für eine Stimme! Hellklingend und friſch, ſchien ſie das Herz des Weibes beſtricken zu wollen. Sie beſtrickten auch das Herz Adujews, doch in einer andern Weiſe. Es erſtarrte und wurde von Sehnſucht, Neid, Haß, von einer undeutlichen, ſchrecklichen Ahnung erfüllt. Alexander ging durch den Hof in das Vorzimmer.

„Wer iſt bei euch?“ fragte er den Diener.

„Graf Nowinsky.“

„Schon lange?“

„Von ſechs Uhr an.“

„Sage heimlich dem Fräulein, daß ich hier geweſen ſei und wiederkommen würde.“

„Es ſoll geſchehen.“

Alexander ging weg, wanderte lange zwiſchen den Landhäuſern umher, ohne darauf zu achten, wohin er ging. Nach ungefähr zwei Stunden kam er wieder.

„Iſt er noch immer hier?“ fragte er.

„Ja, wahrſcheinlich wird der Herr zum Abendeſſen bleiben. Die Frau hat befohlen, zum Abend Rebhühner aufzubraten.“

„Haſt du dem Fräulein von mir geſagt?“

„Ich habe geſagt.“

„Nun, was ſagte ſie?“

„Das Fräulein hat nichts befohlen.“

Alexander fuhr nach Hauſe und blieb zwei Tage aus. Gott weiß, was er nicht alles gedacht und gefühlt hatte; endlich fuhr er hin. Schon von weitem erblickte er das Landhaus, erhob ſich im Boot und ſah hinüber, indem er die Augen vor der Sonne mit der Hand zu ſchützen ſuchte.

Da ſchimmerte zwiſchen den Bäumen das blaue Kleid, welches Nadinka ſo gut kleidete; die blaue Farbe ſtand ihr zu Geſicht. Sie trug immer dieſes Kleid, wenn ſie ihm beſonders gefallen wollte. Es wurde ihm leichter ums Herz.

„Ah! ſie will mich für die einſtweilige, unwillkürliche Nachläſſigkeit belohnen,“ dachte er. „Ich bin ſchuld, nicht ſie; wie konnte ich mich ſo unverzeihlich benehmen? damit macht man ſich einen nur zum Feinde; ein fremder Menſch, eine neue Bekanntſchaft ... ſehr natürlich, daß ſie als Wirtin... ah! jetzt tritt ſie auf dem ſchmalen Wege hinter dem Strauch hervor, geht zum Gitter, da wird ſie ſtehen bleiben und warten...“

Sie ſchritt wirklich längs der großen Allee; doch wer bog zugleich mit ihr in den ſchmalen Weg ein?

„Der Graf!“ rief Alexander verzweifelt mit lauter Stimme und konnte kaum ſeinen Augen trauen.

„Was?“ antwortete einer der Ruderer auf ſeinen Ruf.

„Allein mit ihm im Garten...“ flüſterte Alexander, „wie mit mir...“

Der Graf und Nadinka waren an das Gitter herangetreten, kehrten, ohne einen Blick auf den Fluß zu werfen, um und gingen längs der Allee zurück. Er beugte ſich zu ihr herab und ſchien leiſe zu ſprechen. Sie ging mit geſenktem Haupt.

Adujew ſtand mit offenem Munde, ohne ſich zu rühren, noch immer aufrecht im Boote, die Arme gegen das Ufer ausbreitend; endlich ließ er ſie ſinken und ſetzte ſich. Die Ruderer fuhren fort zu rudern.

„Wohin?“ ſchrie Alexander ſie wütend an, nachdem er zur Beſinnung gekommen war. „Zurück!“

„Zurück?“ wiederholte der eine, ihn mit aufgeſperrtem Munde anſehend.

„Zurück! Biſt du taub?“

„Haben Sie nicht nötig dahin zu fahren?“

Der andre Ruderer ſetzte ſchweigend mit dem linken Ruder an; dann ſchwenkten ſie die beiden Ruder, und das Boot flog zurück. Alexander drückte den Hut tief ins Geſicht, faſt bis zu den Schultern, und vertiefte ſich in ein qualvolles Sinnen.

Im Verlauf von zwei Wochen beſuchte er die Familie Lübetzky nicht. Zwei Wochen! Was war das für eine Friſt für einen Liebenden! Doch er wartete immer, daß man einen Diener ſchicken würde, um Erkundigungen einzuziehen, was ihm fehle? ob er nicht krank geworden ſei? wie es gewöhnlich geſchah, wenn er krank wurde oder nur einfach Launen hatte. Nadinka richtete dann gewöhnlich im Namen der Mutter eine offizielle Frage an ihn; doch was ſchrieb ſie ihm nicht alles von ſich aus! Welche liebevollen Vorwürfe, welch eine zärtliche Unruhe! welch eine Ungeduld!

„Nein, jetzt ergebe ich mich nicht ſo leicht,“ dachte Alexander, „ich werde ſie quälen. Sie ſoll wiſſen, wie ſie ſich einem fremden Herrn gegenüber zu benehmen hat; die Verſöhnung wird nicht leicht ſein!“ Und er entwarf einen grauſamen Plan der Rache, ſtellte ſich ſchon in Gedanken ihre Reue vor und dachte, wie er ihr dann großmütig verzeihen und ſie ermahnen würde. Doch der Diener erſchien nicht mit dem Geſtändniſſe ihrer Schuld; er ſchien für ſie nicht mehr zu exiſtieren. Seine Züge wurden bleich und abgezehrt. Keine Krankheit iſt ſo quälend wie die Eiferſucht, die nur auf Verdacht und nicht auf Beweiſe gegründet iſt. Sobald der Beweis da iſt, ſchwindet die Eiferſucht und größtenteils auch die Liebe; dann weiß man, was zu thun iſt; doch bis dahin iſt es eine Qual! Dem Alexander wurde ſie in vollem Maße zu teil.

Endlich entſchloß er ſich an einem Morgen hinzufahren, weil er dann Nadinka allein zu finden dachte und ſich mit ihr ausſprechen wollte. Er fuhr hin. Im Garten fand er niemand, im Saal und im Gaſtzimmer auch niemand. Er ging ins Vorzimmer und öffnete die Thür nach dem Hofe... Welch ein Anblick bot ſich ihm! Zwei Jockeis in gräflicher Livree hielten jeder ein Reitpferd. Das eine beſtieg Nadinka mit Hilfe des Grafen und des Dieners. Das andre war für den Grafen ſelbſt vorbereitet. Auf der Treppe ſtand Marja Michailowna. Sie ſah mit gerunzelter Stirne unruhig dieſem Auftritte zu.

„Halte dich feſter, Nadinka,“ ſprach ſie: „paſſen Sie auf, Graf, um Chriſtiwillen! Ach! ich fürchte bei Gott, ich fürchte. Halte dich am Ohr des Pferdes, Nadinka, ſieh nur, es gebärdet ſich ja wie ein Teufel.“

„Das thut nichts, maman.“ ſagte Nadinka fröhlich. „Ich verſtehe ja ſchon zu reiten, ſehen Sie nur.“

Sie verſetzte dem Pferde einen Hieb mit der Gerte; es ſtürzte nach vorn und fing an ſich auf einer Stelle zu bäumen und hin und her zu werfen.

„Ach, ach, haltet,“ ſchrie Marja Michailowna, mit der Hand winkend. „Höre auf, es wird dich töten.“

Doch Nadinka zog die Zügel an und das Pferd ſtand ſtill.

„Sehen Sie, wie es mir gehorcht,“ ſagte Nadinka, den Hals des Pferdes ſtreichelnd.

Niemand hatte Adujew bemerkt. Er war bleich und ſah ſchweigend Nadinka an. Wie zum Trotz hatte er ſie nie ſo ſchön geſehen wie jetzt. Wie hübſch war ſie in dem Amazonenkoſtüm und in dem Hut mit dem grünen Schleier! Wie deutlich waren die Umriſſe ihrer Taille! Die Züge waren von einem ſchamhaften Stolze und von dem Reize einer neuen Empfindung beſeelt. Die Röte des Vergnügens wechſelte auf ihren Wangen. Das Pferd machte kleine Sprünge, ſo daß die ſchlanke Reiterin ſich bald vorbeugen, bald zurückwerfen mußte. Ihre Geſtalt wiegte ſich auf dem Sattel wie der Stengel einer vom Winde bewegten Blume. Der Jockei führte des Grafen Pferd vor.

„Graf! werden wir wieder durch das Wäldchen reiten?“ fragte Nadinka.

„Wieder!“ dachte Adujew.

„Sehr gut,“ erwiderte der Graf.

Die Pferde rührten ſich von der Stelle.

„Nadeſchda Alexandrowna!“ ſchrie Adujew plötzlich wild auf.

Alle blieben wie angewurzelt ſtehen, als wären ſie verſteinert, und ſahen mit unentſchloſſenen Blicken Adujew an. So verging ein Augenblick.

„Ach, das iſt Alexander Fedorowitſch!“ ſagte die Mutter, die zuerſt zur Beſinnung kam.

Der Graf verbeugte ſich freundlich. Nadinka ſchlug eilig den Schleier zurück und ſah ihn erſchreckt an; dann wandte ſie ſich haſtig weg und gab dem Pferde einen Hieb mit der Gerte; es ſtürzte vorwärts und verſchwand in zwei Sprüngen hinter der Pforte; der Graf ſprengte ihr nach.

„Vorſichtig, vorſichtig, um Gotteswillen, vorſichtig!“ rief ihnen die Mutter zu. „Halte das Ohr. Ach, mein Gott, ſie wird gewiß fallen; mir wird angſt und bange!“

Alles war verſchwunden; man hörte nur den Hufſchlag der Pferde, und eine Wolke von Staub hatte ſich auf dem Wege erhoben. Alexander war mit Frau Lübetzky zurückgeblieben. Er ſah ſie ſchweigend an, als wollten ſeine Augen fragen: „was bedeutet das?“ Jene ließ ihn nicht lange auf Antwort warten.

„Da ſind ſie fort,“ ſagte ſie, „keine Spur mehr von ihnen zu ſehen. Nun möge ſich die Jugend amüſieren, wir werden uns unterhalten, Alexander Fedorowitſch. Sagen Sie doch, warum hat man ſchon ſeit zwei Wochen weder etwas von Ihnen gehört, noch geſehen? Lieben Sie uns nicht mehr?“

„Ich war krank, Marja Michailowna,“ erwiderte er finſter.

„Ja, das ſieht man, Sie haben abgenommen und ſind ganz bleich! ſetzen Sie ſich ſogleich, erholen Sie ſich; vielleicht wünſchen Sie weichgekochte Eier? Bis zum Mittag iſt noch viel Zeit.“

„Ich danke Ihnen; ich will nicht.“

„Warum nicht? Sie werden ja gleich fertig ſein; ſchöne Eier! Ein Finne hat ſie erſt heute morgen gebracht.“

„Nein, nein.“

„Was iſt denn mit Ihnen? Ich warte und warte, was ſoll das heißen, denke ich, er kommt ſelbſt nicht und bringt mir auch nicht franzöſiſche Bücher? Erinnern Sie ſich, Sie verſprachen mir etwas. Peau de chagrin, glaube ich? Ich warte, warte, nein! Alexander Fedorowitſch liebt uns nicht mehr, wirklich, er liebt uns nicht mehr.“

„Ich fürchte, Marja Michailowna, daß Sie mich nicht mehr lieben!“

„Es iſt eine Sünde, ſo etwas zu fürchten, Alexander Fedorowitſch! Ich liebe Sie, wie einen Verwandten; was Nadinka anbetrifft, weiß ich nicht; ſie iſt ja noch ein Kind; was verſteht ſie? Wie ſoll ſie die Menſchen zu ſchätzen verſtehen! Täglich wiederhole ich ihr: was iſt das, daß man Alexander Fedorowitſch nicht mehr ſieht, warum kommt er nicht? und warte. Glauben Sie mir, alle Tage haben wir erſt um fünf Uhr geſpeiſt, immer hab' ich gedacht, daß Sie jeden Augenblick vorfahren würden. Sogar Nadinka ſagte zuweilen: was iſt das, maman, auf wen warten Sie? Ich bin hungrig, der Graf gewiß auch...“

„Kommt der Graf oft?“ fragte Alexander.

„Ja, faſt täglich, ſogar zuweilen auch zweimal täglich; er iſt ſo gut und hat uns ſehr lieb gewonnen... Nun, ſagt Nadinka, ich bin hungrig, es iſt Zeit zu Tiſch zu gehen. Wird denn Alexander Fedorowitſch nicht kommen? frage ich. Nein, erwidert ſie: wollen Sie mit mir wetten, daß er nicht kommt? es iſt nicht nötig zu warten…“ Frau Lübetzky ſchnitt mit dieſen Worten das Herz Alexanders wie mit einem Meſſer.

„Das hat… ſie geſagt?“ fragte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Ja, das hat ſie geſagt und mich zur Eile angetrieben. Ich bin ſtreng, obgleich ich auch ſo gutmütig ausſehe. Ich habe ſie ſchon geſcholten; bald warteſt du ihn bis fünf Uhr und willſt dich nicht zu Tiſch ſetzen, bald willſt du nicht warten… man kann ja gar nicht aus dir klug werden! Das iſt nicht gut. Alexander Fedorowitſch iſt ein alter Bekannter; er liebt uns, auch ſein Onkel Peter Iwanowitſch hat uns viel Wohlwollen erwieſen… es iſt ſchlecht, ſo nachläſſig zu ſein! Er kann ſich ärgern und aufhören uns zu beſuchen…“

„Was ſagt ſie dann dazu?“ fragte Alexander.

„Nichts. Sie kennen ſie doch ſchon; ſie iſt ſo lebhaft, ſpringt auf, eilt ſingend fort, oder ſie ſagt: er wird kommen, wenn er wird wollen! Solch ein Wildfang! Auch ich dachte, daß Sie kommen würden! Sieh’, es vergeht noch ein Tag — nein! wieder ſage ich: was iſt das, Nadinka, iſt Alexander Fedorowitſch auch geſund? Ich weiß nicht, maman, — ſagt ſie, — wie ſoll ich das wiſſen. Wollen wir doch zu ihm hinſchicken und fragen laſſen, was ihm fehlt? So wollten wir immer zu Ihnen hinſchicken; doch es kam nicht dazu; ich hatte es vergeſſen, mich auf ſie verlaſſen, doch ſie iſt ja wie der Wind…, da hat ſie nun jetzt am Reiten Vergnügen gefunden! Eines Tages erblickte ſie aus dem Fenſter den Grafen zu Pferde, ſeitdem ließ ſie mir keine Ruhe: ich will reiten, mach’ was du willſt! ich ſtelle ihr dieſes, jenes vor; nein, ich will! Wie eine Wahnſinnige! Nein, zu meiner Zeit, da gab es kein Reiten! wir wurden ganz anders erzogen. Jetzt, es iſt ſchrecklich auszuſprechen, fangen die Damen ſchon an zu rauchen; da uns gegenüber wohnt eine junge Witwe, den ganzen Tag ſitzt ſie auf dem Balkon und raucht, Menſchen gehen und fahren vorüber, ſie kümmert ſich nicht darum! Zu meiner Zeit, wenn ein Herr im Gaſtzimmer nach Tabak roch…“

„Hat das ſchon lange angefangen?“ fragte Alexander.

„Das weiß ich nicht; man ſagt, es wäre ſchon ſeit fünf Jahren in der Mode; alles von den Franzoſen…“

„Nein, ich frage Sie, wie lange Nadeſchda Alexandrowna ſchon reitet?“

„Anderthalb Wochen. Der Graf iſt ſo freundlich, ſo zuvorkommend! Was thut er nicht alles für uns, wie er ſie verwöhnt! Sie ſehen doch dieſe Blumen! Alle aus ſeinem Garten. Ich ſchäme mich wirklich zuweilen; warum verwöhnen Sie ſie ſo ſehr, ſag’ ich dem Grafen. Sie wird ganz übermütig werden! Sie ſchelte ich auch. Wir waren mit Marja Iwanowna und Nadinka in ſeiner Manege; Sie wiſſen, ſie iſt immer unter meiner Aufſicht. Wer kann beſſer, als die Mutter, die Tochter beaufſichtigen. Ich habe ſie ſelbſt erzogen und kann, ohne mich zu rühmen, ſagen: Gott gebe jedem ſolch eine Tochter! In unſrer Gegenwart hat Nadinka auch gelernt. Darauf frühſtückten wir in ſeinem Garten; ſeitdem reiten ſie täglich. Was hat er für ein reiches Haus! Wir haben es beſehen; alles geſchmackvoll und ſchön!“

„Täglich!“ ſagte Alexander beinahe für ſich hinſprechend.

„Ja, warum ſoll ſie ſich nicht amüſieren! ich ſelbſt bin auch jung geweſen...“

„Reiten ſie lange?“

„Ungefähr drei Stunden. Nun, was haben Sie denn für eine Krankheit gehabt?“

„Ich weiß nicht... ich habe Bruſtſchmerzen...“ ſagte er, die Hand auf das Herz drückend.

„Nehmen Sie nichts ein?“

„Nein.“

„So ſind die jungen Leute! Alles wird ſo lange nicht beachtet, bis es ſchon zu ſpät iſt. Sticht es oder reißt es Ihnen in der Bruſt?“

„Es reißt und ſchmerzt und ſticht!“ ſagte Alexander zerſtreut.

„Das iſt Erkältung! Gott behüte, das dürfen Sie nicht vernachläſſigen, Sie können ſich etwas holen: daraus kann eine Entzündung entſtehen; und gar keine Arzneien! wiſſen Sie was? nehmen Sie etwas Opodeldok und reiben Sie ſich zur Nacht die Bruſt recht ſtark ein, bis ſie rot geworden iſt, und anſtatt Thee trinken Sie ein Kraut, ich werde Ihnen das Rezept davon geben.“

Nadinka kehrte bleich und müde zurück. Sie warf ſich auf den Diwan und konnte kaum Atem holen.

„Sieh' 'mal an!“ ſprach Marja Michailowna, ihr die Hand auf die Stirn legend. „Wie du müde biſt, kaum daß du atmen kannſt; trink' etwas Waſſer und geh', kleide dich um, löſe den Schnürleib. Dieſes Reiten wird gewiß kein gutes Ende nehmen.“

Alexander und der Graf blieben den ganzen Tag da. Der Graf war beſtändig höflich und aufmerkſam Alexander gegenüber; er lud ihn zu ſich ein, um den Garten zu ſehen, ſchlug ihm vor, an ihren Reitpromenaden teilzunehmen, bot ihm ein Pferd an.

„Ich verſtehe nicht zu reiten!“ ſagte Alexander kalt.

„Sie verſtehen nicht?“ fragte Nadinka. „Wie ſchön iſt das! Morgen werden wir wieder reiten, Graf?“

Der Graf verbeugte ſich.

„Höre auf, Nadinka,“ bemerkte die Mutter. „Du beunruhigſt den Grafen.“

Es war jedoch nicht zu ſehen, daß zwiſchen dem Grafen und Nadinka ein beſonderes Verhältnis exiſtierte. Er war gleich liebenswürdig gegen Mutter und Tochter, ſuchte keine Gelegenheit, Nadinka allein zu ſprechen, folgte ihr nicht in den Garten, ſah ſie ebenſo wie die Mutter an. Ihr freies Benehmen ihm gegenüber und die Promenaden zu Pferde ließen ſich ihrerſeits durch Wildheit und Ungleichheit des Charakters, durch Naivität, vielleicht auch durch Mangel an Erziehung und die Unkenntnis der geſellſchaftlichen Regeln erklären; von der Seite der Mutter – durch Charakterſchwäche und Kurzſichtigkeit. Die Aufmerkſamkeit und Dienſtbefliſſenheit des Grafen und ſeine täglichen Beſuche konnte man der Nachbarſchaft ihrer Landhäuſer und dem herzlichen Empfange zuſchreiben, den er ſtets bei Lübetzkys fand. Die Sache ſchien ganz natürlich, wenn man ſie mit gewöhnlichem Auge betrachtete; doch Alexander blickte durch ein Vergrößerungsglas und ſah vieles, vieles, was ein gewöhnliches Auge nicht bemerkt hätte. „Warum hat ſich Nadinka gegen ihn verändert?“ fragte er ſich. „Sie erwartet ihn nicht mehr im Garten, begrüßt ihn erſchreckt, ohne Lächeln, kleidet ſich ſeit einiger Zeit viel ſorgfältiger. Aus ihrem Benehmen iſt die Nachläſſigkeit verſchwunden. Sie iſt vorſichtiger geworden und handelt mit mehr Ueberlegung. Zuweilen liegt etwas in ihrem Blicke, was einem Geheimniſſe ähnlich iſt... wo ſind die reizvollen Launen, die Wildheit, die Streiche, die Fröhlichkeit? Alles iſt verſchwunden. Sie iſt ernſt, nachdenklich und ſchweigſam geworden. Es ſcheint, als beunruhige ſie etwas. Sie iſt jetzt allen andern jungen Mädchen ähnlich, eben ſolch eine Heuchlerin, ſie lügt, ſie erkundigt ſich ſorgfältig nach ſeiner Geſundheit, ſie iſt beſtändig aufmerkſam, höflich, wie es die Form verlangt, gegen ihn... gegen Alexander, mit dem, o Gott! Und ſein Herz ſtand ſtill. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ wiederholte er. „Darin muß etwas liegen! Doch ich werde es durchaus erfahren und dann wehe dem.... Ich werde es nicht zulaſſen, daß der Verführer durch das Feuer der Seufzer und Lobſprüche das junge Herz verführt, daß der verachtete, giftige Wurm am Stengel der Lilie nagt, daß die zwei Morgen alte Blume verwelkt, kaum zur Hälfte erblüht.“

Auch an dieſem Tage bemühte ſich Alexander, als der Graf weggegangen war, einen Augenblick zu erhaſchen, wo er mit Nadinka unter vier Augen ſprechen könnte. Was that er nicht alles? Er nahm das Buch, wodurch ſie ihn gewöhnlich von der Mutter in den Garten abrief, zeigte es ihr und ging zum Ufer in der Hoffnung, daß ſie ſogleich herbeieilen würde. Er wartete und wartete — ſie kam nicht. Er kehrte in das Zimmer zurück. Sie las ſelbſt das Buch, ohne aufzublicken. Er ſetzte ſich neben ſie. Sie erhob nicht die Augen — und fragte nur flüchtig, ob er ſich mit der Litteratur beſchäftige und ob nicht etwas Neues erſchienen ſei? Von dem Vergangenen kein Wort.

Er fing mit der Mutter an zu ſprechen; Nadinka ging in den Garten. Die Mutter verließ das Zimmer und Adujew eilte ebenfalls in den Garten. Als Nadinka ihn erblickte, erhob ſie ſich von der Bank und ging, nicht ihm entgegen, ſondern längs der kreisförmigen Allee langſam auf das Haus zu, als wollte ſie ihn vermeiden. Er beſchleunigte ſeine Schritte, ſie auch.

„Nadeſchda Alexandrowna!“ ſchrie er von weitem. „Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen ſprechen.

„Wollen wir hineingehen, es iſt hier feucht,“ erwiderte ſie.

Im Zimmer ſetzte ſie ſich wieder neben die Mutter. Alexander war einer Ohnmacht nahe.

„Auch Sie fürchten ſich jetzt vor der Feuchtigkeit?“ ſagte er höhniſch.

„Ja, die Abende ſind jetzt ſo dunkel und kalt,“ erwiderte ſie gähnend.

„Bald werden wir umziehen!“ bemerkte die Mutter. „Seien Sie ſo freundlich, Alexander Fedorowitſch, gehen Sie in unſre Wohnung und erinnern Sie den Wirt, daß er zwei Thürſchlöſſer und einen

Kaſten in Nadinkas Schlafzimmer zu reparieren hat. Er hat es verſprochen; doch wird er es gewiß ſchon vergeſſen haben; das ſind alles ſolche Menſchen, wenn ſie nur Geld nehmen können!“

Alexander verabſchiedete ſich.

„Hören Sie, es ſoll nicht auf lange ſein!“ ſagte Marja Michailowna.

Nadinka ſchwieg.

Er hatte ſich ſchon der Thüre genähert und wandte ſich noch einmal um. Sie that drei Schritte zu ihm hin. Sein Herz erbebte.

„Endlich!“ dachte er.

„Werden Sie morgen kommen?“ fragte ſie kalt, während ihre Augen ſich mit einer gierigen Neugierde auf ihn richteten.

„Ich weiß nicht, wie ſo?“

„Ich frage Sie nur, werden Sie kommen?“

„Würden Sie es wünſchen?“

„Werden Sie morgen kommen?“ wiederholte ſie in demſelben kalten Tone nur noch ungeduldiger.

„Nein!“ erwiderte er ärgerlich.

„Und übermorgen?“

„Nein! Eine ganze Woche, vielleicht zwei... ich werde lange nicht kommen!“ Dabei richtete er auf ſie einen prüfenden Blick und ſuchte in ihren Augen zu leſen, welchen Eindruck dieſe Antwort hervorgerufen hatte.

Sie ſchwieg; doch ihre Augen ſenkten ſich in demſelben Augenblicke, als er antwortete, und was lag wohl in ihnen? Hatte ſie der Kummer verſchleiert, oder flammte ein Blitz der Freude darin auf... Nichts konnte man auf dieſen marmornen, ſchönen Zügen leſen...

Alexander zerdrückte den Hut in ſeiner Hand und eilte hinaus.

„Vergeſſen Sie nicht die Bruſt mit Opodeldok einzureiben!“ rief Marja Michailowna ihm nach.

Da hatte Alexander nun wieder ein Rätſel zu löſen, aus welchem Grunde ihm Nadinka dieſe Frage geſtellt hatte. Was lag darin? Der Wunſch, oder die Furcht, ihn zu ſehen?

„O, welch eine Qual, welch eine Qual!“ rief er in Verzweiflung.

Der arme Alexander hielt es nicht aus; den dritten Tag kam er. Nadinka ſtand am Gitter des Gartens, als er heranfuhr. Er freute ſich ſchon; doch kaum hatte er ſich dem Ufer genähert, als ſie umkehrte. Sie ſchien ihn nicht zu ſehen, ſchritt ſeitwärts in die Allee hinein, als wenn es ſich um einen zielloſen Spaziergang handelte, und ging dann dem Hauſe zu. Er traf ſie mit der Mutter. Da waren ein paar Bekannte aus der Stadt, die Nachbarin Marja Iwanowna und der unvermeidliche Graf. Die Qualen Alexanders waren unerträglich. Wieder verging der ganze Tag in nichtsſagenden Geſprächen. Die Gäſte langweilten ihn. Sie konnten ſo ruhig von jedem Unſinn ſprechen, räſonieren, ſcherzen und lachen.

„Sie lachen!“ ſprach Alexander. „Sie können lachen, wenn ... Nadinka ... ſich gegen mich verändert hat!“ ſetzte er dann hinzu. „Ihnen iſt das einerlei! Bedauernswerte, leere Menſchen freuen ſich über alles!“ Nadinka ging in den Garten; der Graf folgte ihr nicht.

Seit einiger Zeit ſchienen ſie in der Gegenwart Alexanders ſich gegenſeitig zu meiden. Zuweilen traf er ſie im Garten, oder im Zimmer allein; doch ſie trennten ſich ſogleich und kamen nicht mehr zuſammen. Für Alexander war es eine neue fürchterliche Entdeckung, ein Zeichen, daß ſie ſich verabredet hatten. Die Gäſte entfernten ſich. Auch der Graf ging weg. Nadinka wußte es nicht und beeilte ſich nicht, zurückzukehren. Adujew verließ ohne Umſtände Marja Michailowna und ging in den Garten. Nadinka ſtand mit dem Rücken zu ihm gekehrt; mit der einen Hand hielt ſie ſich am Gitter, auf die andre hatte ſie ihren Kopf geſtützt, wie an jenem unvergeßlichen Abend . . . Sie ſah ihn nicht und hörte nicht ſein Kommen. Wie ſchlug ſein Herz, als er ſich auf den Fußſpitzen heranſchlich. Der Atem verging ihm.

„Nadeſchda Alexandrowna!“ ſagte er kaum hörbar vor Erregung.

Sie fuhr zuſammen, als wäre neben ihr ein Schuß gefallen, wandte ſich um und trat einen Schritt zurück.

„Sagen Sie doch, bitte, was iſt da für ein Rauch?“ ſagte ſie verwirrt, indem ſie lebhaft auf die entgegengeſetzte Seite des Fluſſes zeigte. „Iſt das eine Feuersbrunſt, oder nur ein Ofen auf der Fabrik?“

Er ſah ſie ſchweigend an.

„Wirklich, ich glaubte, es ſei eine Feuersbrunſt . . . warum ſehen Sie mich ſo an, glauben Sie mir nicht?“

Sie ſchwieg.

„Auch Sie,“ ſagte er, den Kopf ſchüttelnd. „Auch Sie ſind ebenſo wie die andern, wie alle! Wer hätte das vor zwei Monaten erwartet?“

„Was ſagen Sie? Ich verſtehe Sie nicht!“ ſagte ſie und wollte gehen.

„Bleiben Sie, Nadeſchda Alexandrowna, ich bin nicht im ſtande, dieſe Qual länger zu ertragen.“

„Welche Qual? Ich weiß wirklich nicht . . .“

„Heucheln Sie nicht, ſagen Sie, ſind Sie es! Sind Sie dieſelbe, wie früher?“

„Ich bin immer dieſelbe!“ ſagte ſie entſchieden.

„Wie! Sie haben ſich gegen mich nicht verändert?“

„Nein; wie es ſcheint, bin ich doch ebenſo freundlich gegen Sie, begrüße Sie ebenſo fröhlich . . .“

„Ebenſo fröhlich! warum fliehen Sie denn das Gitter?“

„Ich fliehe! Sehen Sie, was Sie ſich ausdenken! Ich ſtehe am Gitter, und Sie ſagen — ich fliehe!“

Sie lachte gezwungen.

„Nadeſchda Alexandrowna! laſſen Sie das Heucheln!“ fuhr Adujew fort.

„Welch ein Heucheln? Sie langweilen mich!“

„Sind Sie das? Mein Gott! Vor anderthalb Monaten war noch hier . . .“

„Was iſt das für ein Rauch auf jener Seite? das möchte ich wiſſen!“

„Schrecklich! Schrecklich!“ ſprach Alexander.

„Was habe ich Ihnen denn gethan? Sie haben aufgehört uns zu beſuchen; wie Sie wollen . . . Sie gegen Ihren Willen zurückhalten . . .“ fing Nadinka an.

„Heucheln Sie nur! Als wenn Sie nicht wüßten, warum ich meine Beſuche eingeſtellt habe?“

Sie ſchüttelte, ſeitwärts blickend, den Kopf.

„Und der Graf?“ ſagte er beinahe drohend.

„Welcher Graf? . . .“

Sie machte ein Geſicht, als wenn ſie zum erſtenmal etwas von einem Grafen hörte.

„Welcher? Sagen Sie doch, bitte,“ ſprach er, ihr gerade in die Augen blickend, „daß er Ihnen gleichgültig iſt?“

„Sie ſind von Sinnen!“ erwiderte ſie, zurückweichend.

„Ja, Sie irren ſich nicht!“ fuhr er fort. „Mein Verſtand erlöſcht mit jedem Tage. Kann man ſo grauſam, ſo undankbar an einem Menſchen handeln, der Sie mehr als alles in der Welt geliebt, der Ihretwegen alles vergeſſen hat? der gehofft hat, nun bald auf ewig glücklich zu werden, und Sie . . .“

„Was habe ich denn gethan?“ ſagte ſie, noch mehr zurückweichend.

„Was haben Sie gethan?“ erwiderte er, durch die Gleichgültigkeit aufgebracht. „Sie haben es vergeſſen! Ich werde Sie daran erinnern, daß Sie hier, an derſelben Stelle hundertmal geſchworen haben, mir ewig zu gehören. Dieſe Schwüre hört Gott! ſagten Sie. Ja, er hat ſie gehört! Sie müſſen vor dem Himmel, vor dieſen Bäumen, vor jedem Halm erröten . . . alles iſt Zeuge unſres Glückes; jeder Sandkern redet von unſrer Liebe; ſehen Sie ſich um! Sie ſind eine Eidbrüchige!!!“

Sie ſah ihn entſetzt an. Seine Augen flammten; die Lippen waren bleich.

„Oh! wie Sie böſe ſind!“ ſagte ſie ſchüchtern. „Worüber ſind Sie ſo aufgebracht? Ich habe Ihnen meine Einwilligung noch nicht verſagt; mit maman haben Sie noch nicht geſprochen . . . wie wiſſen Sie denn . . .“

„Kann man nach ſolchen Handlungen ſprechen?“

„Welche Handlungen? ich weiß nicht . . .“

„Welche? Das werde ich Ihnen gleich ſagen; was ſollen dieſe Begegnungen mit dem Grafen, dieſe Promenaden zu Pferd bedeuten?“

„Soll ich die Flucht ergreifen, ſobald maman das Zimmer verläßt! Und die Promenaden zu Pferd bedeuten, daß ich zu reiten liebe . . . es iſt ſo angenehm, zu jagen . . . ach, was iſt das für ein hübſches Pferdchen, dieſe Lucia! Haben Sie es geſehen? . . . Es kennt mich ſchon . . .“

„Und die Veränderung im Umgange mit mir?“ fuhr er fort. „Warum kommt der Graf täglich und bleibt vom Morgen bis zum Abend?“

„Ach, mein Gott! Wie ſoll ich das wiſſen! wie Sie lächerlich ſind! maman wünſcht es . . .“

„Es iſt nicht wahr! maman wünſcht nur das, was Sie wünſchen. Für wen ſind alle dieſe Geſchenke, Noten, Albums, Blumen? Alles für maman?“

„Ja, maman liebt ſehr Blumen; noch geſtern kaufte ſie beim Gärtner . . .“

„Und dieſe halblauten Unterhaltungen mit ihm?“ fuhr Alexander fort, ohne ihre Worte zu beachten. „Sehen Sie, Sie erbleichen; Sie fühlen Ihre Schuld. Das Glück eines Menſchen zu zerſtören, alles ſo ſchnell, ſo leicht zu vergeſſen und zu vernichten, das iſt Heuchelei, Undankbarkeit, Lüge, Untreue! . . . ja Untreue! Wie konnten Sie ſich ſo etwas erlauben? Der reiche Graf, der Löwe würdigt Sie eines wohlwollenden Blickes, und gleich tauen Sie auf und werfen ſich zu Füßen dieſer Flitterſonne, wo iſt Ihr Schamgefühl! Der Graf ſoll nicht hier ſein!“ ſprach er mit keuchender Stimme. „Hören Sie, unterlaſſen Sie jeden Umgang mit ihm; er ſoll den Weg zu Ihrem Hauſe vergeſſen! . . . ich will nicht . . .“

Wütend ergriff er ſie bei der Hand.

„Maman! maman! hierher!“ ſchrie Nadinka mit gellender Stimme auf, ſich von Alexander losreißend, und ſtürzte nach Hauſe.

Er ließ ſich auf eine Bank nieder und griff mit den Händen nach ſeinem Kopfe.

Sie ſtürzte bleich, erſchreckt ins Zimmer und warf ſich auf einen Stuhl.

„Was iſt dir? Was haſt du? warum ſchreiſt du?“ fragte die geängſtigte Mutter, ihr entgegentretend.

„Alexander Fedorowitſch . . . iſt unwohl!“ konnte ſie kaum hervorbringen.

„Wie kann man ſich deshalb ſo erſchrecken?“

„Es iſt fürchterlich . . . maman, laſſen Sie ihn um Gotteswillen nicht zu mir.“

„Wie haſt du mich erſchreckt, du Verrückte! Was iſt denn dabei, wenn er unwohl iſt? Ich weiß, daß er Bruſtſchmerzen hat. Was iſt dabei Fürchterliches? Keine Auszehrung! Mit Opodeldok eingerieben, wird alles vergehen; wahrſcheinlich hat er es noch nicht gethan.“

Alexander war zur Beſinnung gekommen. Das Fieber war vorüber; doch ſeine Qual hatte ſich verdoppelt. Seine Zweifel waren nicht gehoben; Nadinka hatte er erſchreckt und konnte jetzt natürlich keine Antwort von ihr erlangen; er hätte die Sache anders anfangen ſollen. Wie jedem Liebenden, ſo fiel es auch ihm plötzlich ein: wenn ſie vielleicht doch unſchuldig wäre? wenn der Graf ihr gleichgültig iſt? Die einfältige Mutter ladet ihn täglich ein; was ſoll ſie thun? Er, als Weltmann, iſt liebenswürdig. Nadinka iſt ein hübſches Mädchen, vielleicht will er ihr auch gefallen; doch das heißt ja noch nicht, daß er ihr ſchon gefällt. Vielleicht gefallen ihr die Blumen, das Reiten, die unſchuldigen Zerſtreuungen und der Graf ſelbſt? Ja, es möge vielleicht auch etwas Koketterie darin liegen; doch iſt das denn nicht zu entſchuldigen? Andre ſind älter und thun Gott weiß was alles. Er hatte ſich erholt; ein Strahl der Freude fiel in ſeine Seele. So ſind die Liebenden; bald ſehr blind, bald viel zu ſcharfſichtig.

Außerdem iſt es immer ſehr angenehm, den Gegenſtand ſeiner Liebe zu rechtfertigen.

„Warum hat ſie ſich denn gegen mich verändert?“ fragte er ſich plötzlich und erbleichte wieder. „Warum flieht ſie mich, warum ſchweigt ſie, als wenn ſie ſich ſchämte? Warum war ſie geſtern, an einem Wochentage, ſo elegant gekleidet? Er war der einzige Gaſt. Warum fragte ſie, ob das Ballett nicht bald anfangen würde? Die Frage war ſehr einfach; doch er erinnerte ſich, daß der Graf verſprochen hatte, jedesmal trotz aller Schwierigkeiten eine Loge zu verſchaffen; folglich wird er ſie begleiten. Warum hatte ſie geſtern den Garten verlaſſen? Warum war ſie nicht in den Garten gekommen? Warum fragte ſie jenes, warum fragte ſie nicht . . .“ Und wieder verfiel er in drückende Zweifel, litt unter den grauſamſten Qualen und kam endlich zu der Entſcheidung, daß Nadinka ihn ſogar nie geliebt hätte. „O mein Gott!“ ſprach er in Verzweiflung. „Wie ſchwer, wie traurig iſt das Leben! Gib mir dieſe tötende Ruhe, dieſen Schlaf für meine Seele . . .“

Eine Viertelſtunde ſpäter trat er traurig und ängſtlich in das Zimmer.

„Leben Sie wohl, Nadeſchda Alexandrowna,“ ſagte er ſchüchtern.

„Leben Sie wohl!“ erwiderte ſie kurz, ohne die Augen zu erheben.

„Wann erlauben Sie mir wiederzukommen?“

„Wann Sie wollen. Uebrigens ziehen wir in der nächſten Woche zur Stadt; wir werden Ihnen dann zu wiſſen geben . . .“

Er fuhr. Mehr als zwei Wochen waren vergangen. Alle hatten ſchon die Landhäuſer verlaſſen. Die ariſtokratiſchen Salons fingen wieder an zu glänzen. Auch der Beamte zündete zwei Wandlampen im Gaſtzimmer an, kaufte ein halbes Pud Stearinlichter, ſtellte zwei Kartentiſche hin und erklärte, in Erwartung von Stephan Iwanowitſch und Iwan Stephanowitſch, ſeiner Frau, daß ſie jetzt Dienſtage haben würden.

Adujew erhielt noch immer keine Einladung von Lübetzkys. Er begegnete ihrem Koch und ihrem Kammermädchen. Als das Kammermädchen ihn erblickte, lief ſie fort. Man ſah, daß ſie im Geiſte ihres Fräuleins handelte. Der Koch blieb ſtehen.

„Gnädiger Herr, Sie haben uns ja ganz vergeſſen!“ ſagte er. „Schon ſeit anderthalb Wochen ſind wir umgezogen.“

„Vielleicht habt ihr euch noch nicht eingerichtet? empfängt noch nicht?“

„Wie ſo, gnädiger Herr, wie empfangen wir denn nicht? Alle ſind ſchon hier geweſen, nur Sie nicht; die gnädige Frau kann ſich nicht genug darüber auswundern. Seine Erlaucht geruhen täglich zu kommen . . . ſolch ein guter Herr! Vor kurzem habe ich ihm ein Heft vom Fräulein gebracht; da hat er mir einen Zehnrubelſchein gegeben.“

Adujew eilte fort von dem Schwätzer. Des Abends ging er an der Wohnung von Lübetzkys vorüber. Sie war erleuchtet. Ein Wagen ſtand vor der Paradetreppe.

„Weſſen Wagen?“ fragte er.

„Des Grafen Nowinsky.“

Am zweiten, am dritten Tage geſchah dasſelbe. Endlich ging er hinein. Die Mutter empfing ihn herzlich, warf ihm ſein Wegbleiben vor, ſchalt, daß er ſich die Bruſt nicht mit Opodeldok einreibe; Nadinka empfing ihn ruhig, der Graf höflich. Die Unterhaltung ſtockte. So war er ungefähr zweimal da. Vergebens warf er Nadinka ausdrucksvolle Blicke zu. Sie ſchien ſeine Blicke nicht zu bemerken; wie hatte ſie ſie doch früher immer bemerkt! Zuweilen, wenn er mit der Mutter ſprach, ſtellte ſie ſich ihm gegenüber, hinter Marja Michailowna, ſchnitt Grimaſſen, ſcherzte und machte ihn zum Lachen. Ein unerträgliches Gefühl der Wehmut überfiel ihn. Er dachte nur daran, wie er dieſes Kreuz, das er ſich freiwillig auferlegt hatte, abſchütteln könnte. Er wollte ſich Aufklärung verſchaffen. „Wie die Antwort auch ausfallen würde,“ dachte er, „einerlei, wenn ſie nur entſchieden iſt, nur um den Zweifel in etwas Beſtimmtes zu verwandeln.“ Lange überlegte er, wie er die Sache anfangen ſollte; endlich hatte er ſich etwas ausgedacht und ging zu Lübetzkys. Alles war ihm günſtig. Es ſtand kein Wagen an der Paradetreppe. Langſam durchſchritt er den Saal und blieb einen Augenblick an der Thüre ſtehen, um Atem zu holen. Nadinka ſpielte Klavier. Ein Zimmer weiter ſaß Frau Lübetzky ſelbſt auf dem Diwan und häkelte an ihrer Schärpe. Als Nadinka die Schritte im Saale vernahm, fing ſie an leiſer zu ſpielen und ſtreckte das Köpfchen vor. Sie erwartete mit einem Lächeln das Erſcheinen des Gaſtes. Der Gaſt erſchien, und das Lächeln verſchwand augenblicklich; der Schreck hatte es erſetzt. Sie veränderte etwas die Farbe und erhob ſich vom Stuhle. Sie hatte nicht dieſen Gaſt erwartet. Alexander verbeugte ſich ſchweigend und ging, wie ein Schatten, an ihr vorüber, weiter zur Mutter. Er ſchritt langſam und gebeugt ohne die frühere Sicherheit. Nadinka ſetzte ſich und fuhr im Spielen fort, indem ſie ſich nur von Zeit zu Zeit unruhig umwandte. Nach einer halben Stunde wurde die Mutter aus dem Zimmer gerufen. Alexander ging zu Nadinka. Sie ſtand auf und wollte gehen.

„Nadeſchda Alexandrowna!“ ſagte er traurig. „Warten Sie, geben Sie mir fünf Minuten Zeit, nicht mehr.“

„Ich kann Sie nicht anhören!“ ſagte ſie und wollte ſich entfernen. „Das letzte Mal waren Sie . . .“

„Ich bitte um Verzeihung. Jetzt werde ich anders ſprechen; ich gebe Ihnen mein Wort; Sie werden keinen einzigen Vorwurf hören. Verſagen Sie mir dieſe letzte Bitte nicht. Eine Erklärung iſt notwendig; Sie haben mir erlaubt, bei der Mutter um Ihre Hand anzuhalten. Nach dem iſt vieles geſchehen, was . . . mit einem Wort, ich muß die Frage wiederholen. Setzen Sie ſich und fahren Sie fort zu ſpielen; die Mutter ſoll es nicht hören; das iſt ja nicht zum erſtenmal . . .“

Sie gehorchte mechaniſch; mit einem leichten Erröten griff ſie verſchiedene Akkorde und richtete in banger Erwartung einen Blick auf ihn.

„Warum ſind Sie weggegangen, Alexander Fedorowitſch?“ fragte die Mutter, nachdem ſie auf ihren Platz zurückgekehrt war.

„Ich wollte mit Nadeſchda Alexandrowna von der Litteratur ſprechen,“ erwiderte er.

„Nun, ſprechen Sie nur, ſprechen Sie; es iſt wirklich ſchon lange her, daß ihr nicht geſprochen habt.“

„Beantworten Sie mir kurz und aufrichtig nur eine Frage,“ fing er halblaut an. „Unſre Unterhaltung iſt dann gleich zu Ende. „Lieben Sie mich nicht mehr?“

„Quelle idée!“ erwiderte ſie verwirrt. „Sie wiſſen, wie ſehr maman und ich ſtets Ihre Freundſchaft ſchätzten . . . wie wir uns immer freuten, Sie zu ſehen . . .“

Adujew ſah ſie an und dachte: „biſt du es, das launenhafte, aber aufrichtige Kind? Dieſer mutwillige Wildfang? Wie ſchnell hat ſie das Heucheln erlernt? Wie ſchnell haben ſich in ihr die weiblichen Inſtinkte entwickelt! Waren dieſe reizvollen Launen wirklich nur die Keime des Heuchelns und der Schlauheit? Auch ohne des Onkels Methode, wie ſchnell iſt dieſes Mädchen zu einem Weibe geworden! Alles in der Schule des Grafen, in zwei, drei Monaten!“

„Hören Sie!“ ſagte er mit ſolch einer Stimme, daß die Heuchlerin plötzlich ihre Maske fallen ließ. „Wollen wir die Mutter beiſeite laſſen; verwandeln Sie ſich auf einen Augenblick in die frühere Nadinka, die mich ein wenig liebte . . . und antworten Sie aufrichtig; ich muß es wiſſen, bei Gott, ich muß es.“

Sie ſchwieg, wechſelte nur die Noten, betrachtete ſie aufmerkſam und fing an, eine ſchwere Paſſage durchzuſpielen.

„Nun, gut, ich werde die Frage verändern,“ fuhr Adujew fort. „Sagen Sie, hat mich nicht jemand, ich werde ihn nicht nennen, hat mich nicht jemand in Ihrem Herzen erſetzt?“

Sie putzte das Licht und ſtellte den Schirm zurecht; doch ſchwieg ſie.

„Antworten Sie doch, Nadeſchda Alexandrowna. Ein Wort wird mich von der Qual erlöſen und Sie — von der unangenehmen Unterhaltung.“

„Ach, mein Gott, hören Sie auf! was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich habe Ihnen nichts zu ſagen!“ erwiderte ſie, ſich von ihm wegwendend.

Ein andrer hätte ſich mit dieſer Antwort begnügt und geſehen, daß er nichts mehr zu erwarten hatte. Er hätte alles aus dieſer ſchweigſamen, qualvollen Unruhe kennen gelernt, welche auf ihren Zügen und in ihren Bewegungen ſichtbar wurde. Doch Adujew hatte noch nicht genug. Wie ein Scharfrichter quälte er ſein Opfer und wurde ſelbſt von dem wilden, verzweifelten Wunſche beſeelt, den Kelch mit einemmal zu leeren.

„Nein!“ ſprach er. „Machen Sie dieſer Qual heute ein Ende; die Zweifel, einer ſchwärzer als der andre, regen meinen Verſtand auf und zerreißen mir das Herz. Ich habe mich genug gequält; ich glaube, die Bruſt könnte mir vor Anſtrengung zerſpringen . . . meinen Verdacht kann ich durch nichts beſtätigen; Sie müſſen ſelbſt entſcheiden; anders werde ich mich nicht beruhigen.“

Er ſah ſie an und wartete auf eine Antwort.

Sie ſchwieg.

„Haben Sie Erbarmen mit mir!“ fing er wieder an „Betrachten Sie mich; bin ich noch mir ſelbſt ähnlich? Alle erſchrecken vor mir, erkennen mich nicht . . . alle bedauern, nur Sie allein . . .“

Er ſagte die Wahrheit. Seine Augen hatten einen wilden Glanz. Er war mager und bleich; auf der Stirne ſtanden große Schweißtropfen. Sie ſah ihn verſtohlen an, und in dieſem Blicke drückte ſich etwas wie Mitleid aus. Sie nahm ſogar ſeine Hand; doch ließ ſie ſie mit einem Seufzer ſogleich wieder fallen und ſchwieg noch immer.

„Nun?“ fragte er.

„Ach, laſſen Sie mich in Ruhe,“ ſagte ſie betrübt. „Sie quälen mich mit ſolchen Fragen . . .“

„Ich beſchwöre Sie, um Gotteswillen!“ ſprach er. „Machen Sie durch ein Wort allem ein Ende . . . Wozu ſoll Ihnen das Verheimlichen dienen? Mir wird eine thörichte Hoffnung bleiben, ich werde Sie nicht in Ruhe laſſen, täglich bleich und verſtimmt bei Ihnen erſcheinen . . . Ich werde Ihnen das Herz ſchwer machen. Sollten Sie mich nicht mehr empfangen, ſo werde ich unter den Fenſtern herumſchleichen, Ihnen im Theater, auf der Straße, überall wie ein Geſpenſt begegnen. Alles das iſt thöricht, vielleicht lächerlich, mir thut es weh. Sie wiſſen nicht, was Leidenſchaft iſt und wozu ſie führt! Gott gebe Ihnen, es nie zu erfahren! . . . Was haben Sie für einen Nutzen davon? Iſt es nicht beſſer, gleich zu ſagen?“

„Wonach fragen Sie mich denn eigentlich?“ ſagte Nadinka, ſich in die Rückenlehne des Stuhles zurückwerfend. „Ich habe ganz die Faſſung verloren . . . mein Kopf iſt mir wie im Nebel . . .“

Sie drückte fieberhaft die Hand auf ihre Stirn und zog ſie ſogleich wieder zurück.

„Ich frage, ob mich jemand in Ihrem Herzen erſetzt hat? Ein Wort — ja oder nein, wird alles entſcheiden; iſt das ſo ſchwer zu ſagen?“

Sie wollte etwas ſagen und konnte nicht. Sie ſchlug die Augen nieder und berührte mit einem Finger mehreremal dieſelbe Taſte. Man ſah, daß ſie mit ſich ſelbſt kämpfte. „Ach!“ ſtieß ſie endlich ſeufzend hervor. Adujew wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

„Ja oder nein?“ wiederholte er, den Atem zurückhaltend.

Einige Sekunden vergingen.

„Ja oder nein?“

„Ja!“ flüſterte Nadinka kaum hörbar; dann beugte ſie den Kopf tief über dem Klavier und nahm einige kräftige Akkorde. Dieſes Ja klang kaum hörbar; doch es betäubte Adujew. Das Herz ſchien ihm wie zerſprungen; die Kniee knickten ihm ein. Er ließ ſich auf einen Stuhl neben dem Klavier nieder und ſchwieg. Nadinka blickte ängſtlich zu ihm auf. Er ſah ſie wie abweſend an

„Alexander Fedorowitſch!“ rief plötzlich die Mutter aus ihrem Zimmer. „In welchem Ohre klingt es?“

Er ſchwieg.

„Maman frägt Sie,“ ſagte Nadinka.

„Was?“

„In welchem Ohre klingt es?“ rief die Mutter. „Geſchwind!“

„Ich weiß nicht!“ ſagte Adujew.

„Ach, wie Sie auch ſind! Im linken! Ich wollte es von Ihnen erraten laſſen, um zu wiſſen, ob der Graf heute kommen würde.“

„Der Graf!“ rief Adujew.

„Verzeihen Sie mir!“ ſagte Nadinka mit flehender Stimme, ſich ihm nähernd. „Ich begreife mich ſelbſt nicht . . . Alles iſt ſo unverhofft, ſo ganz gegen meinen Willen geſchehen . . . ich weiß nicht wie . . . ich konnte Sie nicht täuſchen . . .“

„Ich werde mein Wort halten, Nadeſchda Alexandrowna,“ erwiderte er; „Sie ſollen keinen einzigen Vorwurf von mir hören. Ich danke Ihnen für die Aufrichtigkeit . . . Sie haben ſehr viel, ſehr viel heute gethan . . . es war mir ſchwer, dieſes Ja zu hören; doch Ihnen fiel es noch ſchwerer, es auszuſprechen . . . Leben Sie wohl; Sie werden mich nicht mehr ſehen; das iſt der Lohn für Ihre Aufrichtigkeit! Aber der Graf, der Graf! . . .“

Er biß die Zähne zuſammen und ſchritt zur Thüre. „Ja!“ ſagte er, zurückkehrend. „Wozu wird das führen? Der Graf wird Sie nicht heiraten; was hat er für Abſichten?“

„Ich weiß nicht!“ erwiderte Nadinka traurig, den Kopf ſchüttelnd.

„O mein Gott! Wie ſind Sie verblendet!“ rief Alexander erſchreckt.

„Er kann keine ſchlechten Abſichten haben,“ erwiderte ſie mit ſchwacher Stimme.

„Hüten Sie ſich, Nadeſchda Alexandrowna.“ Er nahm ihre Hand, küßte ſie und verließ mit unſicheren Schritten das Zimmer. Er ſah ſchrecklich aus.

Nadinka blieb unbeweglich auf ihrem Platze ſtehen.

„Warum ſpielſt du nicht, Nadinka?“ fragte die Mutter nach einigen Augenblicken. Nadinka ſchien wie aus einem ſchweren Schlafe zu erwachen; ſie ſeufzte.

„Gleich, maman!“ erwiderte ſie, den Kopf nachdenklich zur Seite biegend, und berührte leiſe die Taſten. Ihre Finger zitterten. Sie litt offenbar unter den Gewiſſensbiſſen und unter den Zweifeln, welche das Wort: „Hüten Sie ſich!“ in ihr erweckt hatte. Als der Graf erſchien, war ſie ſchweigſam und traurig; ihr Benehmen hatte etwas Gezwungenes.

Unter dem Vorwande, Kopfſchmerzen zu haben, zog ſie ſich zeitig auf ihr Zimmer zurück. An dieſem Abend erſchien auch ihr das Leben traurig.

Adujew war kaum die Treppe hinabgeſtiegen, als ihm die Kräfte verſagten; er ſetzte ſich auf die letzte Stufe, bedeckte ſich mit dem Tuch das Geſicht und fing plötzlich laut an zu ſchluchzen; doch ohne Thränen. In dieſem Augenblicke ging der Hausknecht beim Vorhaus vorüber. Er blieb ſtehen und horchte.

„Marfa, Marfa!“ ſchrie er, ſich ſeiner ſchmutzigen Thüre nähernd. „Komm’ her, höre ’mal, wie hier jemand heult, ganz wie ein Tier. Ich glaubte, unſre Arapka hätte ſich von der Kette losgeriſſen; doch nein, das iſt nicht Arapka.“

„Nein, das iſt nicht Arapka!" wiederholte Marfa, aufhorchend. „Was iſt das für ein Wunder?"

„Geh' und hol' geſchwind die Laterne; ſie hängt da hinter dem Ofen."

Marfa brachte die Laterne.

„Heult es noch immer?" fragte ſie.

„Es heult! Hat ſich nicht vielleicht ein Dieb da verſteckt?"

„Wer iſt da?" fragte der Hausknecht.

Keine Antwort.

„Wer iſt da?" wiederholte Marfa.

Immer dasſelbe Geheul. Sie gingen beide zugleich hinein. Adujew ſtürzte heraus.

„Ach, das iſt ja ein Herr geweſen," ſagte Marfa, ihm nachſehend. „Und du dachteſt ein Dieb! Wo haſt du deinen Verſtand gehabt! Wird denn ein Dieb im fremden Vorhaus heulen!"

„Nun, dann war er wahrſcheinlich betrunken!"

„Noch beſſer!" erwiderte Marfa. „Du glaubſt wohl, alle ſind nach dir geraten. Nicht alle Betrunkenen heulen, wie du."

„Warum hat er denn geheult, vor Hunger, was?" bemerkte der Hausknecht ärgerlich.

„Was!" rief Marfa und ſah ihn an, als wußte ſie nicht, was ſie ſagen ſollte. „Was kann man wiſſen? Vielleicht hat er etwas fallen laſſen . . . Geld . . ."

Sie bückten ſich plötzlich beide zugleich und fingen mit Hilfe der Laterne an auf dem Fußboden in allen Ecken herumzutaſten.

„Fallen laſſen!" brummte der Hausknecht, den Fußboden beleuchtend. „Wie kann man hier fallen laſſen? Eine ſaubere ſteinerne Treppe, — auch eine Nadel würde man hier finden . . . fallen laſſen! Man hätte ſchon gehört, wenn etwas gefallen wäre; auf dem Stein hätte es geklirrt, und dann würde er es aufgehoben haben! Wo kann man hier etwas verlieren? Nirgends! Er hat fallen laſſen! Was nicht noch? Das iſt mir einer, der etwas fallen läßt! Nein, ſolch einer paßt nur auf, wo er ſich ſelbſt etwas in die Taſche ſtecken könnte! Er hat fallen laſſen! Wir kennen ſie ſchon, dieſe Schmarotzer! Er hat fallen laſſen! Wo hat er denn fallen laſſen?"

Lange krochen ſie noch auf dem Fußboden herum, das verlorene Geld ſuchend.

„Nein, es iſt nichts da!" ſagte endlich der Hausknecht ſeufzend. Er löſchte das Licht aus, indem er mit zwei Fingern den Docht anfaßte; dann wiſchte er ſie an ſeinem Schafpelze ab.

Sechſtes Kapitel.

An dieſem ſelben Abend begab ſich Peter Iwanowitſch gegen Mitternacht aus ſeinem Kabinett in das Schlafzimmer, um ſich hinzulegen. In der einen Hand trug er einen Leuchter und ein Buch; mit der andern hielt er den Schoß ſeines Schlafrockes. Da meldete ihm der Kammerdiener, daß Alexander Fedorowitſch ihn zu ſprechen wünſche. Peter Iwanowitſch runzelte die Stirn und ſchien etwas zu überlegen; dann ſagte er ruhig. „Bitte ihn ins Kabinett; ich werde gleich kommen.“

„Guten Abend, Alexander,“ begrüßte er den Neffen. „Lange haben wir uns nicht geſehen. Am Tage wartet man dich vergebens und jetzt kommſt du mitten in der Nacht! Warum ſo ſpät? Bah! Was haſt du denn? Du ſiehſt ja ganz verſtört aus.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ſank Alexander erſchöpft in einen Lehnſtuhl. Peter Iwanowitſch betrachtete ihn neugierig.

Alexander ſeufzte.

„Biſt du auch geſund?“ fragte Peter Iwanowitſch beſorgt.

„Ja,“ erwiderte Alexander mit ſchwacher Stimme. „Ich kann mich noch rühren, eſſe und trinke, folglich bin ich geſund.“

„Damit iſt nicht zu ſpaßen, vernachläſſige es nicht; frage einen Arzt um Rat.“

„Mir haben auch ſchon andre geraten; doch die Aerzte und das Opodeldok können mir nicht helfen; mein Schmerz iſt nicht phyſiſch ...“

„Was iſt dir denn? Haſt du verſpielt, oder Geld verloren?“ fragte Peter Iwanowitſch lebhaft.

„Sie können ſich außer Geldverluſt keinen andern Kummer vorſtellen!“ antwortete Alexander, indem er ſich bemühte zu lächeln.

„Was iſt denn das für ein Kummer, wenn er nicht einen kupfernen Groſchen wert iſt, wie es oft bei dir geſchieht? . . .“

„Ja, wie auch zum Beiſpiel jetzt. Kennen Sie meinen gegenwärtigen Kummer?“

„Was für ein Kummer? Bei dir zu Hauſe geht alles gut; das weiß ich aus den Briefen, mit denen mich deine Mutter jeden Monat verſorgt; was den Dienſt anbetrifft, ſo kann es nicht ſchlechter gehen, als es ſchon gegangen iſt; dein Untergebener hat ſich dir auf den Kopf geſetzt; das iſt ſchon das Schlimmſte; du ſagſt, daß du weder Geld verſpielt, noch es verloren haſt . . . das iſt ſehr wichtig. Mit dem Uebrigen iſt es leicht fertig zu werden; da folgt dummes Zeug, wahrſcheinlich Liebe . . .“

„Ja, Liebe; wiſſen Sie auch, was geſchehen iſt? Wenn Sie es erfahren, ſo werden Sie vielleicht aufhören, ſo leicht zu urteilen und ſich entſetzen . . .“

„Erzähle ’mal; ſchon lange habe ich mich nicht entſetzt,“ ſagte der Onkel, Platz nehmend. „Uebrigens iſt es nicht ſchwer zu erraten; wahrſcheinlich hat man dich betrogen . . .“

Alexander ſprang auf und wollte etwas ſagen; doch er ſagte nichts und ſetzte ſich wieder.

„Nun, iſt es nicht wahr? Siehſt du, was habe ich geſagt, und du dachteſt: nein, wie iſt das möglich!“

„Konnte man das vorausahnen?“ ſagte Alexander. „Nach allem dem . . .“

„Man mußte es nicht vorausahnen, ſondern vorausſehen, d. h. wiſſen, das iſt richtiger, und auch danach handeln.“

„Sie können ſo ruhig überlegen, Onkel, während ich . . .“ ſagte Alexander.

„Was habe ich denn dabei?“

„Ich hatte vergeſſen, daß es Ihnen einerlei wäre, wenn auch die ganze Stadt niederbrennen oder untergehen würde!“

„Bitte um Verzeihung! Und die Fabrik!“

„Sie ſcherzen, während ich ernſtlich leide; mir thut es wehe; ich bin wirklich krank.“

„Haſt du nur deswegen ſo abgenommen? Welch eine Schande! Nein, du warſt krank, jetzt fängſt du an, dich zu erholen; es iſt auch ſchon Zeit! Kein Spaß! Anderthalb Jahre zieht ſich dieſer Unſinn. Noch ein wenig, und ich hätte vielleicht doch an eine ewige und unveränderliche Liebe glauben müſſen.“

„Onkel!“ ſagte Alexander. „Verſchonen Sie mich; eine Hölle iſt jetzt in meiner Seele . . .“

„So! Was ſoll ich denn thun?“

Alexander rückte ſeinen Lehnſtuhl näher an den Tiſch; der Onkel entfernte vom Neffen Tintenfaß, presse-papier und alles Uebrige.

„Er kommt in der Nacht mit einer Hölle in der Seele,“ dachte er. „Gewiß wird er wieder irgend etwas zerſchlagen.“

„Troſt werde ich bei Ihnen nicht finden und verlange ihn auch nicht,“ fing Alexander an. „Ich bitte Sie um Hilfe wie einen Onkel, einen Verwandten . . . Sie halten mich für thöricht, nicht wahr?“

„Ja, wenn du nicht bedauernswert wäreſt.“

„Sie bedauern mich alſo?“

„Sehr. Bin ich denn von Holz? Du biſt ein guter, kluger, ziemlich wohlerzogener Burſche und gehſt ganz umſonſt, auch nicht einmal für einen Kopeken, verloren? Und aus welchem Grunde? Wegen eines ſolchen dummen Zeugs!“

„Beweiſen Sie, daß Sie mich bedauern.“

„Wodurch? Du ſagſt, daß du kein Geld brauchſt . . .“

„Geld! Geld! O, wenn mein Unglück nur in dem Mangel an Geld beſtehen möchte, ſo würde ich mein Schickſal ſegnen!“

„Sage das nicht,“ bemerkte Peter Iwanowitſch ernſt. „Du biſt jung; fluchen würdeſt du ihm, anſtatt es zu ſegnen! Ich habe ihm nicht einmal geflucht!“

„Hören Sie mich geduldig an . . .“

„Wirſt du lange bleiben, Alexander?“ fragte der Onkel.

„Ja, ich bedarf Ihrer ganzen Aufmerkſamkeit, wie ſo?“

„Siehſt du? Mich verlangt nach einem Abendeſſen. Ich hatte mir vorgenommen, ohne Abendeſſen ſchlafen zu gehen; doch jetzt, da wir lange aufbleiben werden, ſo wollen wir eſſen und eine Flaſche Wein austrinken. Unterdeſſen kannſt du mir alles erzählen.“

„Sie können eſſen?“ fragte Alexander erſtaunt.

„Ja, mit Vergnügen! Wirſt du denn nicht eſſen?“

„Ich — eſſen! Auch Sie werden keinen Biſſen hinunterſchlucken können, wenn Sie erfahren, daß es ſich um Leben und Tod handelt.“

„Um Leben und Tod? . . .“ wiederholte der Onkel. „Ja, das iſt freilich ſehr wichtig. Uebrigens wollen wir verſuchen, vielleicht ſchlucken wir ihn doch hinunter.“

Er klingelte.

„Frage 'mal nach,“ ſagte er dem eintretenden Kammerdiener, „vielleicht iſt etwas da zum eſſen, bring' es her und laß auch eine Flaſche Lafit mit dem grünen Siegel holen.“

Der Kammerdiener entfernte ſich.

„Onkel! Sie ſind heute nicht in der Stimmung, den traurigen Bericht meines Unglückes zu hören,“ ſagte Alexander, den Hut ergreifend. „Ich werde beſſer morgen kommen . . .“

„Nein, nein, es thut nichts,“ ſagte Peter Iwanowitſch lebhaft, den Neffen an der Hand zurückhaltend; — „meine Stimmung iſt immer dieſelbe. Morgen triffſt du mich noch gar beim Frühſtück, oder, was noch ſchlechter iſt, bei der Arbeit. Laß uns lieber gleich allem ein Ende machen. Das Abendeſſen wird der Sache nicht ſchaden. Ich werde beſſer zuhören und verſtehen. Mit einem hungrigen Magen iſt es, wie du weißt, nicht ganz bequem . . .“

Man brachte das Abendeſſen

„Nun, Alexander, wollen wir anfangen...“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Ich will aber nicht eſſen, Onkel!“ ſagte Alexander ungeduldig und zuckte die Achſeln, als er ſah, wie der Onkel ſich mit Abendeſſen zu ſchaffen machte.

„Trinke wenigſtens ein Glas Wein; der Wein iſt nicht ſchlecht!“

Alexander ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Nun, dann nimm eine Zigarre und erzähle; ich werde mit beiden Ohren zuhören,“ ſagte Peter Iwanowitſch und fing geſchwind an zu eſſen.

„Kennen Sie den Grafen Nowinsky?“ fragte Alexander nach einem kurzen Schweigen.

„Den Grafen Platon?“

„Ja.“

„Wir ſind Freunde, wie ſo?“

„Ich gratuliere Ihnen zu ſolch einem Freunde; das iſt ein Taugenichts!“

Peter Iwanowitſch hielt plötzlich im Kauen inne und ſah den Neffen erſtaunt an.

„Sieh' 'mal an!“ ſagte er. „Kennſt du ihn denn?“

„Sehr gut.“

„Schon lange?“

„Ungefähr drei Monate.“

„Merkwürdig. Ich kenne ihn ſchon fünf Jahre und habe ihn immer für einen ordentlichen Menſchen gehalten; man kann hören, wen man will; alle loben ihn, und du haſt ihn ſo plötzlich vernichtet.“

„Seit wann haben Sie angefangen, die Menſchen zu verteidigen, Onkel? früher . . .“

„Ich habe ſtets ordentliche Menſchen verteidigt. Seit wann haſt du aber angefangen, die Menſchen zu ſchelten und aufgehört, ſie für Engel zu halten?“

„Seitdem ich ſie kennen gelernt habe. O Menſchen, Menſchen! Erbärmliches Geſchlecht, welches beklagenswert und lächerlich iſt! Ich geſtehe, ich war im Irrtum, als ich Ihnen nicht folgen wollte; Sie rieten mir, mich vor jedermann in acht zu nehmen . . .“

„Das rate ich dir auch jetzt; ſchaden kann es nicht. Bewährt er ſich als ein Taugenichts, ſo haſt du dich nicht geirrt; iſt er ein ordentlicher Menſch, ſo iſt es ein angenehmer Irrtum geweſen.“

„Zeigen Sie mir, wo ſind ordentliche Menſchen?“ ſagte Alexander verächtlich.

„Bah! zum Beiſpiel wir beide, ſind wir denn nicht ordentliche Menſchen? Der Graf, da von ihm die Rede iſt, iſt auch ein ordentlicher Menſch; es gibt noch viele! Alle haben etwas Schlechtes; doch iſt nicht alles ſchlecht und nicht alle ſind ſchlecht.“

„Alle, alle!“ ſagte Alexander entſchieden.

„Und du?“

„Ich? Ich werde wenigſtens aus der Menge ein gebrochenes, doch von niedrigen Handlungen freies Herz, eine zerriſſene Seele davontragen, der man weder Lüge, noch Heuchelei, noch Untreue vorwerfen kann; mich wird nichts anſtecken . . .“

„Schon gut, das werden wir ſehen. Was hat denn der Graf dir gethan?“

„Was er gethan hat? Er hat mir alles geraubt.“

„Wieſo alles? Drücke dich deutlicher aus. Unter dem Worte alles kann man Gott weiß was verſtehen, vielleicht auch Geld; das wird er nicht thun.“

„Das, was mir teurer iſt als alle Schätze der Welt,“ ſagte Alexander.

„Was kann es denn ſein?“

„Alles, mein Glück, mein Leben.“

„Du lebſt doch noch!“

Zum Unglück, ja! Doch iſt dieſes Leben hundertmal ſchlechter als der Tod.“

So ſage doch, was geſchehen iſt.“

„Schrecklich!“ rief Alexander. „O mein Gott, mein Gott!“

„Ah! hat er dir nicht vielleicht deine Schöne abſpenſtig gemacht, dieſe . . . wie heißt ſie doch? Ja! darin iſt er ein Meiſter; du kannſt dich ſchwer mit ihm meſſen. Ein Schlingel! Ein Schlingel!“ ſagte Peter Iwanowitſch, indem er ſich ein Stück Braten in den Mund legte.

„Er ſoll mir für ſein Meiſtern teuer bezahlen!“ ſagte Alexander aufbrauſend. „Ohne Streit werde ich ihm nicht nachgeben . . . o nein! Der Tod ſoll entſcheiden, wer von uns Nadinka beſitzen ſoll. Ich werde dieſen gemeinen Hofmacher vernichten! Er ſoll nicht leben und ſich an dem geraubten Schatz freuen . . . Die Oberfläche der Erde ſoll ihn nicht mehr tragen!“

Peter Iwanowitſch lachte.

„Die Provinz!“ ſagte er. „Apropos! Alexander, ſagte der Graf nicht, daß man ihm aus dem Auslande Porzellan geſchickt hätte. Im Frühjahr verſchrieb er ſich eine Sendung; ich möchte ſie gerne ſehen.“

„Hier iſt nicht von Porzellan die Rede, Onkel; haben Sie gehört, was ich ſagte?“ unterbrach ihn Alexander zornig.

„Mm — m!“ brummte der Onkel bejahend, indem er einen Knochen benagte.

„Was werden Sie dazu ſagen?“

„Nichts. Ich höre dir zu.“

„Hören Sie mich wenigſtens einmal im Leben aufmerkſam an; ich bin einer Angelegenheit wegen gekommen; ich will mich beruhigen, eine Million quälender Fragen entſcheiden, die mich aufregen .... ich habe die Faſſung verloren, kenne mich ſelbſt nicht mehr; helfen Sie mir ...“

„Sehr gerne, ich ſtehe zu Dienſten; ſage nur, was du nötig haſt ... ich bin ſogar bereit, dir Geld zu geben ... wenn es ſich nicht um dummes Zeug handelt ...“

„Dummes Zeug! Das iſt kein dummes Zeug, da ich vielleicht ſchon nach einigen Stunden aus der Welt gehe, oder ſelbſt zu einem Mörder werde ... Sie lachen, Sie eſſen kaltblütig?“

„Wie ſollte ich es nicht! Selbſt haſt du dich gewiß ſchon ſatt gegeſſen, ein andrer ſoll nicht eſſen!“

„Onkel, ſchon ſeit zwei Tagen weiß ich nicht, was eſſen heißt.“

„So, das ſcheint ja in der That etwas recht Wichtiges zu ſein; erzähle, erzähle.“

„Sagen Sie ein Wort; werden Sie mir einen ſehr großen Dienſt erweiſen?“

„Welchen?“

„Wollen Sie mein Zeuge ſein?“

„Die Koteletten ſind ganz kalt!“ bemerkte Peter Iwanowitſch unzufrieden, indem er die Schüſſel wegſchob.

„Sie lachen, Onkel?“

„Bedenke doch ſelbſt, wie kann man ſolch einen Unſinn ernſthaft anhören; er will einen Sekundanten haben!“

„Was werden Sie thun?“

„Natürlich werde ich nicht gehen.“

„Gut; es wird ſich ein andrer, ein Fremder finden, der mir ſeine Teilnahme nicht verſagen wird. Sprechen Sie nur mit dem Grafen, erfahren Sie die Bedingungen ...“

„Ich kann nicht; die Zunge würde mir verſagen, wenn ich ihm ſolch eine Dummheit vorſchlagen ſollte.“

„Dann leben Sie wohl,“ ſagte Alexander, den Hut ergreifend.

„Was! du gehſt ſchon fort? Willſt alſo keinen Wein trinken?“ ... Alexander näherte ſich der Thüre; da ließ er ſich in der größten Verzweiflung auf einen Stuhl nieder.

„Wohin gehen, wo ſoll ich Teilnahme ſuchen?“ ... ſagte er leiſe.

„Höre 'mal, Alexander!“ fing Peter Iwanowitſch an, indem er ſich mit der Serviette den Mund abwiſchte und ſeinen Lehnſtuhl näher rückte. „Ich ſehe, daß man in der That mit dir ernſt reden muß. Du ſuchſt bei mir Hilfe; ich kann dir helfen; doch anders als du dir denkſt, und nur unter der Bedingung, wenn du mir zu gehorchen verſprichſt. Suche keinen Zeugen, daraus wird nichts Geſcheites. Wegen eines ſolchen Unſinns wirſt du eine große Geſchichte entſtehen laſſen; ſie wird überall bekannt werden, man wird dich auslachen, oder was noch ſchlechter iſt, dir Unannehmlichkeiten machen. Du wirſt keinen Zeugen bekommen; doch ſollte ſich ein Verrückter finden, ſo iſt es vergebens; der Graf wird ſich nicht ſchlagen, ich kenne ihn."

„Er wird ſich nicht ſchlagen! dann ſteckt in ihm kein Tropfen Edelmut," bemerkte Alexander zornig. „Ich dachte nicht, daß er ſo niedrig wäre!"

„Er iſt nicht niedrig, ſondern nur klug."

„Dann bin ich Ihrer Meinung nach thöricht?"

„Nein, aber verliebt," ſagte Peter Iwanowitſch mit Nachdruck.

„Onkel, wenn Sie die Abſicht haben, mir das Duell als ein abgeſchmacktes Vorurteil zu ſchildern, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß es eine vergebliche Arbeit ſein wird, ich bleibe feſt."

„Nein, es iſt ſchon lange bewieſen worden, daß das Duell ein Unſinn ſei, und doch ſchlägt man ſich noch; gibt es denn wenig Eſel? Wie ſoll man ſie zur Vernunft bringen. Ich will dir nun beweiſen, daß du dich eigentlich nicht ſchlagen ſollteſt."

„Ich bin neugierig, wie Sie mich davon überzeugen werden."

„Höre nur zu. Sage mir 'mal erſt, gegen wen biſt du beſonders aufgebracht, gegen den Grafen, oder gegen ſie, wie heißt ſie doch . . . Anüta, nicht wahr?"

„Ich haſſe ihn, während ich ſie verachte," ſagte Alexander.

„So, nun gut, wollen wir mit dem Grafen anfangen; ſetzen wir voraus, er nimmt die Herausforderung an, ja, wir wollen ſogar vorausſetzen, du findeſt einen Zeugen, irgend einen Narren; was kann daraus werden? Der Graf tötet dich wie eine Fliege, und hinterdrein lachen dich alle aus; eine ſchöne Rache! Das willſt du doch nicht haben, du möchteſt ſelbſt den Grafen vernichten."

„Es iſt noch nicht beſtimmt, wer von uns den andern töten wird," ſagte Alexander.

„Ganz gewiß wird er dich töten. Du verſtehſt wahrſcheinlich nicht zu ſchießen, und nach der Regel gehört ihm der erſte Schuß."

„Hier wird das Gericht Gottes entſcheiden."

„Nun, dann wird es zu ſeinem Vorteil entſcheiden. Man ſagt, der Graf ſetze auf fünfzehn Schritte eine Kugel in die andre; ſoll er jetzt deinetwegen mit Abſicht fehlſchießen! Wollen wir ſogar vorausſetzen, daß das Gericht Gottes ſolch eine Ungeſchicklichkeit und Ungerechtigkeit zulaſſen würde; du hätteſt ihn irgendwie von ungefähr getötet, was wäre damit erreicht! Glaubſt du damit die Liebe deiner Schönen wiederzugewinnen? Nein, ſie würde dich haſſen, und außerdem hätte man dich ja auch unter die Soldaten geſchickt . . . . Und was die Hauptſache iſt, gleich am andern Tage würdeſt du dir aus Verzweiflung die Haare vom Kopfe reißen, und die Liebe zu deiner Geliebten würde abkühlen . . ."

Alexander zuckte verächtlich die Achſeln.

„Sie urteilen ſo gewandt darüber, Onkel," ſagte er. „Sagen Sie mir doch, was ich in der jetzigen Lage thun ſoll?"

„Was du thun ſollſt? Nichts. Die Sache ſich ſelbſt überlaſſen, ſie iſt ſchon verdorben.“

„Das Glück in ſeinen Händen laſſen, ihn als den ſtolzen Beſitzer anerkennen . . . o! Kann mich denn irgend eine Drohung zurückhalten? Sie kennen meine Qualen nicht! Sie haben nie geliebt, wenn Sie glauben konnten, daß dieſe kalte Moral mich verhindern würde . . . in Ihren Adern fließt Milch und nicht Blut . . .“

„Höre auf, Unſinn zu ſprechen, Alexander! Gibt es denn auf der Welt nicht noch ſolche, wie deine . . . Marja, oder Sofja, wie heißt ſie doch?“

„Sie heißt Nadeſchda.“

„Nadeſchda? Welche war denn Sofja?“

„Sofja . . . die iſt auf dem Lande,“ ſagte Alexander zögernd.

„Siehſt du?“ fuhr der Onkel fort. „Da Sofja, hier Nadeſchda, auf einer andern Stelle Marja. Ei, Alexander! Das Herz iſt ein ſehr tiefer Brunnen, man kommt lange nicht bis auf den Boden. Es liebt bis zum Alter . . .“

„Nein, das Herz liebt nur einmal . . .“

„Du wiederholſt, was du von andern gehörſt haſt! Das Herz liebt ſolange es ſeine Kräfte noch nicht verbraucht hat. Es lebt in ſeiner Weiſe und hat, wie alles im Menſchen, eine Jugend und ein Alter. Wenn eine Liebe mißlungen iſt, ſo erſtarrt es nur und ſchweigt bis zu einer andern; wird es auch darin geſtört, ſo bleibt die Fähigkeit des Liebens unbenutzt bis zu einer dritten, oder vierten Gelegenheit, bis zu dem Augenblick, wo es endlich alle ſeine Kräfte in irgend einem glücklichen Zuſammentreffen verwenden kann; dann kühlt es allmählich langſam ab. Manchen iſt die Liebe gleich zum erſtenmal gelungen, deshalb ſchreien ſie, daß man nur einmal lieben könnte. Solange der Menſch jung, geſund iſt . . .“

„Sie ſprechen immer von der Jugend, folglich von der materiellen Liebe . . .“

„Ich ſpreche von der Jugend, weil die Greiſenliebe ein Irrtum, eine Mißgeſtalt, ein Anachronismus iſt. Was heißt materielle Liebe? Solch eine Liebe gibt es nicht; das iſt keine Liebe; ebenſo, wie es keine ganz ideale gibt. Der Körper und die Seele nehmen an der Liebe gleichen Anteil, im entgegengeſetzten Falle iſt die Liebe nicht vollſtändig, wir ſind weder Geiſter noch Tiere. Du ſagſt ſelbſt: ‚in den Adern fließt Blut und nicht Milch.‘ Nun, ſiehſt du alſo, einerſeits mußt du annehmen, daß Blut in den Adern fließt, das iſt materiell, anderſeits — Eigenliebe, Gewohnheit, das iſt geiſtig, ſo entſteht die Liebe! Wo bin ich doch ſtehengeblieben . . . ja! unter die Soldaten; nun wollen wir annehmen, daß man dich auch nicht unter die Soldaten ſtecken würde, glaubſt du denn, daß nach dieſer Geſchichte die Schöne dich wird ſehen wollen? Du würdeſt nur ihr und auch dir ſelbſt unnütz ſchaden, — ſiehſt du. Ich hoffe, daß wir jetzt dieſe Frage von einer Seite vollſtändig bearbeitet haben. Nun . . .“

Peter Iwanowitſch goß ſich ein Glas Wein ein und leerte es.

„Was für ein Dummkopf!“ ſagte er, „Kalten Lafit hat er gereicht.“

Alexander ſchwieg und ließ den Kopf ſinken.

„Nun, ſage mir," fuhr der Onkel fort, indem er mit beiden Händen das mit Wein gefüllte Glas zu erwärmen ſuchte. „Warum wollteſt du den Grafen von der Erdoberfläche vertilgen?"

„Ich habe Ihnen ſchon den Grund angegeben. Hat er nicht meine Seligkeit zerſtört! Wie ein wildes Tier brach er . . ."

„In die Schafhürde ein!" unterbrach ihn der Onkel.

„Und raubte mir alles," fuhr Alexander fort.

„Er raubte dir nichts, ſondern er kam und nahm. War er denn verpflichtet, ſich zu erkundigen, ob deine Schöne nicht vielleicht vergeben ſei? Ich begreife dieſe Dummheit nicht, welche, die Wahrheit geſagt, faſt alle Liebhaber ſeit der Erſchaffung der Welt begehen: ſich über einen Rivalen zu ärgern. Kann es etwas Einfältigeres geben, als das Bemühen, ihn von der Erdoberfläche zu vertilgen! Wofür? Weil er einem nicht gefällt! Iſt er denn ſchuld daran, und wird die Sache beſſer gehen, wenn wir ihn beſtrafen? Unbegreiflich! Und deine . . . wie heißt ſie doch? Katinka, nicht wahr? Hat ſie ihm Widerſtand geleiſtet? Hat ſie einen Verſuch gemacht, der Gefahr zu entgehen? Sie hat ſich ergeben, hat aufgehört dich zu lieben, was kann da noch für ein Streit ſein, das kehrt nicht mehr wieder! Drauf zu beharren — das iſt Egoismus! Von ſeinem Weibe Treue zu verlangen, darin liegt Sinn; man fühlt ſich gegenſeitig verpflichtet, davon hängt oft der weſentliche Wohlſtand der Familie ab; und doch kann man nicht verlangen, daß ſie niemand lieben ſoll . . . man kann nur verlangen, daß ſie . . . nicht . . . Haſt du ſie denn nicht ſelbſt mit beiden Händen dem Grafen gegeben? Haſt du ſie ihm ſtreitig gemacht?"

„Ich will ſie ihm ja ſtreitig machen," ſagte Alexander aufſpringend. „Sie wollen mich von dieſem edlen Vorhaben zurückhalten . . ."

„Mit dem Knüttel in der Hand willſt du ſie ihm ſtreitig machen," unterbrach ihn der Onkel. „Erbarme dich, das iſt ja ein wildes Vorhaben! Wir ſind nicht in einer Kirgiſenſteppe. In der gebildeten Welt gibt es ein andres Werkzeug. Das hätteſt du zeitig ergreifen müſſen und mit dem Grafen ein Duell andrer Art vor den Augen deiner Schönen führen ſollen."

Alexander ſah den Onkel ungläubig an.

„Was für ein Duell?" fragte er.

„Das werde ich gleich ſagen. Wie haſt du bis jetzt gehandelt? Erzähle mir 'mal, wie die Sache geweſen iſt."

Alexander erzählte mit vielen mildernden Nebenumſtänden und Ausflüchten den Verlauf der ganzen Sache.

„Siehſt du? du biſt ſelbſt an allem ſchuld," ſagte Peter Iwanowitſch, die Stirn runzelnd. „Wieviel Dummheiten haſt du begangen! Ei, Alexander, was zum Tauſend hat dich hierhergebracht! Es lohnte ſich nicht, deshalb zu kommen. Das hätteſt du alles mit deiner Tante am See durchmachen ſollen! Wie kann man ſich ſo kindiſch betragen, Szenen machen, ſich wie ein Wahnſinniger gebärden? Pfui! Wer thut es jetzt? Wenn deine . . . wie heißt ſie doch? . . . Julie . . . es dem Grafen erzählt? Doch nein, das iſt, Gott ſei

Dank, nicht zu befürchten! Sie iſt wahrſcheinlich ſo klug, daß ſie auf die euer Verhältnis betreffende Frage geſagt hat . . .“

„Was hat ſie geſagt?“ fragte Alexander ungeduldig.

„Daß ſie dich zum Narren gehabt, daß du verliebt warſt, daß du unausſtehlich biſt und ſie langweilſt . . . ſo thun ſie gewöhnlich alle . . .“

„Und Sie glauben, daß ſie . . . das . . . geſagt hat?“ fragte Alexander erbleichend.

„Ohne Zweifel. Denkſt du dir wirklich, daß ſie erzählt hat, wie ihr im Garten gelbe Blumen gepflückt? O, dieſe Einfalt!“

„Wie ſollte denn das Duell mit dem Grafen ſein?“ fragte Alexander ungeduldig.

„So müßte es ſein. Du hätteſt dich nicht wie ein Wahnſinniger gebärden ſollen, ihm keine Grobheiten ſagen, ihn nicht vermeiden und ihm keine Fratzen ſchneiden, im Gegenteil, ſeine Liebenswürdigkeit doppelt, dreifach, zehnfach erwidern und dieſe, wie heißt ſie doch? Nadinka? ich glaube, ich habe getroffen, Sie nicht durch Vorwürfe reizen, ſondern mit ihren Launen Nachſicht haben, dir den Anſchein geben, als bemerkteſt du nichts, als könnteſt du den Gedanken an eine Untreue gar nicht zulaſſen, wie etwas ganz Unmögliches. Es durfte ſich kein intimes Verhältnis zwiſchen ihnen geſtalten; du hätteſt wie von ungefähr jedes Zuſammentreffen unter vier Augen verhindern ſollen, ſtets zugegen ſein, ſogar mit ihnen reiten, und unterdeſſen im ſtillen, vor ihren Augen, den Rivalen zum Kampf herausfordern, alle Kräfte deines Geiſtes rüſten und ſie vorausſchicken, die Hauptbatterie auf Scharfſinn und Schlauheit bauen, die ſchwachen Seiten des Rivalen entdecken und ſie wie von ungefähr, ohne Abſicht, mit Gutmütigkeit, wie aus Mitleid zu treffen ſuchen und auf dieſe Weiſe allmählich ihm dieſe Drapierung entziehen ſollen, wodurch ein junger Mann der Schönen zu gefallen ſucht. Du hätteſt bemerken ſollen, was ſie in ihm bewundert, und deinen Ueberfall geſchickt auf dieſe Seiten richten, ſie einfach erklären, als etwas Gewöhnliches darſtellen und ihr beweiſen ſollen, daß der neue Held nichts Beſonderes und unvergleichlich ſchlechter als du ſei und um ihretwegen das Sonntagskleid angelegt habe . . . doch alles muß mit Kaltblütigkeit, Geduld, Verſtändnis gethan werden; das iſt das echte Duell in unſerm Zeitalter. Das kannſt du nicht!“

Peter Iwanowitſch leerte bei dieſen Worten ſein Glas und goß ſich ſogleich wieder Wein ein.

„Verachtete Ränke! Soll man Liſt anwenden, um das Herz des Weibes zu erobern!“ rief Alexander unwillig.

„Und du willſt den Knüttel anwenden; iſt das beſſer? Mit Liſt kann man ſich eine Anhänglichkeit bewahren, mit Gewalt wohl nicht. Der Wunſch, den Rivalen zu entfernen, iſt mir begreiflich; du bemühſt dich, dir das geliebte Weib zu erhalten, einem Uebel vorzubeugen oder es abzuwenden — ſehr natürlich! Doch ihn dafür zu ſchlagen, weil er Liebe eingeflößt hat, das iſt ebenſo, wie wenn man ſich an etwas ſtößt und dann die Stelle, woran man ſich geſtoßen hat, ſchlägt, wie es die Kinder thun. Du kannſt ſagen, was du willſt; der Graf iſt unſchuldig. Wie ich ſehe, verſtehſt du nichts von Herzensgeheimniſſen; deshalb geht es dir mit deinen Herzensſachen ebenſo ſchlecht, wie mit deinen Erzählungen."

„Herzensſachen!" ſagte Alexander, verächtlich den Kopf ſchüttelnd. „Kann eine durch Liſt eingeflößte Liebe ſchmeichelhaft und dauerhaft ſein? Was ſagen Sie, Onkel?"

„Ich weiß nicht, ob ſie ſchmeichelhaft iſt; wie man es nimmt, mir iſt das einerlei; ich habe überhaupt keine ſehr hohe Meinung von der Liebe, das weißt du; für mich könnte ſie nicht exiſtieren . . . doch daß ſie dauerhaft iſt, das iſt wahr. Mit dem Herzen kann man nicht ohne Umſtände umgehen. Das iſt ein ganz beſonderes Inſtrument; wenn man eine falſche Saite berührt, ſo fängt es, Gott weiß was, an zu ſpielen. Einflößen kannſt du die Liebe, wie du willſt, doch der Verſtand muß ſie unterhalten. Die Liſt iſt nur ein Zweig des Verſtandes, darin liegt nichts Verachtungswürdiges. Der Rivale braucht nicht vernichtet zu werden, es iſt nicht nötig, Schmähreden und Verleumdung anzuwenden, damit kann man nur die Schöne gegen ſich aufreizen . . . man muß nur den Flitter von ihm abſchütteln, wodurch er die Augen deiner Geliebten blendet, ihn als einen einfachen, gewöhnlichen Menſchen und nicht als einen Helden darſtellen. Ich glaube, es iſt verzeihlich, ſein Gut durch eine edle Liſt zu verteidigen, ſie wird auch im Kriegsweſen nicht verachtet. Du wollteſt heiraten. Ein guter Mann, der ſeiner Frau Szenen macht und den Rivalen den Knüttel zeigt, du würdeſt . . ."

Peter Iwanowitſch zeigte mit der Hand auf die Stirn.

„Deine Warinka war um zwanzig Prozent klüger, da ſie ein Prüfungsjahr vorſchlug."

„Ach, Onkel! Wie hätte ich Liſt anwenden können, wenn ich es auch verſtehen würde? Dazu muß man weniger lieben. Ich weiß, ich habe geſehen, wie manche ſich zuweilen gleichgültig ſtellen, aus Berechnung einige Tage ausbleiben, und das wirkt . . . Und ich! mich verſtellen, berechnen! Mir verging der Atem, wenn ich ſie anſah; die Kniee zitterten und knickten mir ein, ich war zu allen Qualen bereit, wenn ich ſie nur ſehen konnte . . . Nein! Was Sie auch ſagen, ich finde mehr Genuß darin, von ganzer Seele zu lieben, wenn auch zu leiden, als geliebt zu werden, ohne zu lieben, oder nur zur Hälfte, zum Vergnügen zu lieben nach dem abſcheulichen Syſtem, mit dem Weibe wie mit einem Schoßhündchen zu ſpielen und es dann zu verſtoßen . . ."

Peter Iwanowitſch zuckte die Achſeln.

„Nun, dann leide, wenn es dir angenehm iſt," ſagte er. „O, Provinz! O, Aſien! Im Orient ſollteſt du leben; da befiehlt man noch den Weibern, wen ſie lieben ſollen, und wenn ſie nicht gehorchen, ſo ertränkt man ſie. Hier in Europa iſt es anders. Nein, hier," fuhr er fort, wie für ſich ſelbſt ſprechend: „um mit einem Weibe glücklich zu ſein, doch nicht auf eine ſo verrückte Art, wie du es meinſt, ſondern auf eine vernünftige, ſind viele Bedingungen nötig . . . man muß ſie durch und durch kennen, muß verſtehen aus dem Mädchen nach einem überlegten Plan, nach einer Methode ein Weib zu bilden, wenn du willſt, daß ſie dich verſtehen und ihre

Pflicht und Beſtimmung erfüllen ſoll. Verſtändig und geſchickt muß man zu ihrem eignen Beſten einen magiſchen Kreis um ſie ziehen, keinen ſehr engen, damit ſie die Grenzen nicht bemerkt und ſie nicht überſchreitet. Mit Liſt muß man ſich nicht nur ihres Herzens bemächtigen, das iſt ein ſchlüpfriger, undauerhafter Beſitz, ſondern auch ihres Verſtandes, ihres Willens; ihren Geſchmack und ihren Charakter ſeinem eignen unterwerfen, damit ſie die Dinge mit deinen Augen betrachtet, mit deinem Verſtande denkt ..."

„Das heißt, ſie zu einer Puppe oder zu der unweigerlichen Sklavin des Mannes machen!" unterbrach ihn Alexander.

„Warum? nein! Richte es ſo ein, daß ſie den weiblichen Charakter und die Würde in nichts verändert. Laß ſie in ihrer Sphäre nach Belieben ſchalten und walten; doch jede ihrer Bewegungen, Handlungen, jeden Seufzer muß dein durchdringender Blick bewachen, damit eine augenblickliche Erregung, ein Aufbrauſen, der Keim eines Gefühles überall dem ruhigen, ſtets nahenden Auge des Mannes begegnen. Gründe eine beſtändige Kontrolle ohne Tyrannei ... geſchickt, damit ſie ihrer nicht gewahr wird, und führe ſie längs dem gewünſchten Wege ... O, eine weiſe, ſchwierige Schule iſt nötig, und dieſe Schule iſt ein kluger, erfahrener Mann ... darin liegt die ganze Sache!"

Er huſtete bedeutungsvoll und leerte in einem Zuge das Glas.

„Dann," fuhr er fort; „kann der Mann ruhig ſchlafen, wenn die Frau auch nicht neben ihm iſt, oder ſorglos in ſeinem Kabinett ſitzen, wenn ſie ſchläft ..."

„Ach! das iſt alſo das große Geheimnis einer glücklichen Ehe!" bemerkte Alexander. „Sich durch Liſt den Verſtand, das Herz, den Willen des Weibes unterwerfen, ſich damit tröſten, ſich deſſen rühmen ... das heißt Glück! Und wenn ſie es bemerkt?"

„Wozu ſich rühmen!" ſetzte der Onkel hinzu. „Das iſt nicht nötig."

„Wenn man danach urteilen ſoll, daß Sie, Onkel, ſorglos in Ihrem Kabinett ſitzen, während die Tante ſchläft, ſo errate ich, daß dieſer Mann ..."

„Pſt! Pſt! ſchweige um Gotteswillen," ſagte der Onkel mit der Hand winkend. „Die Frau kann es hören, wehe dann! Sie darf nichts bemerken. Gut, daß ſie ſchläft, ſonſt ..."

Er lachte und drohte ihm mit dem Finger.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich leiſe die Thür nach dem Kabinette; doch es zeigte ſich niemand.

„Und die Frau muß," ertönte eine weibliche Stimme aus dem Korridor: „zu ihrem eignen Beſten und auch zu demjenigen ihres Mannes, ſich den Anſchein geben, als bemerkte ſie ſeine große Schule nicht und für ſich eine kleine gründen; doch nicht bei einer Flaſche Wein davon ſchwatzen ..."

Die beiden Adujews ſtürzten zur Thür; doch man vernahm nur eilige Schritte im Korridor und das Geräuſch eines Kleides, dann war alles ſtill.

Der Onkel und der Neffe ſahen einander an.

„Was ſagen Sie dazu, Onkel?“ fragte der Neffe nach einem kurzen Schweigen.

„Was ich ſage? Nichts!“ ſagte Peter Iwanowitſch, die Stirn runzelnd. „Zur unrechten Zeit habe ich mich gerühmt. Lerne, Alexander, heirate lieber gar nicht, oder nimm dir eine dumme Frau; du kannſt mit einer klugen nicht fertig werden, das iſt eine weiſe Schule!“

Er verfiel in Nachdenken, dann ſchlug er ſich mit der Hand auf die Stirn.

„Nein, in dieſem Kopf ſteckt doch noch nicht alles!“ ſagte er ärgerlich. „Wie konnte ich es nicht bedenken, daß ſie um deinen ſpäten Beſuch wußte? Daß ein Weib nicht einſchlafen kann, wenn unter Männern im Nebenzimmer etwas beſprochen wird, daß ſie entweder ihr Kammermädchen ausſchicken, oder ſelbſt ... das nicht vorausſehen zu können! Thöricht! An allem biſt du und dieſes verfluchte Glas Lafit ſchuld! Ich habe geſchwatzt! Solch eine Lehre von einem zwanzigjährigen Weibe ...

„Ah! Sie fürchten ſich, Onkel!“

„Weshalb ſoll ich mich fürchten? Gar nicht! Ich habe einen Fehler begangen; man darf die Kaltblütigkeit nicht verlieren und muß ſich heraushelfen.“

Er wurde wieder nachdenklich.

„Sie rühmte ſich“, fing er dann an: „auch eine Schule zu haben! Was kann das für eine Schule ſein; ſie iſt ſo jung! Das hat ſie nur aus Aerger geſagt! Doch jetzt hat ſie dieſen magiſchen Kreis bemerkt, wird auch Liſt anwenden ... o, ich kenne die Weibernatur! Nun, alſo Liſt gegen Liſt. Wollen wir ſehen, wer den andern überliſtet.“

Er lächelte ſtolz und heiter; die Runzeln waren von der Stirne verſchwunden.

„Nur iſt jetzt ein andres Syſtem nötig,“ ſetzte er hinzu. „Das frühere taugt nicht mehr, jetzt ...“

Er hielt plötzlich inne und ſchwieg, indem er ängſtlich nach der Thüre blickte.

„Doch das ſteht noch alles bevor,“ fuhr er fort. „Jetzt wollen wir uns mit deiner Angelegenheit beſchäftigen, Alexander. Wovon ſprachen wir doch? Ja! du wollteſt ſie, glaube ich, töten, dieſe ... wie heißt ſie doch?“

„Ich verachte ſie viel zu ſehr,“ ſagte Alexander.

„Siehſt du? Du biſt alſo ſchon zur Hälfte geheilt. Iſt das auch nur wahr? Du ſcheinſt dich noch immer zu ärgern. Uebrigens, verachte ſie nur, verachte; das iſt das Beſte in deiner Lage. Ich wollte dir etwas ſagen, doch nein ...“

„Ach, ſprechen Sie nur, um Gotteswillen, ſprechen Sie!“ ſagte Alexander. „Ich habe jetzt keinen Funken von Vernunft. Ich leide, ich bin verloren ... geben Sie mir Ihren ruhigen Verſtand. Sagen Sie alles, was mein krankes Herz erleichtern und beruhigen kann ...“

„Ja, wenn ich es dir ſage, ſo kehrſt du noch gar wieder dahin zurück ...“

„Welch ein Gedanke! Nach allem dem . . .“

„Oft kehrt man auch nach etwas Schlimmerem zurück! Gib mir dein Ehrenwort, daß du nicht hingehen wirſt!“

„Einen Eid, wenn Sie wollen.“

„Nein, dein Ehrenwort, das iſt ſicherer.“

„Mein Ehrenwort.“

„Nun, ſiehſt du, wir haben alſo beſchloſſen, daß der Graf unſchuldig iſt . . .“

„Wollen wir das annehmen, was folgt denn daraus?“

„Nun, woran iſt denn deine . . . ſchuld? Wie heißt ſie doch?“

„Woran Nadinka ſchuld iſt!“ rief Alexander erſtaunt. „Sie iſt nicht ſchuld!“

„Nein! So ſage doch, woran? Du haſt keinen Grund, ſie zu verachten.“

„Keinen Grund! nein, Onkel, das iſt unbegreiflich! Meinetwegen, der Graf, das geht noch an . . . er wußte nicht . . . aber ſie? Wer iſt denn der Schuldige? Ich?“

„Faſt iſt es ſo, in der That aber niemand. „Sage, warum verachteſt du ſie?“

„Wegen der unedlen Handlung.“

„Worin beſteht ſie?“

„Eine ſo erhabene, unendliche Leidenſchaft mit Undank vergolten zu haben . . .“

„Wofür ſoll ſie denn dankbar ſein? Das iſt lächerlich! Haſt du ſie denn geliebt, um ihr einen Gefallen damit zu erweiſen? Hätteſt du doch in dieſem Fall die Mutter liebgewonnen.“

Alexander ſah ihn an und wußte nicht, was er ſagen ſollte.

„Du hätteſt deine Gefühle nicht in ihrer ganzen Kraft offenbaren ſollen; das Weib erkaltet, wenn der Mann alles geſagt hat . . . Du hätteſt ihren Charakter kennen lernen und dich danach richten ſollen; anſtatt, wie ein Hund, ihr zu Füßen liegen. Wie ſoll man nicht den Kompagnon kennen lernen, mit dem man etwas zu thun hat! Dann wäreſt du jetzt viel ruhiger. Du hätteſt erkannt, daß man von ihr auch nichts andres erwarten konnte. Sie hat ihren Roman mit dir zu Ende geſpielt, ebenſo wird ſie ihn auch mit dem Grafen ausſpielen und vielleicht mit noch jemand . . . mehr kann man von ihr nicht verlangen; höher und weiter kann ſie nicht gehen! Das iſt nicht ſolch ein Charakter; du haſt dir Gott weiß was gedacht . . .“

„Warum hat ſie denn einen andern liebgewonnen?“ unterbrach ihn Alexander betrübt.

„Darin liegt alſo ihre Schuld! Ein kluge Frage! Ach, du Wilder! Warum haſt du ſie denn liebgewonnen? Höre doch gleich auf, ſie zu lieben!“

„Hängt es denn von mir ab?“

„Hängt es denn von ihr ab, wenn ſie den Grafen liebt? Selbſt haſt du ſo oft wiederholt, daß man dem Gefühl freien Lauf laſſen ſoll, und jetzt da die Sache dich angeht, ſo frägſt du, warum ſie liebt! Warum iſt dieſer geſtorben, jene wahnſinnig geworden? Wie ſoll man ſolche Fragen beantworten? Die Liebe muß doch einmal ein Ende haben; ſie kann nicht ewig dauern."

„Nein, ſie kann. Ich fühle dieſe Kraft in meinem Herzen, ich könnte ewig lieben . . ."

„Ja! Und ſollte dich jemand ſtärker lieben, ſo würdeſt du dich zurückziehen! alle ſind ſo, das kenne ich!"

„Möge ihre Liebe ein Ende genommen haben," ſagte Alexander. „Doch warum hat ſie ſolch ein Ende genommen?"

„Iſt es nicht einerlei! Man liebte dich, du haſt genoſſen — iſt es nicht genug?"

„Sie hat ſich einem andern hingegeben!" ſprach Alexander erbleichend.

„Willſt du, daß ſie im ſtillen einen andern liebt und doch fortfährt, dich ihrer Liebe zu verſichern. Nun, urteile ſelbſt, was ſoll ſie thun, iſt ſie ſchuld? Ach, Alexander, ich hatte eine beſſere Meinung von dir."

„O, ich werde mich an ihr rächen!" ſagte Alexander.

„Das iſt ſchlecht. Was ein Weib dir auch gethan haben möge, iſt ſie dir untreu geworden, iſt ſie erkaltet, hat ſie an dir, wie man in Gedichten ſagt, hinterliſtig gehandelt, ſo beſchuldige die Natur, ergebe dich meinetwegen in dieſem Fall philoſophiſchen Betrachtungen, ſchelte die Welt, das Leben, was du willſt, nur greiſe das Weib nicht an, weder durch Wort, noch durch That, räche dich nicht . . . eine Rache gegen das Weib iſt Nachſicht und die grauſamſte — Vergeſſenheit! Nur dieſe werden einem ordentlichen Menſchen freigeſtellt. Denke nur daran, daß du anderthalb Jahre dich allem in die Arme geworfen haſt und vor Freude nicht wußteſt, wo du dich laſſen ſollteſt! Anderthalb Jahre unaufhörlicher Genüſſe! Wie du willſt, ich nenne es Undankbarkeit!"

„Ach, Onkel, für mich gab es nichts Heiligeres auf der Welt, als Liebe; ohne ſie iſt mir das Leben kein Leben . . ."

„Ach!" unterbrach ihn Peter Iwanowitſch. „Solch ein Unſinn iſt mir zuwider!"

„Ich hätte Nadinka vergöttert," fuhr Alexander fort: „nach keinem andern Glücke geſtrebt, mit Nadinka dachte ich das ganze Leben zu verbringen, und was iſt geſchehen? Wo iſt dieſe koloſſale, edle Leidenſchaft, von der ich geträumt? Sie hat ſich in eine thörichte Pygmäenkomödie verwandelt, die aus Seufzern, Szenen, Eiferſucht, Lüge und Heuchelei beſtand! O mein Gott!"

„Warum haſt du dir etwas vorgeſtellt, was gar nicht exiſtiert? Habe ich dir nicht oft genug wiederholt, daß es ſolch ein Leben, wie du es bis jetzt führen wollteſt, nicht gibt. Nach deiner Meinung hat der Menſch nichts andres zu thun, als Liebhaber, Mann und Vater zu ſein . . . von dem übrigen will er nichts wiſſen. Der Menſch iſt außerdem Bürger, er hat irgend einen Beruf, eine Beſchäftigung; er iſt Schriftſteller, Gutsherr, Soldat, Beamter, Fabrikant. Bei dir wird alles das durch Liebe und Freundſchaft in den Hintergrund geſtellt . . . was iſt das für ein Arkadien! Du haſt zu viel Romane geleſen und in der Einöde mit deiner Tante verkehrt; deshalb biſt du auch mit dieſen Begriffen hergekommen. Was haſt du dir ausgedacht, eine edle Leidenſchaft . . .“

„Ja, eine edle!“

„Höre doch auf; gibt es denn edle Leidenſchaften?“

„Wie ſo?“

„Man nennt Leidenſchaft ein Gefühl, eine Neigung, eine Anhänglichkeit, oder irgend etwas in der Art, was einen ſo hohen Grad erreicht hat, daß der Verſtand nicht mehr thätig iſt. Ich begreife nicht, was darin edel iſt? Nichts als Wahnſinn; das iſt nicht menſchlich. Und warum betrachteſt du denn die Medaille, ich ſpreche von der Liebe, nur von einer Seite, betrachte doch auch die andre, und du wirſt ſehen, daß die Liebe kein ſchlechtes Ding iſt. Erinnere dich der glücklichen Augenblicke; damit haſt du mir die Ohren vollgeſummt . . .“

„O, erinnern Sie mich nicht daran!“ rief Alexander, ihm mit der Hand abwehrend. „Sie haben gut reden, Sie ſind von der Treue des geliebten Weibes überzeugt; ich möchte doch ſehen, was Sie an meiner Stelle thun würden?“

„Was ich thun würde? Um mich zu zerſtreuen, würde ich auf die Fabrik fahren . . . willſt du nicht auch morgen?“

„Nein, wir werden nie einig werden“, ſagte Alexander traurig. „Ihre Anſicht vom Leben beruhigt mich nicht; ſie wirkt abſtoßend, ſie thut mir weh; meine Seele wird von Kälte erfüllt. Bis jetzt rettete mich die Liebe von dieſer Kälte; ſie iſt nicht mehr da, jetzt iſt mein Herz voll Betrübnis; ich fühle mich ſchrecklich unglücklich . . .“

„Nimm eine Arbeit vor.“

„Alles das iſt gut für Sie, Onkel, und für Ihresgleichen; die können ſo ſprechen. Sie ſind von Natur ein kalter Menſch . . . deſſen Seele keiner Erregung fähig iſt . . .“

„Und du glaubſt eine mächtige Seele zu beſitzen? Geſtern warſt du vor Freude im ſiebenten Himmel; kaum daß etwas mißlingt, ſo kannſt du den Kummer nicht überwinden. Ich finde wirklich nichts Großes darin?“

„Dampf! Dampf!“ ſprach Alexander, ſich ſchwach verteidigend. „Sie denken, fühlen und ſprechen wie eine Lokomotive, die auf den Schienen rollt; gleichmäßig, ruhig . . .“

„Ich hoffe, daß es jedenfalls beſſer iſt, als zu entgleiſen und in einen Graben zu ſtürzen, wie du jetzt, ohne ſich erheben zu können. Dampf! Dampf! Ja, ſiehſt du, der Dampf macht dem Menſchen Ehre. In dieſer Erfindung liegt die Grundlage, die uns beide zu Menſchen macht; auch ein Tier kann aus Kummer ſterben. Es gab Beiſpiele, daß Hunde auf dem Grabe ihrer Herren ſtarben, oder nach langer Trennung beim Wiederſehen vor Freude erſtickten. Was liegt darin für ein Verdienſt? Und du hältſt dich für ein beſonderes Weſen aus einer höheren Sphäre, für einen ungewöhnlichen Menſchen . . .“

Peter Iwanowitſch ſah den Neffen an und hielt plötzlich inne.

„Was iſt das? Ich glaube, du weinſt?“ fragte er, während ſein Geſicht dunkel wurde, d. h. er errötete.

Alexander ſchwieg. Die letzten Beweiſe hatten ihn ganz aus der Faſſung gebracht. Er wußte nichts zu erwidern. Doch er befand ſich unter dem Einfluſſe des beherrſchenden Gefühls. Er dachte an das verlorene Glück und daß jetzt ein andrer ... Ein Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen.

„Ei, ei, ſchäme dich!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Du biſt ein Mann! Weine, um Gotteswillen, nicht in meiner Gegenwart!“

„Onkel! denken Sie an ihre Jugendjahre,“ ſprach Alexander ſchluchzend. „Hätten Sie wirklich ruhig und gleichgültig die bitterſte Beleidigung ertragen, die man nur einem Menſchen zufügen kann? Anderthalb Jahre ein volles Leben zu führen und plötzlich alles zu verlieren ... Nach dieſer Aufrichtigkeit, nur Heuchelei, Verſchloſſenheit und Kälte ... mir gegenüber! O Gott! Kann es eine noch größere Qual geben? Es iſt leicht, von einem andern zu ſagen, man iſt ihm untreu geworden, doch es ſelbſt zu erfahren? Wie hat ſie ſich verändert? Wie putzt ſie ſich für den Grafen? Wenn ich komme, ſo erbleicht ſie, kann kaum ſprechen ... lügt ... oh, nein ...“

Der Thränenſtrom wurde ſtärker.

„Wenn mir wenigſtens der Troſt geblieben wäre, daß die Umſtände ſie gezwungen, daß man ihr Zwang angethan, ja ſogar wenn ſie geſtorben wäre, auch dann würde es leichter ſein zu ertragen ... aber ſo, nein, nein ... ein andrer! Das iſt ſchrecklich, unerträglich! Und kein Mittel, ſie dem Räuber zu entreißen; Sie haben mich entwaffnet ... was ſoll ich denn thun, ſo raten Sie doch! Es thut mir weh, ich erſticke, o dieſe Qual! Ich werde ſterben, mich erſchießen ...“ Er ſtützte ſich auf den Tiſch, bedeckte mit beiden Händen den Kopf und ſchluchzte laut.

Peter Iwanowitſch war in Verlegenheit. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann blieb er vor Alexander ſtehen, ſah ihn an und wußte nicht, was er anfangen ſollte.

„Trinke etwas Wein, Alexander,“ ſagte Peter Iwanowitſch, indem er ſich bemühte, ſeiner Stimme einen zärtlichen Klang zu geben. „Vielleicht hören dann ... die ... Thränen ... auf ...“

Alexander erwiderte nichts; nur der Kopf und die Schultern zuckten krampfhaft; er ſchluchzte noch immer. Peter Iwanowitſch runzelte die Stirn, machte mit der Hand ein abwehrendes Zeichen und verließ das Zimmer.

„Was ſoll ich mit dem Alexander anfangen?“ ſagte er zu ſeiner Frau. „Jetzt heult er bei mir und hat mich weggeſchickt. Ich habe mich genug mit ihm abgequält.“

„Und in dieſem Zuſtande haſt du ihn verlaſſen?“ fragte ſie. „Der Arme! Laß mich zu ihm gehen.“

„Du wirſt nichts ausrichten können; das iſt ſchon ſolch eine Natur, ein Ebenbild ſeiner Tante; die weint auch immerfort. Ich habe ihm ſchon alles Mögliche vorgeſtellt.“

„Du haſt ihm nur vorgeſtellt?“

„Ja, und ihn endlich überzeugt; er iſt mit mir einverſtanden.“

„O, ich zweifle daran nicht; du biſt ſehr klug und ... ſchlau.“ ſetzte ſie hinzu.

„Gott ſei Dank; das iſt doch gewiß alles, was nötig iſt.“

„Gewiß, aber er weint doch.“

„Das iſt nicht meine Schuld; ich habe alles gethan, um ihn zu tröſten.“

„Was haſt du denn gethan?“

„Iſt das wenig? Eine ganze Stunde geſprochen... ſogar die Kehle iſt mir wie ausgetrocknet... die ganze Theorie der Liebe habe ich ihm auf die Hand gelegt, Geld angeboten... durch Abendeſſen und Wein mich bemüht...“

„Und er weint doch?“

„Er heult nur drauf los! Am Schluß nur noch ärger.“

„Merkwürdig! Laß mich gehen, ich will es verſuchen; überlege dir ſolange dein neues Syſtem von Schlauheit...“

„Was? Was meinſt du?“

„Gute Nacht!“ erwiderte ſie und verließ das Zimmer.

Alexander ſaß noch immer, den Kopf auf die Hand geſtützt. Jemand berührte ſeine Schulter. Er erhob den Kopf; vor ihm ſtand ein junges ſchönes Weib in einem Peignoir und einer Haube à la Finoise.

„Ma tante!“ ſagte er.

Sie ſetzte ſich neben ihn, ſah ihn aufmerkſam an, wie es nur Frauen zuweilen verſtehen; dann trocknete ſie mit dem Tuch ſeine Thränen und küßte ihn auf die Stirn. Lange ſprachen ſie. Nach einer Stunde verließ er das Zimmer. Er war nachdenklich; doch ſchwebte ein Lächeln auf ſeinen Lippen und zum erſtenmal, nach vielen ſchlafloſen Nächten ſchlief er ruhig ein. Mit verweinten Augen kehrte ſie in das Schlafgemach zurück. Peter Iwanowitſch ſchnarchte ſchon lange.

Zweiter Teil.

Erſtes Kapitel.

Ein Jahr war nach den im letzten Kapitel des erſten Teils geſchilderten Auftritten und Ereigniſſen vergangen.

Alexander war von ſeiner düſteren Verzweiflung zu einer gleichgültigen Mutloſigkeit übergegangen. Er ſchleuderte nicht mehr mit Zähneknirſchen Flüche gegen den Grafen und Nadinka, ſondern zollte ihnen tiefe Verachtung.

Liſaweta Alexandrowna tröſtete ihn mit der ganzen Zärtlichkeit einer Freundin und einer Schweſter. Gern unterwarf er ſich dieſer lieblichen Vormundſchaft. Solche Charaktere, wie er, lieben ihren Willen andern zur Verfügung zu ſtellen. Für ſie iſt eine Wärterin durchaus notwendig. Außerdem war ſeine Leidenſchaft verraucht, der wahre Kummer vergangen; doch that es ihm leid, ſich von ihm zu trennen; er hielt ihn mit Gewalt zurück oder, richtiger geſagt, er ſchuf ſich eine erkünſtelte Trauer, ſpielte, paradierte mit ihr und ſchwelgte darin. Es ſchien ihm zu gefallen, die Rolle eines Dulders zu ſpielen. Er war ernſt, ſchweigſam, düſter, wie ein Menſch, der, ſo drückte er ſich aus, einen Schlag des Schickſals zu ertragen hatte, ſprach von großen Leiden, heiligen Gefühlen, die man in den Staub getreten hatte — ‚und wer?‘ ſetzte er hinzu, ‚eine kokette Dirne und ein verachtungswürdiger Wüſtling, eine Flitterſonne. Sollte mir das Schickſal wirklich nur deshalb das Leben gegeben haben, damit alles, was in mir edel war, ein Opfer der Nichtigkeit werde?‘ Weder unter Männern, noch unter Frauen würde ſolch eine Verſtellung beſtehen können; ſie hätten ſich gegenſeitig entlarvt. Doch was verzeihen ſich nicht junge Leute verſchiedenen Geſchlechts?

Liſaweta Alexandrowna hörte mit Nachſicht ſeine Litanei an und tröſtete ſoviel ſie konnte. Sie wurde deſſen nicht überdrüſſig, vielleicht auch deshalb, weil ſie im Neffen für ihr eignes Herz Mitgefühl fand und in ſeinen Klagen über die Liebe die Stimme von den auch ihr nicht unbekannten Leiden hörte. Sie lauſchte begierig den Klagen ſeines Herzens und antwortete darauf mit unbemerkten Seufzern und heimlichen Thränen. Sie fand auch ſogar für die erkünſtelten und faden Ausbrüche ſeines Kummers tröſtende Worte, die ſeiner Stimmung angemeſſen waren; doch Alexander wollte nichts davon hören.

„Sprechen Sie nicht davon, ma tante.“ entgegnete er. „Ich will nicht den heiligen Namen der Liebe ſchänden, indem ich ihn meinem Verhältniſſe mit dieſer . . . gebe . . .“

Dabei ſchnitt er eine verächtliche Grimaſſe und ſchien, wie Peter Iwanowitſch, fragen zu wollen: wie heißt ſie doch?‘ „Uebrigens,“ ſetzte er mit einer noch größeren Verachtung hinzu, „ihr iſt es verzeihlich; ich ſtand viel zu hoch für ſie, für den Grafen, für dieſe ganze klägliche, nichtige Sphäre; kein Wunder, daß ſie mich nicht verſtanden hat.“ Und nach dieſen Worten bewahrte er noch lange die verächtliche Grimaſſe, in welcher die Unterlippe die Hauptrolle ſpielte.

„Der Onkel wiederholt beſtändig, daß ich Nadinka dankbar ſein müſſe,“ fuhr er fort. „Wofür? Wodurch hat ſich dieſe Liebe ausgezeichnet? Alles abgeſchmackte, allgemeine Redensarten! Gab es darin auch nur ein Ereignis, das ſich über das gewöhnliche, alltägliche Einerlei erhoben hätte. Hatte dieſe Liebe eine Spur von Heroismus und Selbſtverleugnung.“ Nein, nein, nein! Sie that alles mit Wiſſen der Mutter! Hat ſie um meinetwillen auch nur einmal die Bedingungen der Welt oder ihre Pflicht vergeſſen? Nie, nie! Und das ſoll Liebe ſein! Ein Mädchen, welches keine Poeſie in dieſes Gefühl hineingießen konnte!“

„Was für eine Liebe würden Sie denn von einem Weibe verlangen?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Was für eine!“ erwiderte Alexander. „Ich würde die Alleinherrſchaft in ihrem Herzen verlangen. Das geliebte Weib ſoll außer mir keinen andern Mann beachten, keinen ſehen. Sie müſſen ihr alle unerträglich ſcheinen. Ich allein bin höher, ſchöner,“ er nahm eine gerade Haltung an, „beſſer und edler als alle. Jeder Augenblick, den ſie nicht mir verbracht hat, iſt für ſie ein verlorener Augenblick. In meinen Augen, in meinen Reden muß ſie Seligkeit ſchöpfen und keine andern kennen . . .“

Liſaweta Alexandrowna verzog das Geſicht, um ein Lächeln zu verbergen. Alexander bemerkte es nicht.

„Für mich,“ fuhr er mit glänzenden Augen fort, „muß ſie alles opfern: verachtungswürdige Vorteile, Berechnungen, das deſpotiſche Joch der Mutter, des Mannes von ſich werfen, wenn es nötig iſt, ans Ende der Welt fliehen, alle Entſagungen energiſch ertragen, ja ſogar den Tod verachten, das iſt Liebe! während dieſe . . .“

„Womit hätten Sie denn ſolch eine Liebe belohnt?“ fragte die Tante.

„Ich? Oh!“ fing Alexander an, indem er ſeine Blicke zum Himmel erhob. „Ich würde ihr mein ganzes Leben widmen, ihr zu Füßen liegen; mein höchſtes Glück wäre — ihr in die Augen zu ſchauen. Jedes Wort von ihr wäre mir Geſetz. Ich würde ihre Schönheit, unſre Liebe und die Natur beſingen.

Mit ihr würden meine Lippen
Die Sprache Petrarks und der Liebe finden.

Hab' ich es denn nicht Nadinka bewieſen, wie ich lieben kann, und ſie . . ."

„Sie glauben alſo gar nicht an ein Gefühl, das ſich anders ausdrückt, als wie Sie es wünſchen? Ein mächtiges Gefühl verbirgt ſich . . ."

„Wollen Sie mich vielleicht davon überzeugen, ma tante, daß ein Gefühl, wie z. B. dasjenige meines Onkels, ſich verbirgt? Sie werden mich davon nicht überzeugen."

Liſawete Alexandrowna errötete plötzlich. Innerlich mußte ſie dem Neffen darin beiſtimmen, daß ein Gefühl, welches ſich nicht ausdrückt, Mißtrauen erweckt, daß es vielleicht auch gar nicht exiſtiert, daß es hervorbrechen müßte, wenn es exiſtieren würde, daß, außer der Liebe ſelbſt, die ſie begleitenden Umſtände einen unausſprechlichen Reiz beſitzen. Sie durchlief in Gedanken die ganze Periode ihres Lebens ſeit ihrer Heirat und verfiel in tiefes Sinnen. Die indiskrete Andeutung des Neffen hatte in ihrem Herzen ein Geheimnis berührt, welches ſie ſo tief verbarg, und in ihr die Frage erweckt, ob ſie wohl glücklich ſei? Sie hatte kein Recht zu klagen. Alle äußerlichen Bedingungen des Glückes, nach welchen die Menge ſtrebt, erfüllten ſich, wie nach einem vorgezeichneten Programme. Der an Luxus grenzende Wohlſtand der Gegenwart, eine geſicherte Zukunft, alles befreite ſie von den kleinlichen, bitteren Sorgen, welche am Herzen der Armen ſaugen und an ihrer Bruſt zehren. Ihr Mann hat unermüdlich gearbeitet und arbeitet auch jetzt noch immer. Was war wohl das Hauptziel ſeiner Arbeit? Arbeitete er für ein edles, poetiſches Ziel, indem er vor dem Angeſichte des Schickſals die ihm gegebene Aufgabe erfüllte, oder nur aus kleinlichen Gründen, um im Kreiſe ſeiner Nebenmenſchen an Geld und Würden Anſehen zu gewinnen, oder um nicht von der Not und den Umſtänden gebeugt zu werden? Gott allein wußte es. Von edlen Zielen liebte er nicht zu ſprechen; das nannte er phantaſieren; kurz und trocken wiederholte er, daß man arbeiten müſſe. Liſaweta Alexandrowna konnte nur den traurigen Schluß ziehen, daß ſie und die Liebe zu ihr nicht das einzige Ziel ſeines Eifers und ſeiner Anſtrengungen waren. Er hatte auch vor der Heirat gearbeitet, ohne ſeine Frau zu kennen. Nie hatte er ihr etwas von Liebe geſagt und ſie auch nicht danach gefragt; von ihren Fragen ſuchte er durch Scherze oder Witze loszukommen, oder ſich mit Schläfrigkeit zu entſchuldigen. Nachdem er ſie kennen gelernt hatte, fing er bald an, von der Hochzeit zu ſprechen, als müßte die Liebe ſelbſtverſtändlich ſchon da ſein, ſo daß es nicht nötig wäre, von ihr viel zu ſprechen. Er war ein Feind aller Effekte; das würde übrigens nicht ſchaden; doch er liebte auch nicht aufrichtige Herzensergießungen und wollte nicht glauben, daß andre ein Bedürfnis danach verſpüren könnten. Und doch hätte er durch einen Blick, durch ein Wort in ihr eine heftige Leidenſchaft für ſich hervorrufen können; aber er ſchwieg, er wollte nicht. Sogar ſeiner Eigenliebe ſchmeichelte das nicht. Sie verſuchte, ihn eiferſüchtig zu machen, in der Hoffnung, daß ſich dann die Liebe durchaus zeigen würde ... Nicht im geringſten. Er brauchte nur zu bemerken, daß ſie einen jungen Mann in der Geſellſchaft auszeichnete, ſo beeilte er ſich gleich ihn einzuladen, überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeit, konnte ſeine Vorzüge nicht genug rühmen und fürchtete ſich nicht, ihn mit der Frau allein zu laſſen — ſchrecklich! Liſaweta Alexandrowna ließ ſich zuweilen täuſchen, indem ſie ſich dem Traume hingab, daß Peter Iwanowitſch ſtrategiſch handle, daß ſeine geheimnisvolle Methode darin beſtehe, in ihr den Zweifel beſtändig zu unterhalten, und dadurch auch die Liebe ſelbſt. Doch ſobald ſie von ihrem Manne ein Urteil über die Liebe hörte, fühlte ſie ſich enttäuſcht. Wenn er grob, ungeſchliffen, herzlos wäre, einer von jenen Männern, deren Name Legion iſt! Es iſt nicht nur keine Sünde, ſondern es iſt notwendig, es iſt ſüß, ſie zu täuſchen; ſie ſcheinen dafür geſchaffen zu ſein, damit das Weib zu ihrem und dem eignen Beſten in ihrer Umgebung etwas ihnen diametral Entgegengeſetztes ſucht und liebt; das wäre eine andre Sache, dann hätte ſie vielleicht ebenſo, wie der größte Teil der Frauen in dieſem Falle, gehandelt. Doch Peter Iwanowitſch war ein Mann von Geiſt und hatte ein Taktgefühl, wie man es nur ſelten finden konnte. Er war fein, ſcharfſinnig und gewandt. Er verſtand alle Herzensunruhen, alle Stürme der Seele; doch er verſtand ſie nur, das war alles. Der ganze Kodex von Herzensangelegenheiten ſteckte in ſeinem Kopfe, aber nicht in ſeinem Herzen. In ſeinen Urteilen darüber merkte man, daß er etwas Gehörtes, Erlerntes wiederholte und nicht etwas, was er ſelbſt erlebt hatte. Ueber die Leidenſchaften urteilte er richtig; doch wollte er ihre Macht nicht anerkennen, ſpottete darüber, hielt ſie für Mängel, für entſtellte Abweichungen von der Wirklichkeit, für eine Art Krankheit, die nur mit der Zeit geheilt werden könnte. Liſaweta Alexandrowna fühlte ſeine geiſtige Ueberlegenheit und litt darunter. „Wenn er nicht ſo klug ſein würde,“ dachte ſie, „ſo wäre ich gerettet ...“ Er lebte für poſitive Ziele, das war deutlich, und verlangte, daß auch ſein Weib ein traumloſes Leben führen ſollte. „Aber, mein Gott!“ dachte Liſaweta Alexandrowna: „hat er wirklich nur deshalb geheiratet, um eine Wirtin zu haben, um ſeinem Junggeſellenquartier die Fülle und die Würde eines Familienhauſes zu geben, um mehr Anſehen in der Geſellſchaft zu gewinnen? Eine Wirtin, eine Frau in dem proſaiſchen Sinne dieſer Wörter! Kann er denn bei all ſeinem Verſtande nicht begreifen, daß auch in den poſitiven Zielen eines Weibes die Liebe durchaus anweſend iſt? ... Familienpflichten — das iſt ihre Beſchäftigung. Kann man ſie denn ohne Liebe erfüllen? Die Wärterinnen, die Ammen ſchaffen ſich ein Götzenbild aus dem Kinde, welches ſie pflegen, und die Frau, die Mutter! O, wenn ich das Gefühl durch Qualen erkaufen könnte, alle Leiden würde ich ertragen, welche die Leidenſchaft mit ſich bringt, nur um ein volles Leben zu führen, um zu fühlen, daß man lebt und nicht vegetiert!“ Sie warf einen Blick auf die ſchönen Möbeln, auf alle Spielſachen und teure Nippſachen ihres Boudoirs, und dieſer ganze Luxus, mit welchem gewöhnlich die ſorgfältige Hand eines liebevollen Mannes das geliebte

Weib umgibt, ſchien das wahre Glück zu höhnen. Sie hatte zwei furchtbare Extreme in ihrem Manne und in ihrem Neffen kennen gelernt. Der eine — bis zum Wahnſinne begeiſtert, der andre — eiſig bis zur Härte. „Wie wenig verſtehen ſie beide, überhaupt der größte Teil der Männer, das wahre Gefühl! Und wie ich es verſtehe!“ dachte ſie. „Doch was nützt es? Wozu? O, wenn . . .“ Sie ſchloß die Augen, verharrte einige Augenblicke in dieſer Stellung; dann öffnete ſie ſie wieder, ſah ſich um, ſeufzte und nahm ſogleich wieder ihr gewöhnliches ruhiges Ausſehen an. Die Arme! Dieſe unſichtbaren, heimlichen, namenloſen Leiden, ohne Wunden und Blut, die nicht von Lumpen, ſondern von Samt bedeckt wurden, hätte man ihr als Verbrechen angerechnet. Mit einer heroiſchen Selbſtverleugnung verheimlichte ſie ihre Trauer und fand noch Kräfte genug, andre zu tröſten.

Alexander hörte bald auf, von edlen Leiden und der mißverſtandenen und nicht anerkannten Liebe zu ſprechen. Er ging zu einem allgemeinen Thema über. Er klagte über die Langeweile des Lebens, über die Leere ſeiner Seele, über eine qualvolle Schwermut.

„Ich habe meine Leiden ausgelitten,
Meine Träume ausgeträumt . . .“

wiederholte er beſtändig. „Jetzt verfolgt mich ein ſchwarzer Dämon. Ueberall iſt er an meiner Seite, ma tante, auch in der Nacht, auch während einer freundſchaftlichen Unterhaltung, wie beim Gaſtmahle, ſo auch im Augenblicke des tiefen Nachdenkens!“

So vergingen einige Wochen. Nach ungefähr zwei Wochen hätte ſich der Sonderling vielleicht ganz beruhigt und wäre ein ordentlicher, d. h. einfacher und gewöhnlicher Menſch, wie alle andern, geworden. Doch nein! Die Eigentümlichkeit ſeines ſeltſamen Charakters fand überall Gelegenheit ſich zu zeigen. Eines Tages erſchien er bei der Tante in einem Anfalle von zorniger Gemütsſtimmung, die ſich auf das ganze Menſchengeſchlecht zu beziehen ſchien. Jedes Wort war eine Stichelei, jedes Urteil — ein Epigramm, welches ſogar gegen diejenigen gerichtet war, die er hätte achten ſollen. Niemand blieb verſchont. Auch Liſaweta Alexandrowna und Peter Iwanowitſch trugen ihren Teil davon. Sie fing an, nach der Urſache zn forſchen.

„Sie wollen wiſſen,“ fing er leiſe und feierlich an, „was mich jetzt erregt und zum Wahnſinne treibt? So hören Sie. Wie Sie wiſſen, hatte ich einen Freund, den ich ſchon mehrere Jahre nicht geſehen, dem ich jedoch ſtets einen Winkel in meinem Herzen eingeräumt hatte. Bald nach meiner Ankunft zwang mich der Onkel, ihm einen ſonderbaren Brief zu ſchreiben, der ſeine Lieblingsregeln und Anſichten enthielt. Doch ich zerriß ihn und ſchickte einen andern; folglich hatte mein Freund keinen Grund, ſich zu verändern. Mit dieſem Briefe hörte unſer Briefwechſel auf, und ich verlor meinen Freund aus dem Auge. Was geſchah? Vor ungefähr drei Tagen gehe ich längs dem Newsky und erblickte ihn plötzlich. Ich war wie erſtarrt, bebte am ganzen Körper; die Augen füllten ſich mit Thränen. Ich ſtreckte ihm beide Hände entgegen und konnte vor Freude kein Wort hervorbringen; der Atem verging mir. Er nahm eine Hand und drückte ſie. ‚Guten Tag, Adujew,‘ ſagte er mit einer Stimme, als hätten wir uns erſt geſtern getrennt. ‚Biſt du ſchon lange hier?‘ Er wunderte ſich, daß wir bis jetzt noch nicht zuſammengetroffen waren, fragte obenhin, womit ich mich beſchäftige, wo ich diene, hielt es für ſeine Pflicht, mich davon zu benachrichtigen, daß er eine ausgezeichnete Stelle einnehme, mit ſeinem Dienſte, ſeinem Chef, ſeinen Kameraden und . . . allen Menſchen und mit ſeinem Schickſale zufrieden ſei. Dann ſagte er, daß er keine Zeit hätte und ſich beeilen müßte, um ein Diner nicht zu verſäumen; hören Sie doch, ma tante! Ein Wiederſehen nach langer Trennung, und er kann das Diner nicht aufgeben . . .“

„Vielleicht hätte man auf ihn gewartet,“ bemerkte die Tante. „Die Anſtandsregeln ließen es nicht zu . . .“

„Anſtandsregeln und Freundſchaft! Auch Sie, ma tante, ſprechen ſo! Doch das iſt noch nichts; hören Sie weiter. Er ſteckte mir ſeine Adreſſe in die Hand, ſagte, daß er mich am Abend des nächſten Tages bei ſich erwarte, und verſchwand. Lange ſah ich ihm nach und konnte noch immer nicht zur Beſinnung kommen. Das iſt alſo der Jugendgeſpiele, der Jugendfreund! Doch darauf fiel es mir ein, daß er vielleicht alles auf den nächſten Abend verſchoben hätte und dann die Zeit einer aufrichtigen, herzlichen Unterhaltung widmen würde. ‚Ich werde doch hingehen.‘ Ich erſcheine. Ungefähr zehn von ſeinen Kameraden waren da. Er reichte mir die Hand freundlicher als den Tag vorher, das iſt wahr; doch, ohne ein Wort zu ſagen, ſchlug er mir ſogleich vor, mich an den Kartentiſch zu ſetzen. Ich ſagte, daß ich nicht ſpiele, und ſetzte mich auf den Diwan, in der Hoffnung, daß er die Karten zuſammenwerfen und zu mir eilen würde ‚Du ſpielſt nicht!‘ ſagte er erſtaunt. ‚Was thuſt du denn?‘ Eine ſchöne Frage! Nicht wahr? Da ſitze ich nun und warte, eine Stunde vergeht, zwei Stunden vergehen; er kommt nicht zu mir; ich verliere die Geduld. Bald bietet er mir eine Zigarre an, bald eine Pfeife, bedauert, daß ich nicht ſpiele, daß ich mich langweile, und was glauben Sie, womit ſuchte er mich zu unterhalten? fortwährend wendet er ſich mir zu und erzählt mir von ſeinen glücklichen oder mißglückten Spielen. Ich konnte mich endlich nicht länger halten, trat zu ihm und fragte ihn, ob er die Abſicht hätte, mir an dieſem Abend etwas Zeit zuzuteilen? Ich fühlte, wie alles in mir kochte; meine Stimme zitterte. Er ſchien erſtaunt. Er ſah mich ſeltſam an. ‚Gut,‘ ſagte er, ‚laß mich dieſes Spiel beenden.‘ Als er das geſagt hatte, griff ich nach dem Hute und wollte mich entfernen; doch er bemerkte es und hielt mich zurück. ‚Das Spiel iſt gleich zu Ende,‘ ſagte er, ‚wir werden ſoupieren.‘ Endlich war es zu Ende. Er ſetzte ſich zu mir und gähnte; damit fing unſre freundſchaftliche Unterhaltung an. ‚Du wollteſt mir etwas ſagen?‘ fragte er in einem ſo einförmigen und gefühlloſen Tone, daß ich, ohne etwas zu ſagen, ihn mit einem traurigen Lächeln anſah. Da ſchien er plötzlich aufzuleben und überſchüttete mich mit Fragen: ‚Was fehlt dir? Leideſt du nicht Not? Kann ich dir nicht vielleicht im Dienſte nützlich ſein . . .‘ Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte ihm, daß ich nicht von Dienſtangelegenheiten und materiellen Vorteilen mit ihm ſprechen wollte, ſondern von dem, was dem Herzen näher liegt, von den goldenen Tagen der Kindheit, von den Spielen und Streichen . . . Stellen Sie ſich vor, er ließ mich nicht einmal zu Ende reden. ‚Du biſt noch immer derſelbe Schwärmer!‘ ſagte er und ließ plötzlich dieſes Geſpräch fallen, als wenn er es für dummes Zeug hielt; dann erkundigte er ſich ernſt nach meinen Angelegenheiten, nach meinen Ausſichten für die Zukunft, ganz wie der Onkel. Ich ſtaunte, ich wollte nicht glauben, daß das Herz eines Menſchen ſo ſchnell verhärten könnte. Ich entſchloß mich, noch einen letzten Verſuch zu wagen, und da er ſich nach meinen Angelegenheiten erkundigte, wollte ich ihm erzählen, wie man an mir gehandelt hatte. Höre doch, was mir die Menſchen gethan haben . . . fing ich an. ‚Was denn?‘ unterbrach er mich plötzlich erſchreckt. ‚Wahrſcheinlich beſtohlen?‘ Er dachte, daß ich von den Dienern ſprechen wollte; er kennt ebenſo, wie der Onkel, keinen andern Kummer; wie kann doch der Menſch verhärten! Ja, ſagte ich, die Menſchen haben meine Seele beſtohlen . . . Da fing ich an, ihm von meiner Liebe, meinen Qualen, von der Leere meiner Seele zu erzählen; ich ließ mich hinreißen und glaubte, daß die Geſchichte meiner Leiden die eiſige Rinde ſchmelzen würde, daß ſeine Augen noch nicht verlernt hätten, Thränen zu vergießen . . . als er plötzlich . . . in ein Gelächter ausbrach! Ich erblickte in ſeinen Händen ein Tuch; während meiner Erzählung hat er ſich kaum halten können und war endlich ausgeplatzt . . . Entſetzt hielt ich inne.

„‚Höre doch auf,‘ ſagte er. ‚Trinke beſſer einen Schnaps und wollen wir eſſen. Bedienter! Schnaps. Komm, wir wollen gehen, ha, ha, ha . . . ich habe einen ausgezeichneten . . . ha, ha, ha . . . Roaſtbeef . . .‘ Er ergriff meinen Arm; doch ich riß mich los und eilte von dieſem Ungeheuer weg . . . So ſind die Menſchen, ma tante!“ ſchloß Alexander, mit der Hand winkend, und verließ das Zimmer.

Liſaweta Alexandrowna bedauerte Alexander; ſein heftiges Herz, welches eine falſche Richtung genommen hatte, that ihr leid. Sie ſah, daß, wenn er eine andre Erziehung genoſſen hätte und eine richtige Anſicht vom Leben haben würde, er dann ſelbſt glücklich wäre und auch andre beglücken könnte. Jetzt war er ein Opfer der eignen Verblendung und der qualvollſten Irrungen des Herzens. Er machte ſich das Leben zur Qual. Wie ſollte ſie ſeinem Herzen den rechten Weg zeigen? Wo war dieſer rettende Kompaß? Sie fühlte, daß nur eine zarte, freundſchaftliche Hand dieſe Blume pflegen konnte. Es war ihr ſchon einmal gelungen, das unruhige Herz des Neffen zu beſchwichtigen; doch das war in einer Angelegenheit, welche die Liebe betraf. Da wußte ſie, wie ſie ein beleidigtes Herz behandeln ſollte Als geſchickte Diplomatin überhäufte ſie Nadinka mit Vorwürfen, ſchilderte ihre Handlung in den grellſten Farben, erniedrigte ſie in der Meinung Alexanders, und ſo gelang es ihr, ihm zu beweiſen, daß ſie ſeiner Liebe unwürdig ſei. Dadurch hatte ſie aus ſeinem Herzen den qualvollen Schmerz entfernt und ihn durch ein ruhiges, wenn auch nicht ganz gerechtfertigtes Gefühl der Verachtung erſetzt. Peter Iwanowitſch ſuchte, im Gegenteil, Nadinka zu rechtfertigen; dadurch hatte er nur ſeine Qual vergrößert, weil er glauben mußte, daß Nadinka einen Würdigeren vorgezogen. Doch in der Freundſchaft war es eine andre Sache. Liſawete Alexandrowna ſah, daß der Freund Alexanders in ſeinen Augen ſchuldig war und in den Augen der Menge recht hatte. Wie ſollte ſie ihm das auseinanderſetzen! Sie konnte ſich ſelbſt nicht zu dieſem Schritte entſchließen und wandte ſich an ihren Mann, weil ſie mit Recht vorausſetzte, daß er nicht lange nach Beweiſen ſuchen würde.

„Peter Iwanowitſch!“ ſagte ſie ihm eines Tages freundlich. „Ich komme mit einer Bitte zu dir.“

„Spreche ſie nur aus; du weißt, daß deine Bitten ſtets Gehör finden. Wahrſcheinlich wegen des Peterhofſchen Landhauſes; jetzt iſt es doch noch zu früh . . .“

„Nein!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna.

„Was denn? Du fürchteſt dich vor unſern Pferden und möchteſt ruhigere haben . . .“

„Nein!“

„Nun? Wegen der neuen Möbeln?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Dann weiß ich nicht,“ ſagte Peter Iwanowitſch, „nimm ein Lombardbillet und thue damit, was du willſt; das iſt mein geſtriger Gewinn . . .“

Er griff nach der Brieftaſche.

„Nein, beunruhige dich nicht, lege das Geld nur wieder zurück,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna. „Dieſe Sache ſoll dir keinen Groſchen koſten.“

„Das Geld nicht zu nehmen, wenn es gegeben wird!“ ſagte Peter Iwanowitſch, die Brieftaſche einſteckend. „Das iſt unbegreiflich. Was brauchſt du denn?“

„Nur etwas von deinem guten Willen . . .“

„So viel du willſt, was iſt es?“

„Siehſt du, vorgeſtern war Alexander bei mir . . .“

„Ach! Ich ahne nichts Gutes!“ unterbrach ſie Peter Iwanowitſch.

„Er iſt ſo düſter,“ fuhr Liſaweta Alexandrowna fort. „Ich fürchte, daß es mit ihm ſchlecht endigen wird . . .“

„Was iſt geſchehen? Iſt man ihm wieder in der Liebe untreu geworden?“

„Nein, in der Freundſchaft.“

„In der Freundſchaft! Von Stunde zu Stunde ſchlimmer! Wie iſt es denn geſchehen? Das iſt intereſſant, bitte, erzähle es doch.“

Liſaweta Alexandrowna wiederholte alles, was ſie vom Neffen gehört hatte. Peter Iwanowitſch zuckte die Achſeln.

„Was willſt du denn, daß ich thun ſoll? Du ſiehſt ja ſelbſt, wie er iſt!“

„Beweiſe ihm deine Teilnahme, frage ihn, in welchem Zuſtande ſich ſein Herz befindet . . .“

„Sieh' 'mal an! Nein, das kannſt du fragen.“

„Sprich mit ihm ... wie ſoll ich ſagen? ... zärtlicher, nicht ſo, wie du immer ſprichſt ... verſpotte nicht das Gefühl ...“

„Vielleicht befiehlſt du mir zu weinen?“

„Das würde nicht ſchaden.“

„Und was wird es ihm nützen?“

„Viel ... und nicht ihm allein!“ bemerkte Liſaweta Alexandrowna halblaut.

„Was?“ fragte Peter Iwanowitſch.

Sie ſchwieg.

„Ach, dieſer Alexander ſitzt mir ſchon hier!“ ſagte Peter Iwanowitſch, indem er auf ſeinen Hals zeigte.

„Wodurch beläſtigt er dich?“

„Wodurch? Sechs Jahre gebe ich mich mit ihm ab; bald weint er und man muß ihn tröſten, bald der Mutter Briefe ſchreiben ...“

„In der That, du biſt zu bedauern! Wie kannſt du noch das aushalten? Welch eine ſchwere Arbeit — einmal im Monat einen Brief von der alten Frau zu erhalten und ihn, ohne zu leſen, unter den Tiſch zu werfen, oder mit dem Neffen zu ſprechen! Schrecklich! Das lenkt ja doch vom Whiſt ab! Die Männer! die Männer! Gibt es ein gutes Diner, Lafit mit dem goldenen Siegel, Karten, ſo iſt alles da; ſie kümmern ſich dann um die ganze Welt nicht! Und wenn ſie noch dazu Gelegenheit haben, ſich wichtig zu machen und ihre Klugheit zu zeigen, ſo ſind ſie glücklich ...“

„Ebenſo wie die Frauen, wenn ſie kokettieren können,“ bemerkte Peter Iwanowitſch. „Jedem das Seine, meine Liebe! Was iſt noch nötig?“

„Was noch! Und das Herz! Davon iſt nie die Rede.“

„Wozu?“

„Ihr ſeid ſehr klug, wie könnt ihr euch mit ſolchen Kleinigkeiten abgeben? Das Schickſal der Menſchen liegt in euren Händen. Man ſieht, was der Menſch in der Taſche, oder im Knopfloch ſeines Frackes hat, das übrige kümmert einen nicht. Alle ſollen euch ähnlich ſein! Wenn ſich unter euch einer findet, der fähig iſt zu lieben und Liebe einzuflößen ...“

„Hat er es denn verſtanden, dieſer ... wie heißt ſie doch? Werotſchka Liebe einzuflößen?“ bemerkte Peter Iwanowitſch.

„Wie kannſt du ſie ihm gleichſtellen, das iſt ein Hohn des Schickſals. Wie abſichtlich, bringt es einen zartfühlenden Menſchen mit einem kalten Weſen zuſammen. Der arme Alexander! Bei ihm entwickelt ſich der Verſtand nicht ſo ſchnell wie das Herz, das iſt ſeine Schuld in den Augen derer, bei denen der Verſtand zu weit vorgeſchritten iſt, die überall nur den Verſtand anwenden ...“

„Du wirſt doch zugeben, daß es die Hauptſache iſt, ſonſt ...“

„Das werde ich auf keinen Fall zugeben, da auf der Fabrik iſt es vielleicht die Hauptſache; doch Sie vergeſſen, daß der Menſch Gefühl hat ...“

„Fünf Sinne!“ ſagte Adujew, „das habe ich noch im Abcbuch gelernt.“

„Das kann einen wirklich ärgern und traurig machen!“ flüſterte Liſaweta Alexandrowna.

„Nun, ſei nicht böſe, ich werde alles thun, was du befiehlſt, ſage nur, wie ich es anfangen ſoll,“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Gib ihm eine kleine Lehre . . .“

„Einen Verweis? Sehr gern . . .“

„Wozu denn auch ſchon gleich einen Verweis! Setze ihm recht freundlich auseinander, was man von den jetzigen Freunden verlangen und erwarten könne, ſage, daß ſeines Freundes Schuld kleiner ſei, als er es ſich denkt . . . doch wie kann ich dich lehren? Du biſt ſo klug . . . ſo ſchlau,“ ſetzte Liſaweta Alexandrowna hinzu.

Bei dem letzten Worte runzelte Peter Iwanowitſch ein wenig die Stirn.

„Habt ihr noch wenig Herzensergießungen gehabt?“ ſagte er ärgerlich. „Immer geflüſtert, geflüſtert und doch noch nicht alles über Liebe und Freundſchaft ausgeflüſtert; jetzt wollt ihr auch mich hineinmiſchen“

„Es ſoll das letzte Mal ſein,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna. „Ich hoffe, daß er ſich dann beruhigen wird.“

Peter Iwanowitſch ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Hat er auch Geld?“ fragte er. „Vielleicht hat er keines und iſt deshalb . . .“

„Du haſt nur Geld im Sinn. Er wäre im ſtande, alles für ein liebevolles Wort ſeines Freundes hinzugeben.“

„Von ihm iſt ja alles zu erwarten. Einmal hat er ſchon im Departement einem Beamten für aufrichtige Herzensergießungen Geld gegeben . . . Da hat jemand geklingelt; wahrſcheinlich iſt er es . . . was ſoll ich thun? Wiederhole: ihm einen Verweis geben . . . was noch? Geld?“

„Nein, keinen Verweis! Damit könnteſt du nur die Sache verſchlimmern. Ich bat dich, mit ihm von der Freundſchaft zu ſprechen, recht freundlich und liebevoll . . .“

„Und vom Gelde nicht?“

„Nein, nein! Pſt!“

Alexander verbeugte ſich ſchweigend. Auch beim Mittagstiſch ſchwieg er und aß recht viel; in den Zwiſchenakten rollte er Brotkügelchen und blickte finſter auf die Flaſchen und Karaffen. Nach dem Mittageſſen ergriff er den Hut.

„Nun, wohin willſt du?“ fragte Peter Iwanowitſch. Bleibe doch bei uns.“

Alexander gehorchte ſchweigend. Peter Iwanowitſch überlegte, wie er recht geſchickt und liebevoll zur Sache ſchreiten ſollte; dann fragte er plötzlich ſchnell:

„Ich habe gehört, Alexander, daß dein Freund an dir grauſam gehandelt hat!“

Bei dieſen unerwarteten Worten fuhr Alexander zuſammen, als hätte man ihn verwundet, und richtete einen vorwurfsvollen Blick auf die Tante. Sie hatte auch nicht erwartet, daß die Sache eine ſo kurze Wendung nehmen würde, und neigte ſich über ihre Arbeit;

dann ſah ſie vorwurfsvoll ihren Mann an. Doch er befand ſich unter dem doppelten Einfluſſe der Verdauung und des Schlummers und blieb daher gegen das Rikoſchett dieſer Blicke unempfänglich.

Alexander ſtieß auf ſeine Frage einen leiſen Seufzer aus.

„In der That,“ fuhr Peter Iwanowitſch fort, „welch eine Grauſamkeit! Was iſt das für ein Freund! Nach einer fünfjährigen Trennung iſt er dermaßen erkaltet, daß er beim Wiederſehen den Freund nicht in einer Umarmung erwürgt, ſondern ihn des Abends zu ſich einladet, ihn an den Kartentiſch ſetzen, ihn ſatt füttern will... Und als der grauſame Menſch das ſaure Geſicht des Freundes bemerkt, fängt er an, ſich nach ſeinen Angelegenheiten, Verhältniſſen, Bedürfniſſen zu erkundigen, welch eine abſcheuliche Neugierde! Und dann... o Gipfel der Grauſamkeit! er wagt es, ſeine Dienſte anzubieten... Hilfe... vielleicht Geld! und gar keine aufrichtigen Herzensergießungen! Schrecklich, ſchrecklich! Zeige mir doch dieſes Ungeheuer, bringe es Freitag zu mir, zu Mittag... Was ſpielt er?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Alexander zornig. Lachen Sie nur, Onkel, Sie haben recht; ich bin an allem ſchuld. Wie konnte ich den Menſchen glauben, Sympathie ſuchen! Ueberall findet man nur Niedrigkeit, Kleinmütigkeit, Kleinlichkeit, während ich noch den Jugendglauben an alles Gute, Edle, an Beſtändigkeit bewahrte...“

Unterdeſſen hatte Peter Iwanowitſch angefangen, taktmäßig mit dem Kopf zu nicken.

„Peter Iwanowitſch!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna leiſe, ihn am Aermel zupfend. „Schläfſt du?“

„Wieſo!“ ſagte Peter Iwanowitſch erwachend. „Ich höre ja alles: den Glauben an das Gute, Edle, an Beſtändigkeit, wo ſchlafe ich denn?“

„Stören Sie den Onkel nicht, ma tante!“ bemerkte Alexander. „Wenn er nicht ſchläft, ſo wird die Verdauung darunter leiden, Gott weiß, was daraus entſtehen kann. Zwar iſt der Menſch der Herr der Erde, doch zugleich auch der Sklave ſeines Magens.“

Er zwang ſich zu einem bitteren Lächeln; doch es hatte etwas Säuerliches, als er lächelte.

„So ſage mir doch, was verlangteſt du denn eigentlich von deinem Freunde; vielleicht irgend ein Opfer? Sollte er auf die Wand klettern, oder ſich aus dem Fenſter ſtürzen? Was haſt du für einen Begriff von der Freundſchaft, was iſt ſie?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Seien Sie verſichert, daß ich jetzt kein Opfer verlangen werde. Dank den Menſchen, bin ich zu den erbärmlichſten Begriffen von der Freundſchaft und Liebe hinabgeſtiegen... Hier dieſe Zeilen trug ich ſtets bei mir, weil ſie mir, als die richtigſte Definition dieſer beiden Gefühle, ſo wie ich ſie verſtand und wie ſie ſein ſollten, ſchienen; doch jetzt ſehe ich, daß es eine Lüge, eine Verleumdung der Menſchen, oder eine erbärmliche Unkenntnis ihres Herzens ſei. Die Menſchen ſind ſolcher Gefühle unfähig. Fort mit dieſen grauſamen Worten!“

Er holte die Brieftaſche hervor und nahm daraus zwei beſchriebene Achtel eines Papierbogens.

„Was iſt das? zeige!“ fragte der Onkel.

„Es lohnt ſich nicht!“ ſagte Alexander und wollte die Blätter zerreißen.

„Leſen Sie vor, leſen Sie vor!“ bat Liſaweta Alexandrowna.

„So definieren zwei der neueſten franzöſiſchen Romaniſten die wahre Freundſchaft und Liebe, ich ſtimmte ihnen bei und dachte, daß ich im Leben ſolche Weſen finden würde ... doch!“ Er winkte verächtlich mit der Hand und fing an zu leſen: „Man muß nicht jene falſche, ſchüchterne Freundſchaft empfinden, welche in goldenen Paläſten wohnt, einer handvoll Gold nicht widerſtehen kann und jedes zweideutige Wort fürchtet, ſondern jene mächtige Freundſchaft, die Blut für Blut vergießt, die ſich in der blutigen Schlacht beweiſt, wenn die Kanonen donnern und der Sturm brauſt; dann vereinigen ſich die von Pulverdampf geſchwärzten Lippen der Freunde zu einem Kuſſe in einer blutgetränkten Umarmung ... Und wenn Pylades zum Tode verwundet iſt, ſagt ihm Oreſtes herriſch ein Lebewohl, macht durch einen ſicheren Dolchſtich ſeinen Qualen ein Ende und leiſtet einen fürchterlichen Schwur, ihn zu rächen; er führt ihn aus, wiſcht ſich eine Thräne ab und beruhigt ſich dann ...“

Peter Iwanowitſch lachte in ſeiner eignen gemeſſenen Weiſe.

„Worüber lachen Sie, Onkel?“ fragte Alexander.

„Ueber den Verfaſſer, wenn er die Sache ernſt nimmt, und dann auch über dich, wenn du dir die Freundſchaft wirklich ſo vorgeſtellt haſt.“

„Iſt es wirklich nur lächerlich?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Nur. Doch nein, Verzeihung, lächerlich und bedauernswert. Uebrigens iſt Alexander damit einverſtanden und erlaubt, darüber zu lachen. Soeben hat er ſelbſt zugegeben, daß ſolch eine Freundſchaft eine Lüge und Verleumdung der Menſchen ſei. Das iſt ſchon ein wichtiger Schritt vorwärts.“

„Deshalb eine Lüge, weil die Menſchen unfähig ſind, ſich zu ſolch einem Begriffe von der Freundſchaft zu erheben, wie ſie ſein ſollte ...“

„Wenn die Menſchen deſſen unfähig ſind, ſo kann ſie auch nicht ſo ſein ...“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Doch es gab Beiſpiele ...“

„Das ſind Ausnahmen, und Ausnahmen ſind gewöhnlich ſchlecht. Blutgetränkte Umarmungen, fürchterlicher Schwur, Dolchſtich ...“

Und er lachte wieder.

„Nun, lies jetzt von der Liebe,“ fuhr er fort. „Mir iſt ſogar die Luſt zu ſchlafen vergangen.“

„Wenn ich Ihnen dadurch wieder eine Gelegenheit zum Lachen bieten kann, ſo will ich es ſehr gern thun!“ ſagte Alexander und las folgendes:

„Lieben heißt — aufhören ſich ſelbſt zu gehören und für ſich zu leben, in die Exiſtenz eines andern übergehen, auf einen Gegenſtand alle menſchlichen Gefühle konzentrieren, die Hoffnung, die Trauer, den Genuß; lieben heißt in der Unendlichkeit leben ...“

„Der Teufel weiß, was das iſt!“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch. „Welch eine Sammlung von Wörtern!“

„Nein! Das iſt ſehr gut! es gefällt mir,“ bemerkte Liſaweta Alexandrowna. „Fahren Sie fort, Alexander.“

„Für das Gefühl keine Grenzen kennen, ſich ſelbſt einem Weſen widmen,“ fuhr Alexander im Leſen fort, „nur für ſein Glück leben und darauf bedacht ſein, in der Erniedrigung eine Größe ſehen, einen Genuß in der Trauer und eine Trauer im Genuß, ſich allen möglichen Kontraſten ergeben, nur nicht der Liebe und dem Haſſe. Lieben heißt in einer idealen Welt leben . . .“

Peter Iwanowitſch ſchüttelte den Kopf.

„In einer idealen Welt leben,“ fuhr Alexander fort, „welche an Glanz und Herrlichkeit jeden Glanz und jede Herrlichkeit übertrifft. In dieſer Welt ſcheint der Himmel heller, die Natur üppiger, die Zeit und das Leben in zwei Teile teilen, in Anweſenheit und Abweſenheit, in zwei Jahreszeiten, in Frühling und Winter; dem erſten entſpricht der Frühling, dem zweiten — der Winter; denn wie ſchön auch die Blumen ſein mögen und die Laſur des Himmels, in der Abweſenheit verlieren ſie allen Reiz; in der ganzen Welt nur ein Weſen ſehen und in dieſem Weſen das Weltall vereinigen . . . Lieben heißt, jeden Blick des geliebten Weſens erhaſchen; wie der Beduine jeden Tautropfen zu erhaſchen ſucht, um ſeine dürſtenden Lippen zu erfriſchen; in ſeiner Abweſenheit von einem Gedankenſchwarm erregt zu werden und in ſeiner Gegenwart keinen ausſprechen zu können, einander an Aufopferung zu übertreffen ſuchen . . .“

„Genug, um Gotteswillen genug!“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch. „Die Geduld geht einem aus! Du wollteſt es zerreißen, zerreiße nur gleich! So iſt es recht!“

Peter Iwanowitſch ſtand ſogar auf und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Hat es wirklich ein Zeitalter gegeben, wo man im Ernſt ſo etwas denken und das durchmachen konnte?“ ſagte er. „Iſt wirklich alles, was man von Rittern und Hirtinnen ſchreibt, keine ſo beleidigende Erfindung? Von wo kommt einem die Luſt, dieſe erbärmlichen Saiten der Menſchenſeele zu berühren und zu analyſieren . . . Liebe! Allem ſolch eine Bedeutung beilegen . . .“ Er zuckte die Achſeln.

„Wozu ſo weit zurückdenken, Onkel?“ ſagte Alexander. „Ich fühle ſelbſt dieſe Kraft der Liebe in mir und bin ſtolz darauf. Mein Unglück beſteht nur darin, daß ich kein Weſen getroffen habe, welches dieſer Liebe würdig und von derſelben Kraft beſeelt ſei . . .“

„Die Kraft der Liebe!“ wiederholte Peter Iwanowitſch. „Es iſt dasſelbe, wenn du geſagt hätteſt — die Kraft der Schwäche.“

„Das iſt nichts für dich, Peter Iwanowitſch,“ bemerkte Liſaweta Alexandrowna, „du willſt die Exiſtenz einer ſolchen Liebe auch bei andern nicht anerkennen . . .“

„Und du? Glaubſt du wirklich daran?“ fragte Peter Iwanowitſch, zu ihr tretend. „Nein, du ſcherzeſt! Er iſt noch ein Kind und kennt weder ſich ſelbſt, noch andre; du ſollteſt dich aber deſſen ſchämen. Könnteſt du wirklich einen Mann achten, wenn er auf ſolch eine Weiſe lieben würde? . . . Liebt man denn in einer ſolchen Weiſe?“

Liſaweta Alexandrowna legte ihre Arbeit beiſeite.

„Sage doch, wie liebt man?“ ſprach ſie leiſe, ſeine Hände ergreifend und an ſich ziehend. „Nur ein Wort!“

Peter Iwanowitſch befreite langſam ſeine Hände aus ihren Händen, ſchüttelte den Kopf und zeigte verſtohlen auf Alexander, welcher am Fenſter, mit dem Rücken zu ihnen gekehrt, ſtand, dann fing er wieder an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Wie! Wie!“ ſagte er. „Haſt du denn nicht gehört, wie man liebt!“ . . .

„Man liebt! Und du?“

Vergebens wartete ſie auf eine Antwort. Er ſchwieg, und man ſah es ihm an, daß er an etwas andres dachte.

„Man liebt!“ wiederholte ſie nachdenklich und nahm langſam und ungern wieder ihre Arbeit vor.

Ungefähr eine Viertelſtunde währte das Schweigen. Peter Iwanowitſch unterbrach es zuerſt.

„Was thuſt du jetzt?“ fragte er den Neffen.

„Nichts.“

„Das iſt wenig. Lieſt du auch gar nichts?“

„Ja . . .“

„Was denn?“

„Jetzt leſe ich Kriloffs Fabeln.“

„Ein gutes Buch; was außerdem?“

„Ich leſe nur dieſes Buch. Mein Gott! Was für treffende Porträts von den Menſchen!“

„Du ſcheinſt ja den Menſchen zu zürnen? Hat dich wirklich die Liebe zu dieſer . . . wie heißt ſie doch? ſo geſtimmt?“

„Oh! Dieſe Dummheit habe ich ſchon vergeſſen. Unlängſt fuhr ich an jenem Orte vorüber, wo ich ſo glücklich geweſen und ſo viel gelitten habe; ich dachte, daß die Erinnerungen mir das Herz in Stücke reißen würden . . .“

„Nun, riſſen ſie es?“

„Ich erblickte das Landhaus, den Garten, das Gitter und fühlte mein Herz nicht lauter ſchlagen.“

„Nun, ſiehſt du, was habe ich dir geſagt? Wodurch ſind dir denn die Menſchen zuwider?“

„Wodurch? Durch ihre niedrige, kleinliche Seele . . . O Gott! Wenn man daran denkt, wieviel Gemeinheit ſich da aufhäuft, wo die Natur ſo wunderbare Samen ausgeſtreut hat . . .“

„Was geht es dich an? Willſt du die Menſchen verbeſſern?“

„Was es mich angeht? Erreicht mich denn nicht der Waſſerſtaub dieſes Schmutzes, in welchem ſich die Menſchen baden? Sie wiſſen, was ich erlebt habe. Wie ſoll ich die Menſchen nicht haſſen, ſie nicht verachten?“

„Was haſt du denn erlebt?“

„Untreue in der Liebe, ein hartes, gleichgültiges Vergeſſen der Freundſchaft . . . Ueberhaupt ekelt es mich, die Menſchen zu ſehen und mit ihnen zu leben! Alle ihre Gedanken, Reden, Thaten, alles iſt auf Sand gebaut. Heute ſtreben ſie nach einem Ziele, eilen, werfen einander zu Boden, üben Gemeinheit, ſchmeicheln, erniedrigen ſich, ſchmieden Ränke, morgen haben ſie das Geſtrige vergeſſen und jagen nach etwas anderm. Heute bewundern ſie etwas, morgen ſchmähen ſie es, heute ſind ſie herzlich und zärtlich, morgen gleichgültig ... nein! Wo man hinſieht, das Leben iſt ſchrecklich, unausſtehlich, und die Menſchen!“

Peter Iwanowitſch hatte ſich in einen Lehnſtuhl geſetzt und ſchlummerte.

„Peter Iwanowitſch!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna, indem ſie ihn leiſe anſtieß.

„Du fängſt Grillen! Du mußt arbeiten,“ ſagte Peter Iwanowitſch, ſich die Augen reibend, „dann wirſt du aufhören, die Menſchen zu ſchmähen. Wodurch ſind deine Bekannten ſchlecht? alles ordentliche Leute.“

„Ja! Man mag nehmen, wen man will, ſo iſt es immer ein Tier aus Kriloffs Fabeln,“ ſagte Alexander.

„Hoſarows, zum Beiſpiel?“

„Eine ganze Familie von Tieren!“ unterbrach Alexander. „Der eine ſpendet einem Schmeicheleien ins Geſicht, liebkoſt einen, während hinter dem Rücken ... ich weiß, wie er ſich über mich geäußert hat. Der andre weint heute mit mir über die mir widerfahrene Beleidigung, morgen weint er mit meinem Beleidiger; heute ſpottet er mit mir über jemand, morgen mit einem andern über mich ... pfui, wie garſtig!“

„Und Lunins?“

„Die ſind mir auch gut. Er ſelbſt iſt, wie jener Eſel, von dem die Nachtigall nicht weit genug wegfliegen konnte. Sie ſieht ſo gutmütig, wie ein Fuchs aus ...“

„Was wirſt du von Sonins ſagen?“

„Man kann nichts Gutes von ihnen ſagen. Sonin gibt ſtets einen guten Rat, wenn die Gefahr ſchon vorüber iſt, verſuchen Sie es aber, ſich in der Not an ihn zu wenden ... er läßt Sie gewiß ohne Abendeſſen nach Hauſe gehen, wie der Fuchs den Wolf. Erinnern Sie ſich noch, wie er um Sie herumſchwänzte, als er durch Ihre Vermittelung eine Stelle zu erhalten ſuchte? Hören Sie doch, was er jetzt von Ihnen ſpricht ...“

„Wolotſchkow gefällt dir auch nicht?“

„Ein nichtsſagendes und noch dazu böſes Tier ...“

Alexander ſpie.

„Nun, du haſt ſie gut heruntergemacht!“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Was habe ich denn noch von den Menſchen zu erwarten?“ ſagte Alexander.

„Alles, Freundſchaft, Liebe, den Stabsoffiziersrang, Geld ... Nun, jetzt beſchließe dieſe Galerie von Porträts mit den unſrigen; ſage, was ſind wir beide mit meiner Frau für Tiere?“

Alexander erwiderte nichts; doch auf ſeinen Zügen ſchwebte der Ausdruck einer leichten, kaum bemerkbaren Ironie. Er lächelte. Weder der Ausdruck, noch das Lächeln, waren Peter Iwanowitſch entgangen. Er wechſelte einen Blick mit ſeiner Frau; ſie ſchlug die Augen nieder.

„Und was biſt du ſelbſt für ein Tier?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Ich habe den Menſchen nichts Böſes gethan!“ ſagte Alexander mit Würde. „Ich habe alle meine Pflichten gegen ſie erfüllt . . . . Ich habe ein liebendes Herz; meine Arme breitete ich ihnen aus, und was haben ſie gethan?“

„Wie er lächerlich ſpricht!“ bemerkte Peter Iwanowitſch, ſich an ſeine Frau wendend.

„Dir iſt alles lächerlich!“ erwiderte ſie.

„Selbſt habe ich nichts von den Menſchen verlangt,“ fuhr Alexander fort, „weder Wohlthaten, noch Großmut, noch Selbſtverleugnung . . . ich verlangte nur das, was mir von Rechtswegen zukam . . .

„Alſo du glaubſt recht zu haben. Du willſt mit heiler Haut davonkommen. Warte, ich werde die Sache gleich ins klare bringen.“

Liſaweta Alexandrowna bemerkte, daß ihr Gemahl in einen ſtrengen Ton verfiel, und erſchrak.

„Peter Iwanowitſch! Peter Iwanowitſch!“ flüſterte ſie. „Höre auf, Schonung! . . .“

„Hat er denn gegen jemand Schonung geübt, auch nicht einmal gegen uns? Nein, er ſoll die Wahrheit hören. Ich bin gleich fertig. Sage doch, bitte, Alexander, als du ſoeben deine Bekannten ſchmähteſt, ſie Taugenichtſe und Dummköpfe nannteſt, rührte ſich nicht etwas in deinem Herzen, was Gewiſſensbiſſen ähnlich war?“

„Wieſo, Onkel?“

„Weil du von dieſen Tieren mehrere Jahre hindurch herzlich empfangen wurdeſt; wollen wir annehmen, daß dieſe Leute, wenn ſie etwas zu erlangen hofften, Liſt gebrauchten und Ränke ſchmiedeten, wie du ſagſt, von dir konnten ſie aber nichts erwarten; was hieß ſie denn dich zu ſich einladen, dich mit Freundlichkeit überhäufen... das iſt nicht gut, Alexander!“ ſetzte Peter Iwanowitſch ernſt hinzu. „Ein anderer würde ſchon deswegen allein ſchweigen, wenn er einige Mängel an ihnen bemerkt hätte.“

Alexander wurde rot.

„Ich ſchrieb die mir erwieſene Aufmerkſamkeit Ihrer Empfehlung zu,“ erwiderte er, doch ohne Würde und ziemlich demütig. „Außerdem ſind es geſellſchaftliche Beziehungen . . .“

„Nun, gut; wollen wir andre nehmen. Ich bewies dir ſchon einmal, nur weiß ich nicht, ob ich dich davon überzeugt habe, daß du gegen dieſe . . . wie heißt ſie doch? Saſchenka, ungerecht warſt. Anderthalb Jahre verkehrteſt du bei ihnen im Hauſe, hieltſt dich da vom Morgen bis zum Abend auf und wurdeſt noch dazu von dieſem verachtungswürdigen Mädchen, wie du ſie nennſt, geliebt. Ich denke, das verdient nicht Verachtung, ſondern . . .“

„Warum iſt ſie mir denn untreu geworden?“

„Das heißt, warum ſie einen andern lieb gewonnen hat? Auch das haben wir ſchon zu unſrer Befriedigung entſchieden. Glaubſt du wirklich, daß, wenn ſie fortgefahren hätte, dich zu lieben, du nicht ſelbſt erkaltet wäreſt?“

„Ich? Nie.“

„Nun, das begreifſt du noch nicht. Wollen wir weiter gehen.

Du ſagſt, daß du keine Freunde haſt; ich glaubte, du hätteſt ihrer drei.“

„Drei?“ rief Alexander. „Ich hatte einen; doch auch dieſer...“

„Drei,“ wiederholte Peter Iwanowitſch hartnäckig. „Der erſte iſt, von dem Aelteſten angefangen, dieſer eine. Nach einer langjährigen Trennung hätte ſich ein andrer beim Zuſammentreffen von dir weggekehrt, während er dich zu ſich einlud; und als du mit einem ſauren Geſicht bei ihm erſchienſt, erkundigte er ſich teilnehmend, ob du nicht etwas nötig hätteſt, bot dir ſeine Dienſte an und würde dir auch Geld gegeben haben, ich bin davon überzeugt, ja! In unſrem Zeitalter iſt das ein Prüfungsſtein, an den ſich auch das Gefühl nicht ſelten ſtößt . . . nein, ſuche mich mit ihm bekannt zu machen, ich ſehe, daß er ein ordentlicher Menſch iſt und, nach deiner Meinung, ein grauſamer.“

Alexander hatte den Kopf hängen laſſen.

„Nun, was meinſt du, wer iſt dein zweiter Freund?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Wer?“ ſagte Alexander ungläubig. „Niemand . . .“

„Unverſchämter!“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch. „Was ſagſt du dazu, Liſa! Und er wird nicht einmal rot! Erlaube, daß ich dich frage, was ich dir bin?“

„Sie . . . ein Verwandter.“

„Ein wichtiger Titel! Nein, ich dachte mehr. Es iſt nicht gut, Alexander; das iſt ſolch ein Zug, den man ſogar in den Schulvorſchriften für garſtig erklärt und, ich glaube, auch bei Kriloff nicht findet.“

„Aber Sie haben mich ja ſtets von ſich geſtoßen . . .“ erwiderte Alexander ſchüchtern, ohne die Augen zu erheben.

„Ja, als du mich umarmen wollteſt . . .“

„Sie verſpotteten mich, das Gefühl . . .“

„Warum, aus welchem Grunde that ich es?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Sie bewachten jeden meiner Schritte . . .“

„Ah! Endlich kommſt du darauf! Such' dir 'mal ſolch einen Hofmeiſter! Warum habe ich mich mit dir abgegeben. Ich hätte noch etwas hinzufügen können, wenn es nicht einem gemeinen Vorwurf ähnlich wäre . . .“

„Onkel!“ ſagte Alexander, ſich ihm nähernd und ihm beide Hände entgegenſtreckend.

„Zurück auf deinen Platz; ich bin noch nicht fertig!“ ſagte Peter Iwanowitſch kalt. „Den dritten und beſten Freund wirſt du hoffentlich ſelbſt nennen?“

Alexander ſah ihn wieder an und ſchien fragen zu wollen: „wo iſt er denn?“

Peter Iwanowitſch zeigte auf ſeine Frau.

„Sie iſt es.“

„Peter Iwanowitſch,“ unterbrach ihn Liſaweta Alexandrowna. „Du kennſt weder Mitleid noch Großmut; laß ihn . . .“

„Nein, ſtöre mich nicht.“.

„Ich verſtehe die Freundſchaft der Tante zu ſchätzen . . .“ murmelte Alexander unverſtändlich.

„Nein! das verſtehſt du nicht; wenn du es verſtanden hätteſt, ſo würden deine Augen den Freund nicht an der Zimmerdecke ſuchen, ſondern gleich auf ſie zeigen. Wenn du ihre Freundſchaft empfunden hätteſt, ſo würdeſt du aus Achtung zu ihr die Menſchen nicht verachten. Sie allein hätte in deinen Augen die Mängel der andern erſetzt. Wer trocknete deine Thränen und wimmerte dir zu Gefallen? Wer bewies dir ſtets Teilnahme, und was für eine Teilnahme! Nur die Mutter hätte vielleicht alles ſo heftig zu Herzen nehmen können, was dich betrifft, und ſogar ſie würde es nicht verſtehen. Wenn du das fühlen würdeſt, ſo hätteſt du nicht kurz vordem ironiſch gelächelt, du hätteſt geſehen, daß du weder einen Wolf noch einen Fuchs vor dir haſt, ſondern ein Weib, welches dich liebt, wie eine leibliche Schweſter . . .“

„Ach, ma tante!“ ſagte Alexander, welchen dieſer Vorwurf ganz aus der Faſſung gebracht und niedergeſchmettert hatte. „Glauben Sie wirklich, daß ich es nicht zu ſchätzen verſtehe und Sie nicht für eine glänzende Ausnahme von der Menge halte? O mein Gott! Ich ſchwöre . . .“

„Ich glaube Ihnen, Alexander!“ erwiderte ſie. „Hören Sie nicht, was Peter Iwanowitſch ſpricht; er macht aus einer Fliege einen Elefanten und freut ſich, daß er Gelegenheit hat, ſeine Klugheit zu zeigen. Höre auf, um Gotteswillen, Peter Iwanowitſch.“

„Ich bin gleich fertig. Noch eine letzte Ausſage! Du ſagſt, daß du alle deine Pflichten gegen andre erfüllſt?“

Alexander erwiderte nichts und erhob nicht die Augen.

„Nun, ſage mir, liebſt du deine Mutter?“

Alexander lebte plötzlich auf.

„Welch eine Frage!“ ſagte er. „Wen ſollte ich denn ſonſt lieben? Ich vergöttere ſie, ich würde mein Leben für ſie hingeben . . .“

„Gut. Folglich weißt du, daß ſie nur für dich lebt und atmet, daß deine Freude und dein Schmerz auch ihre Freude und ihr Schmerz ſind. Jetzt rechnet ſie die Zeit weder nach Monaten, noch nach Wochen, ſondern nach den Nachrichten, die ſie von dir erhält . . . Sage doch, iſt es lange her, daß du ihr nicht geſchrieben haſt?“

Alexander erſchrak.

„Ungefähr drei Wochen . . .“ murmelte er.

„Nein, vier Monate. Was meinſt du, wie kann ſolch eine Handlung genannt werden? Nun, was biſt du denn für ein Tier? Vielleicht kannſt du es deswegen nicht nennen, weil Kriloff kein ſolches hat“

„Was iſt geſchehen?“ fragte Alexander plötzlich erſchreckt.

„Die Alte iſt aus Kummer krank geworden.“

„Wirklich? O mein Gott!“

„Das iſt nicht wahr!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna und eilte zum Büreau, um einen Brief hervorzuholen, welchen ſie Alexander reichte. „Sie iſt nicht krank, aber ſie grämt ſich ſehr.“

„Du verwöhnſt ihn, Liſa,“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Und du biſt über die Maßen ſtreng. Alexander befand ſich unter ſolchen Umſtänden, daß er einſtweilen abgelenkt wurde . . .“

„Um einer Dirne willen die Mutter zu vergeſſen! Schöne Umſtände!“

„So höre doch auf, um Gotteswillen!“ ſagte ſie dringend, indem ſie auf den Neffen hindeutete. Alexander bedeckte ſich mit den Händen das Geſicht, nachdem er den Brief der Mutter geleſen hatte.

„Stören Sie den Onkel nicht, ma tante. Laſſen Sie ihn mich mit Vorwürfen überhäufen; ich habe noch Schlechteres verdient; ich bin ein Ungeheuer!“ ſagte er mit einer verzweifelten Miene.

„Beruhige dich, Alexander!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Es gibt viele ſolche Ungeheuer. Du haſt dich durch eine Dummheit hinreißen laſſen und unterdeſſen die Mutter vergeſſen; das iſt natürlich; die Liebe zur Mutter iſt ein ruhiges Gefühl. Sie hat in der Welt nur dich allein; deshalb iſt es natürlich, daß ſie ſich grämt. Dafür brauchſt du noch nicht hingerichtet zu werden; ich ſage nur mit den Worten deines Lieblingsautors:

„Anſtatt deine Gevatterinnen zu zählen,
Würdeſt du nicht beſſer thun, Gevatterin, dich ſelbſt zu betrachten?“

und gegen die Schwächen andrer Nachſicht üben. Das iſt eine Regel, ohne welche man ſich ſelbſt und andern das Leben verbittert. Ich bin fertig. Nun gehe ich ſchlafen.“

„Onkel! Sind Sie böſe?“ ſagte Alexander in einem reuevollen Tone.

„Woraus ſchließt du es? Warum ſoll ich mir das Blut verderben? Ich denke nicht daran, böſe zu ſein. Ich wollte nur die Rolle des Bären in der Fabel: „Der Affe und der Spiegel“ ſpielen. Nicht wahr, ich habe ſie doch geſchickt geſpielt, Liſa?“

Im Vorbeigehen wollte er ſie küſſen; doch ſie wandte ſich weg.

„Es ſcheint, daß ich deine Befehle pünktlich erfüllt habe,“ ſetzte Peter Iwanowitſch hinzu. „Was haſt du denn? ja, etwas habe ich doch vergeſſen . . . . in welchem Zuſtande befindet ſich dein Herz, Alexander?“ fragte er.

Alexander ſchwieg.

„Haſt du Geld nötig?“ fragte Peter Iwanowitſch wieder.

„Nein, Onkel . . .“

„Nie wird er drum bitten!“ ſagte Peter Iwanowitſch, die Thür hinter ſich ſchließend.

„Was wird der Onkel von mir denken?“ fragte Alexander nach einem kurzen Schweigen.

„Dasſelbe, was er früher gedacht,“ erwiderte Liſaweta Alexandrowna. „Glauben Sie, daß alles das mit Herz, aus der Seele geſprochen war?“

„Wie denn?“

„O nein! Glauben Sie mir, daß er wichtig thun wollte. Sehen Sie doch, wie er alles das methodiſch vollbracht hat? alle Beweiſe gegen Sie der Reihe nach aufgezählt, zuerſt die ſchwächeren, dann die ſtärkeren, gleich von Anfang an nach der Urſache Ihrer ſchlechten Stimmung geforſcht . . . und dann . . . überall eine Methode! Jetzt hat er es gewiß ſchon vergeſſen.“

„Wie viel Verſtand, welch eine Kenntnis des Lebens, der Menſchen, welch eine Selbſtbeherrſchung!“

„Ja, viel Verſtand und zu viel Selbſtbeherrſchung,“ ſprach Liſaweta Alexandrowna nachdenklich, „aber . . .“

Sie ſchloß mit einem Seufzer.

„Und Sie, ma tante, werden aufhören, mich zu achten? Glauben Sie mir, daß nur dergleichen Erſchütterungen, wie ich ſie ertragen mußte, mich ablenken konnten. O Gott! Meine arme Mutter!“

Liſaweta Alexandrowna reichte ihm die Hand. „Ich werde nie aufhören, in Ihnen das Herz zu achten, Alexander,“ ſagte ſie. „Sie laſſen ſich von dem Gefühl hinreißen und begehen Fehler; doch ich entſchuldige Sie ſtets.“

„Ach, ma tante! Sie ſind das Ideal eines Weibes!“

„Nur ein Weib,“ ſagte ſie.

Der Verweis des Onkels hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt. Alexander vertiefte ſich ſogleich in die qualvollſten Gedanken. Die Ruhe, welche die Tante nur mit Mühe in ſeinem Herzen geſchickt hergeſtellt hatte, ſchien ihn verlaſſen zu haben. Vergebens hoffte ſie wieder ein ſcharfes Urteil von ihm zu hören; ſie regte ihn zu Sticheleien an und bemühte ſich eifrig, ihm ein Epigramm auf Peter Iwanowitſch abzulocken. Alexander war taub und ſtumm. Es ſchien, als hätte man auf ihn einen Eimer mit kaltem Waſſer ausgegoſſen.

„Was fehlt Ihnen? Warum ſind Sie ſo traurig?“ fragte die Tante.

„Mir fehlt nichts, ma tante, das Herz iſt mir etwas ſchwer geworden. Der Onkel hat mir mein eigenes Ich zu erkennen gegeben, wahrlich recht deutlich vorgeſtellt.“

„Hören Sie nicht auf ihn; er ſpricht zuweilen die Unwahrheit.“

„Nein, ſuchen Sie mich nicht zu tröſten. Ich bin jetzt mir ſelbſt zuwider. Ich verachtete und haßte die Menſchen, jetzt auch mich ſelbſt. Vor den Menſchen kann man ſich verbergen; doch wohin ſoll man vor ſich ſelbſt flüchten? Alles iſt ſo nichtsſagend; alle dieſe Güter, die Leere des Lebens, die Menſchen und ich ſelbſt . . .“

„Ach, dieſer Peter Iwanowitſch!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna mit einem tiefen Seufzer. „Er kann jeden ſchwermütig machen!“

„Nur ein negativer Troſt iſt mir geblieben, daß ich niemand getäuſcht habe, weder in der Liebe, noch in der Freundſchaft untreu geworden bin . . .“

„Man hat nicht verſtanden, Sie zu ſchätzen,“ ſagte die Tante, „doch glauben Sie mir, es wird ſich ein Herz finden, welches verſtehen wird, Sie zu ſchätzen; ich bürge Ihnen dafür. Sie ſind noch ſo jung, vergeſſen Sie das alles, beſchäftigen Sie ſich, Sie haben Talent, ſchreiben Sie . . . ſchreiben Sie jetzt etwas?“

„Nein.“

„Thun Sie es doch.“

„Ich fürchte, ma tante . . .“

„Hören Sie nicht auf Peter Iwanowitſch, ſprechen Sie mit ihm von Politik, Agronomie, wovon Sie wollen, nur nicht von Poeſie. Darin wird er Ihnen nie die Wahrheit ſagen. Das Publikum wird

Sie ſchätzen können, Sie werden ſehen . . . Sie werden ſchreiben, nicht wahr?“

„Gut.“

„Werden Sie bald anfangen?“

„Sobald ich können werde. Das iſt jetzt meine einzige Hoffnung . . .“

Peter Iwanowitſch hatte ausgeſchlafen und erſchien, zum Ausgehen gerüſtet, mit dem Hute in der Hand. Auch er gab Alexander den Rat, ſich mit Dienſtangelegenheiten und mit dem landwirtſchaftlichen Abſchnitt des Journals zu beſchäftigen.

„Ich werde mir Mühe geben, Onkel,“ erwiderte Alexander, „doch ich verſprach der Tante . . .“

Liſaweta Alexandrowna gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſchweigen ſollte; doch Peter Iwanowitſch bemerkte es.

„Was, was haſt du verſprochen?“ fragte er.

„Mir neue Noten zu bringen,“ erwiderte ſie.

„Nein, das iſt nicht wahr, was iſt es, Alexander?“

„Eine Erzählung, oder irgend etwas in der Art zu ſchreiben . . .“

„Du haſt alſo die belletriſtiſche Litteratur noch nicht aufgegeben?“ ſagte Peter Iwanowitſch, indem er von ſeinen Kleidern jedes Stäubchen zu entfernen ſuchte. „Und du, Liſa, warum machſt du ihn irre, das iſt nicht gut!“

„Ich habe nicht das Recht, es aufzugeben,“ bemerkte Alexander.

„Wer zwingt dich denn?“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Warum ſoll ich willkürlich und undankbar die achtungswerte Beſtimmung verwerfen, zu der ich berufen bin? Nur eine lichte Hoffnung iſt mir im Leben geblieben, und ich ſoll ſie vernichten? Wenn ich das zu Grunde richte, was mir von Gott eingegeben iſt, ſo richte ich mich ſelbſt zu Grunde . . .“

„Was iſt dir denn eingegeben, erkläre es mir doch, bitte!“

„Das kann ich nicht erklären, Onkel. Das muß man ſelbſt verſtehen. Wurde das Haar auf Ihrem Haupte durch etwas andres als durch den Kamm emporgehoben?“

„Nein!“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Nun, ſehen Sie alſo. Tobte die Leidenſchaft in Ihnen, ſchuf Ihre Phantaſie ſchöne Traumbilder, die nach Verkörperung trachteten, fühlten Sie Ihr Herz lauter ſchlagen?“

„Abſurd, abſurd! Was folgt daraus?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Wer ſo etwas nie empfunden hat, dem kann man auch nicht erklären, warum man ſchreiben möchte, wenn ein unruhiger Geiſt einem Tag und Nacht, man mag wachen oder träumen, wiederholt: ſchreibe, ſchreibe . . .“

„Du verſtehſt ja nicht zu ſchreiben!“

„Höre auf, Peter Iwanowitſch, du verſtehſt ſelbſt nicht, warum willſt du andre ſtören?“ ſagte Liſaweta Alexandrowna.

„Verzeihen Sie, Onkel, wenn ich die Bemerkung mache, daß Sie darüber nicht urteilen können!“

„Wer kann denn urteilen? Sie?“ Peter Iwanowitſch zeigte auf ſeine Frau. „Sie ſagt es abſichtlich, und du glaubſt ihr,“ ſetzte er hinzu.

„Haben Sie mir nicht ſelbſt bald nach meiner Ankunft den Rat gegeben, etwas zu ſchreiben, mich zu prüfen . . .“

„Ja, und du haſt verſucht; es iſt dir nicht gelungen; deshalb müßteſt du alles aufgeben.“

„Haben Sie wirklich keinen einzigen geſcheiten Gedanken, keinen einzigen geglückten Vers bei mir gefunden?“

„Wie ſollte ich ſie nicht finden? Du biſt nicht dumm; wie ſoll man bei einem nicht dummen Menſchen in einigen Pud ſeiner Werke keinen einzigen geſcheiten Gedanken finden? Das iſt aber nicht Talent, ſondern Verſtand.“

„Ach!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna ärgerlich, ſich auf dem Stuhle wendend.

„Und was das Herzklopfen, das Beben, die ſüße Wonne anbetrifft, wer hat ſo etwas nicht erlebt?“

„Ich glaube, du gewiß nicht!“ bemerkte die Frau.

„Wieſo! Erinnerſt du dich, ich bewunderte . . .“

„Was denn? ich erinnere mich nicht.“

„Alle erleben ſo etwas,“ fuhr Peter Iwanowitſch fort, ſich zu dem Neffen wendend. „Wen rührt nicht die Stille oder die Dunkelheit der Nacht, das Rauſchen des Waldes, der Garten, der See, das Meer? Wenn nur die Künſtler es empfinden würden, wer ſollte ſie denn verſtehen? Doch alle dieſe Empfindungen in ſeinen Werken widerzuſpiegeln, das iſt eine andre Sache; dafür iſt das Talent erforderlich; du ſcheinſt es nicht zu beſitzen. Es verbirgt ſich nicht, es glänzt in jeder Zeile, in jedem Strich des Pinſels . . .“

„Peter Iwanowitſch! es iſt Zeit, daß du fährſt,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna.

„Gleich.“

„Du willſt dich auszeichnen?“ fuhr er fort. „Du haſt etwas, worin du dich auszeichnen kannſt. Der Redakteur lobt dich, ſagt, daß deine Aufſätze über die Landwirtſchaft ſehr gut, mit der Fülle und Ausführlichkeit der Univerſitätsbildung bearbeitet ſeien, daß ſie dich für einen gelehrten Meiſter und nicht für einen Handwerker ausgeben. Ich freute mich. Bah! dachte ich, die Adujew haben alle etwas im Kopf! Siehſt du, auch ich habe meinen Ehrgeiz! Auch im Dienſt kannſt du dich auszeichnen und außerdem als Schriftſteller bekannt werden . . .“

„Ein ſchmeichelhafter Ruhm! Ueber den Dünger zu ſchreiben!“

„Jedem das Seine; dem einen iſt es beſchieden in himmliſchen Sphären zu ſchweben, dem andern — im Dünger zu wühlen und daraus Schätze zu erlangen. Ich begreife nicht, warum man einen beſcheidenen Beruf verachten ſoll? Er hat auch ſeine Poeſie. Du ſollteſt dienen, dir durch Arbeit Geld erwerben, eine reiche Partie machen, wie der größte Teil es thut . . . Ich begreife nicht, was du noch haben willſt! Du erfüllſt deine Pflicht, führſt ein ehrenvolles, arbeitſames Leben, darin liegt das Glück! So iſt es nach meiner Meinung. Ich bin dem Rang nach Staatsrat, dem Handwerk nach Fabrikant. Wenn man mir als Erſatz dafür den Ruhm des erſten Poeten anbieten würde, bei Gott, ich würde ihn nicht nehmen!“

„Höre doch auf, Peter Iwanowitſch; du wirſt dich wirklich verſpäten!“ unterbrach ihn Liſaweta Alexandrowna. „Die Uhr iſt gleich zehn.“

„In der That, es iſt Zeit. Nun, auf Wiederſehen. Man bildet ſich, Gott weiß aus welchem Grunde, ein, ein ungewöhnlicher Menſch zu ſein,“ brummte Peter Iwanowitſch im Weggehen.

Zweites Kapitel.

Zu Hauſe angekommen, ſetzte ſich Alexander in einen Lehnſtuhl und verfiel in Nachdenken. Er rief ſich das ganze Geſpräch mit Onkel und Tante ins Gedächtnis zurück und verlangte ſtrenge Rechenſchaft von ſich ſelbſt. Wie konnte er in ſeinen Jahren ſich anmaßen, die Menſchen zu haſſen und zu verachten, ihre Kleinlichkeit und ihre Schwächen beurteilen, jeden von ſeinen Bekannten einer Prüfung unterwerfen und dabei vergeſſen, ſich ſelbſt zu analyſieren! Welch eine Verblendung! Und der Onkel hatte ihm, wie einem Schüler, eine Lehre gegeben, ihn haarklein analyſiert, dazu noch in Gegenwart eines Weibes; wie konnte er nicht ſelbſt darauf kommen! Wie mußte der Onkel an dieſem Abend in den Augen ſeiner Frau gewonnen haben! Das wäre übrigens noch nichts, ſo muß es ſein; doch er hatte ja auf ſeine Rechnung gewonnen. Der Onkel hatte unbeſtreitbar überall die Oberhand über ihn gewonnen. Worin liegt denn, lachte er, der Vorzug der Jugend, der Friſche, des lebhaften Geiſtes, wenn ein nur einigermaßen erfahrener, doch hartherziger Menſch ohne Energie ihn auf jedem Schritt ohne Mühe, ſo im Vorübergehen, mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit vernichtet? Wann wird der Streit gleich und das Uebergewicht endlich auf ſeiner Seite ſein? Auf ſeiner Seite iſt das Talent und ein Ueberfluß an Seelenkräften . . . und doch erſcheint der Onkel als ein Rieſe im Vergleich mit ihm. Mit welcher Sicherheit führt er den Streit, wie leicht beſeitigt er jeden Widerſpruch und erreicht das Ziel ſcherzend, gähnend, das Gefühl, die Herzensergießungen der Liebe und Freundſchaft, mit einem Wort, alles das verſpottend, womit die Jugend gewöhnlich den Neid der Alten zu erregen pflegt.

Die Röte der Scham ſtieg ihm ins Geſicht, als Alexander alles das im Geiſt analyſierte. Er gab ſich das Wort, ſich ſtreng zu überwachen und bei der erſten Gelegenheit den Onkel zu vernichten, indem er ihm beweiſen wollte, daß keine Erfahrung das erſetzen könne, was von Gott eingegeben ſei, daß, mag er, Peter Iwanowitſch, predigen ſoviel es ihm gefalle, ſeit dieſem Augenblicke doch keine einzige von ſeinen kalten, methodiſchen Prophezeiungen in Erfüllung gehen würde. Alexander wird ſelbſt ſeinen Weg finden und ihn nicht mit ſchüchternen, ſondern feſten, gemeſſenen Schritten betreten. Jetzt iſt er ſchon nicht mehr das, was er vor drei Jahren war. Er hat einen Blick in das Geheimnis des Herzens geworfen, das Spiel der Leidenſchaften betrachtet, ſich das Rätſel des Lebens, natürlich nicht ohne Qualen, angeeignet; doch dafür fühlte er ſich für immer abgehärtet.

Er ſieht die Zukunft deutlich, iſt auferſtanden, hat Schwingen erhalten; er iſt ſchon kein Kind mehr, ſondern ein Mann, — jetzt mutig vorwärts! Der Onkel wird es ſehen, und einmal wird die Reihe an ihm ſein, die Rolle eines erbärmlichen Schülers vor einem erfahrenen Meiſter zu ſpielen; er wird zu ſeinem Erſtaunen einſehen müſſen, daß es ein andres Leben, andre Auszeichnungen, ein andres Glück gebe, außer der erbärmlichen Laufbahn, die er erwählt hat und auch ihm, vielleicht nur aus Neid, aufdrängen möchte. Jetzt nur noch eine edle Anſtrengung — und der Kampf iſt zu Ende!

Alexander lebte auf. Er ſchuf ſich wieder eine beſondere Welt; doch war ſie komplizierter als früher. Die Tante ſuchte ihn in dieſer Stimmung zu beſtärken; doch that ſie es heimlich, wenn Peter Iwanowitſch ſchlief, oder auf die Fabrik fuhr, oder im engliſchen Klub war. Sie erkundigte ſich nach ſeinen Beſchäftigungen. Wie ſehr gefiel ihm das! Er erzählte ihr den Plan ſeines Werkes und verlangte in Form eines Rates ihren Beifall zu hören. Oft widerſprach ſie ihm; doch noch öfter ſtimmte ſie ihm bei. Alexander hing an ſeiner Arbeit, wie man an ſeiner letzten Hoffnung hängt. „Außer dem,“ ſagte er der Tante, „gibt es doch nichts mehr; da folgte eine kahle Steppe, ohne Waſſer, ohne Grün, eine Wüſte, — was wird dann das Leben ſein? Man müßte ſich ins Grab legen!“ Und er arbeitete unermüdlich. Zuweilen erinnerte er ſich der erloſchenen Liebe, erregt griff er nach der Feder und ſchrieb eine rührende Elegie. Ein andresmal ſtrömte die Galle zum Herzen und wühlte von ſeinem Boden den Haß und die Verachtung gegen die Menſchen auf, welche unlängſt da getobt hatten — und ſiehe, es entſtanden einige energiſche Verſe. Unterdeſſen dachte er über eine Erzählung nach und ſchrieb. Sie hatte ihm viel Ueberlegung, Gefühl, materielle Arbeit und ein halbes Jahr Zeit gekoſtet. Endlich war die Erzählung fertig, durchgeſehen und ins Reine abgeſchrieben. Die Tante war entzückt.

In dieſer Erzählung ging die Handlung nicht in Amerika vor ſich, ſondern in einem tambowſchen Dorfe. Die handelnden Perſonen waren gewöhnliche Menſchen: Verleumder, Lügner und alle möglichen Auswürfe des Menſchengeſchlechtes in Fracks, Verräterinnen in Korſetts und Hüten. Alles war anſtändig und an ſeinem Platz.

„Ich glaube, ma tante, daß man es dem Onkel zeigen könnte?“

„Ja, ja, gewiß,“ erwiderte ſie, „übrigens wäre es nicht beſſer, wenn man es ohne ihn drucken laſſen würde? Er hat immer etwas dagegen zu ſprechen . . . Sie wiſſen, er nennt es Kinderei.“

„Nein, es iſt beſſer, man zeigt es!“ erwiderte Alexander. „Nach Ihrem Urteil und dem eignen Bewußtſein fürchte ich niemand, ich laß es doch ſehen . . .“

Man zeigte es. Als Peter Iwanowitſch das Heft erblickte, runzelte er ein wenig die Stirn und ſchüttelte den Kopf.

„Was iſt das, habt ihr beide das zuſammen verfaßt?“ fragte er. „Es ſcheint etwas viel, und noch ſo fein geſchrieben; ein Vergnügen, das zu ſchreiben!“

„Du brauchſt nicht gleich den Kopf zu ſchütteln,“ erwiderte die Frau, „höre es erſt an. Leſen Sie uns vor, Alexander. Und du, höre aufmerkſam zu, ſchlummere nicht und ſage uns dein Urteil. Mängel kann man überall finden, wenn man ſie ſuchen will. Sei nachſichtig."

„Nein, warum? Seien Sie nur gerecht," ſetzte Alexander hinzu.

„Nichts zu thun, ich werde es anhören," ſagte Peter Iwanowitſch mit einem Seufzer. „Nur unter der Bedingung, erſtens, nicht gleich nach dem Mittage zu leſen, ſonſt bürge ich nicht dafür, daß ich nicht einſchlafe. Das brauchſt du nicht auf deine Rechnung zu nehmen, Alexander; man mag leſen was man will, am Nachmittage bin ich ſtets ſchläfrig; zweitens, wenn es etwas Geſcheites iſt, ſo werde ich meine Meinung ſagen, wenn nicht, ſo werde ich ſchweigen, und ihr könnt es euch ſelbſt deuten."

Man fing an zu leſen. Peter Iwanowitſch ſchlummerte kein einziges Mal ein, hörte zu, ohne die Augen von Alexander abzuwenden; er blinzelte ſogar nur ſelten und nickte ein paarmal beifällig mit dem Kopfe.

„Siehſt du!" ſagte die Frau halblaut. „Habe ich es dir nicht geſagt?"

Er nickte auch ihr zu.

Zwei Abende dauerte die Vorleſung. Nach der erſten Vorleſung erzählte Peter Iwanowitſch zum Erſtaunen ſeiner Frau alles, was folgen würde.

„Wie weißt du das?" fragte ſie.

„Kein Wunder! Der Gedanke iſt nicht neu; tauſendmal iſt ſchon darüber geſchrieben worden. Es lohnt ſich eigentlich nicht, weiter zu leſen; doch wollen wir ſehen, wie er ſich bei ihm entwickelt hat."

Als am nächſten Abend Alexander mit ſeiner Vorleſung ſchon auf der letzten Seite war, klingelte Peter Iwanowitſch. Der Diener erſchien.

„Bereite mir alles zum Ankleiden vor," ſagte er. „Entſchuldige, Alexander, daß ich dich unterbrochen habe. Ich habe Eile; ſonſt verſpäte ich mich in den Klub zum Whiſt."

Alexander hatte geendigt. Peter Iwanowitſch verließ eilig das Zimmer.

„Nun, auf Wiederſehen!" ſagte er zu ſeiner Frau und Alexander. „Ich komme ſchon nicht mehr hierher!"

„Warte! Warte!" rief die Frau. „Wirſt du denn nichts von der Erzählung ſagen?"

„Laut Abmachung iſt es nicht nötig!" erwiderte er und wollte gehen.

„Das iſt Eigenſinn!" ſagte ſie. „O, er iſt eigenſinnig; das weiß ich! Achten Sie nicht darauf, Alexander."

„Das iſt Mißgunſt!" dachte Alexander. „Er will mich mit Füßen treten, in ſeine Sphäre hineinſtecken."

„Es iſt unbegreiflich, Peter Iwanowitſch!" fing die Frau faſt mit Thränen in den Augen an. „Sage doch wenigſtens etwas. Ich ſah, wie du, um deinen Beifall auszudrücken, mit dem Kopfe nickteſt, folglich gefiel es dir. Nur aus Eigenſinn willſt du es nicht eingeſtehen. Deiner Meinung nach iſt es dummes Zeug, keine Arbeit.

Wie wäre es möglich zuzugeben, daß einem die Erzählung gefällt! Dazu ſind wir viel zu klug. Geſtehe, daß ſie gut iſt."

„Ich nickte mit dem Kopfe, weil aus dieſer Erzählung hervorgeht, daß Alexander klug iſt, doch daß es nicht klug von ihm war, ſie zu ſchreiben."

„Aber, Onkel, ein ſolches Urteil . . ."

„Höre, du glaubſt mir doch nicht, es lohnt ſich nicht zu ſtreiten, wollen wir einen Vermittler wählen. Ich werde ſogar Folgendes thun, um dieſen Streit ein für allemal unter uns zu ſchlichten, mich für den Verfaſſer dieſer Erzählung ausgeben und ſie meinem Freunde, dem Mitarbeiter des Journals, zuſchicken; wollen wir ſehen, was er ſagen wird. Du kennſt ihn und wirſt wahrſcheinlich ſeinem Urteil vertrauen. Er iſt ein erfahrener Mann."

„Gut, wollen wir ſehen."

Peter Iwanowitſch ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb in aller Eile einige Zeilen; dann reichte er Alexander den Brief.

„Auf meine alten Tage habe ich mich der Schriftſtellerei gewidmet," ſchrieb er, „was iſt dabei zu machen; ich will auch dadurch berühmt werden, habe den Verſtand verloren! Die Erzählung, welche ich dieſem Briefe beilege, iſt unter meiner Feder hervorgegangen. Sehen Sie ſie durch, und wenn ſie taugen ſollte, ſo laſſen Sie ſie in Ihrem Journal drucken, ſelbſtverſtändlich, für Geld; Sie wiſſen, daß ich nicht liebe, umſonſt zu arbeiten! Sie werden ſtaunen und nicht glauben wollen; doch ich erlaube Ihnen ſogar meinen Namen zu unterſchreiben; folglich lüge ich nicht."

Von dem günſtigen Erfolge ſeiner Erzählung überzeugt, erwartete Alexander ruhig die Antwort. Er freute ſich ſchon, daß der Onkel im Briefe des Geldes erwähnt hatte.

„Sehr, ſehr vernünftig," dachte er. „Mama klagt, daß Brot billig geworden ſei; vielleicht wird ſie mir nicht ſo bald Geld ſchicken können; es wäre mir ſehr gelegen, ungefähr anderthalb Tauſend zu erhalten."

Drei Wochen waren jedoch vergangen, und die Antwort kam noch immer nicht. Endlich erhielt Peter Iwanowitſch eines Morgens ein großes Paket und einen Brief.

„Ah, da hat er es zurückgeſchickt!" ſagte er mit einem ſchlauen Seitenblick auf ſeine Frau.

Er öffnete nicht den Brief und zeigte ihn auch nicht ſeiner Frau, wie ſehr ſie ihn auch drum bat. An demſelben Abend begab er ſich zum Neffen.

Die Thür war nicht verſchloſſen. Er trat ein. Im Vorzimmer hatte ſich Ewſey auf dem Fußboden längs der Diagonale ausgeſtreckt und ſchnarchte Der Lichtdocht war fürchterlich angebrannt und hing vom Leuchter herab. Er warf einen Blick in das andre Zimmer. Da war es dunkel.

„O Provinz!" brummte Peter Iwanowitſch.

Er ſtieß Ewſey, zeigte ihm die Thür, das Licht und drohte ihm mit dem Spazierſtock. Im dritten Zimmer ſaß Alexander am Tiſch, die Hände auf den Tiſch gelegt, den Kopf auf die Hände geſtützt und ſchlief auch. Vor ihm lag ein Papier. Peter Iwanowitſch warf einen Blick darauf; es waren Verſe. Er nahm das Papier und las Folgendes:

„Des Frühlings ſchöne Zeit iſt vorüber, der bezaubernde Augenblick der Liebe auf ewig verſchwunden; ſie ſchläft in der Bruſt den Grabesſchlaf, und ihre Flamme wird nie das Blut erregen! Auf ihrem verwaiſten Altar habe ich mir längſt ein andres Götzenbild errichtet; ich bete zu ihm, doch . . .“

„Dabei iſt er ſelbſt eingeſchlafen! Bete, mein Lieber, ſei nicht faul!“ ſagte Peter Iwanowitſch laut. „Deine eignen Verſe, wie haben Sie dich erſchöpft! Wozu noch ein andres Urteil? Du haſt dich ſelbſt gerichtet.“

„Ah!“ ſagte Alexander, ſich reckend, „Sie ſind noch immer gegen meine Werke! Sagen Sie doch, Onkel, aufrichtig, was zwingt Sie, ſo hartnäckig das Talent zu verfolgen; es iſt doch unmöglich, es nicht anzuerkennen . . .“

„Der Neid, Alexander. Urteile ſelbſt; du wirſt Ruhm, Ehre, vielleicht ſogar Unſterblichkeit erwerben, und ich werde ein unbedeutender Menſch bleiben und mich mit dem Ruf eines nützlichen Arbeiters begnügen müſſen. Ich bin doch auch ein Adujew! Iſt das nicht beleidigend! Was bin ich? ich habe meine Lebenszeit ſtill, ungekannt, verbracht, nur meine Pflicht erfüllt und bin ſogar ſtolz darauf und glücklich. Iſt es nicht ein erbärmliches Los? Nach meinem Tode, d. h. wenn ich ſchon nichts mehr empfinden werde, werden die verkündigenden Saiten der Sänger nicht von mir reden, die fernen Jahrhunderte, Generationen, die Welt, ſich nicht von meinem Ruhm erfüllen, niemand wird wiſſen, daß es einen Staatsrat Peter Iwanowitſch Adujew gegeben habe, und ich werde mich nicht im Sarge damit tröſten können, wenn der Sarg mit mir auf irgend eine Weiſe bis dahin unverſehrt bleiben ſollte. Welch ein Unterſchied von dir! Du wirſt deine rauſchenden Schwingen ausbreiten und in den Wolken ſchweben! Ich werde mich nur damit tröſten müſſen, daß die Maſſe der menſchlichen Mühen auch einen Tropfen meines Honigs enthält, wie ſich dein Lieblingsautor ausdrückt.“

„Laſſen Sie ihn beiſeite, um Gotteswillen, was iſt er mir für ein Lieblingsautor! Verſteht nur über ſeinen Nächſten zu ſpotten!“

„Ah! Er ſpottet! Haſt du nicht vielleicht ſeitdem aufgehört, Krilow zu lieben, als du dein Porträt bei ihm erblickteſt? Apropos! weißt du auch, daß dein künftiger Ruhm, deine Unſterblichkeit, in meiner Taſche liegen? Ich hätte beſſer gewünſcht, es wäre dein Geld; das iſt ſicherer.“

„Welcher Ruhm?“

„Die Antwort auf meinen Brief.“

„Ach, geben Sie mir, um Gotteswillen, geſchwind! Was ſchreibt er?“

„Ich habe ſie nicht geleſen, lies ſelbſt, doch laut.“

„Und Sie konnten ſich enthalten?“

„Was habe ich denn davon?“

„Wie ſo! Ich bin doch Ihr leiblicher Neffe; die Neugierde wäre natürlich! Welche Gleichgültigkeit! Das iſt Egoismus, Onkel!“

„Kann ſein, ich verteidige mich nicht. Uebrigens weiß ich, was da ſteht. Da, lies.“

Alexander fing mit lauter Stimme an zu leſen, und Peter Iwanowitſch klopfte von Zeit zu Zeit mit dem Spazierſtock an ſeine Stiefel. Der Brief enthielt Folgendes:

> „Was iſt das für eine Myſtifikation, mein teuerſter Peter Iwanowitſch? Sie ſchreiben Erzählungen! Wer wird Ihnen glauben? Und Sie dachten, mich alten Fuchs zu täuſchen! Und wenn es, was Gott verhüte, wahr wäre, wenn Sie wirklich Ihre Feder von den im wörtlichen Sinne des Wortes teuren Zeilen zurückgezogen hätten, von denen jede ſo manches Goldſtück wert iſt, wenn Sie aufgehört haben ſollten, ſolide Totalſummen zu berechnen, und die vor mir liegende Erzählung erzeugt hätten, auch dann würde ich Ihnen ſagen, daß die zerbrechlichen Erzeugniſſe Ihrer Fabrik dauerhafter ſind, als dieſes Werk . . .“

Alexander ließ plötzlich die Stimme ſinken.

„Doch ich verwerfe einen ſolchen beleidigenden Verdacht auf Ihre Koſten,“ fuhr er leiſe und ſchüchtern fort.

„Ich höre nicht, Alexander, lauter!“ ſagte Peter Iwanowitſch.

Alexander fuhr mit leiſer Stimme fort:

> „Weil Sie an dem Verfaſſer dieſer Erzählung Anteil nehmen, wollen Sie wahrſcheinlich meine Meinung wiſſen. Hier iſt ſie. Der Verfaſſer muß ein junger Menſch ſein. Er iſt nicht dumm, doch zu ſehr gegen die ganze Welt aufgebracht. In welcher erbitterten, ergrimmten Stimmung ſchreibt er! Wahrſcheinlich ein Enttäuſchter. O Gott! wann werden ſie endlich ausſterben? Wie ſchade, daß durch eine falſche Lebensanſicht ſo viele Fähigkeiten in leeren, unnützen Träumereien, in einem vergeblichen Streben nach etwas, wozu ſie nicht berufen ſind, untergehen.“

Alexander hielt inne und holte Atem. Peter Iwanowitſch zündete ſich eine Zigarre an und ließ den Rauch in Ringeln emporſteigen. Seine Züge waren wie gewöhnlich ruhig. Alexander fuhr mit einer dumpfen, kaum hörbaren Stimme im Leſen fort:

> „Die Eigenliebe, die Sucht zur Schwärmerei, eine frühzeitige Entwickelung der Herzensneigungen und die Unbeweglichkeit des Verſtandes, was unvermeidlich die Faulheit mit ſich bringt, — das ſind die Urſachen dieſes Uebels. Wo findet man ein Mittel dagegen? Gott weiß!“

„Man hätte alles in drei Worten erklären können,“ ſagte Peter Iwanowitſch, auf die Uhr ſehend, „und er ſchreibt in einem freundſchaftlichen Briefe eine Diſſertation darüber! Iſt er nicht ein Pedant? Lohnt es ſich denn weiterzuleſen, Alexander? Wirf ihn weg, es iſt langweilig. Ich habe dir etwas zu ſagen.“

„Nein, Onkel, erlauben Sie, daß ich den bitteren Kelch leere und zu Ende leſe.“

„Nun, lies, wohlbekomm's.“

„Dieſe traurige Richtung der geiſtigen Fähigkeiten,“ fuhr Alexander im Leſen fort, „äußert ſich in jeder Zeile der von Ihnen geſchickten Erzählung. Sagen Sie doch Ihrem protégé, daß ein Schriftſteller nur dann etwas Geſcheites ſchreiben kann, wenn er ſich nicht unter dem Einfluſſe einer perſönlichen Parteilichkeit befindet. Er muß das Leben und die Menſchen überhaupt mit einem ruhigen, klaren Blicke betrachten; ſonſt gelingt es ihm nur, ſein eignes Ich darzuſtellen, welches keinen angeht. Dieſer Fehler iſt in der ganzen Erzählung vorherrſchend. Die zweite und größte Bedingung, — das brauchen Sie dem Verfaſſer aus Mitleid für ſeine Jugend und die autoriſche Eigenliebe, die unruhigſte aller Eigenlieben, nicht zu ſagen, — iſt das Talent, von dem hier keine Spur vorhanden iſt. Die Sprache iſt übrigens überall richtig und rein, der Autor hat ſogar Stil . . .“ Alexander konnte kaum zu Ende leſen

„Das hätte er gleich ſagen ſollen!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Sonſt hat er da Gott weiß was zuſammengeſchwatzt! Das übrige können wir auch ohne ihn beurteilen.“

Alexander ließ die zitternden Hände ſinken, wie ein Menſch, den ein unerwarteter Schlag betäubt hatte, und ſah ſchweigend mit trüben Augen gerade vor ſich hin. Peter Iwanowitſch nahm ihm den Brief aus der Hand und las im P. S. Folgendes: „Wenn Sie durchaus dieſe Erzählung in unſerm Journal erſcheinen ſehen wollen, ſo werde ich ſie, um Ihnen einen Gefallen zu erweiſen, während der Sommermonate, wenn wenig geleſen wird, drucken laſſen; doch an eine Entſchädigung iſt nicht zu denken.“

„Nun, Alexander, wie fühlſt du dich?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Ruhiger, als ich erwartete,“ erwiderte Alexander mit Anſtrengung. „Ich fühle mich wie ein Menſch, den alles getäuſcht hat.“

„Nein, wie ein Menſch, der ſich ſelbſt täuſchte und auch andre täuſchen wollte . . .“

Alexander hörte dieſe Entgegnung nicht.

„Iſt es wirklich auch nur ein Traum geweſen! Eine Täuſchung!“ flüſterte er. „Welch bitterer Verluſt! Uebrigens iſt es ja nicht das erſte Mal! Doch warum iſt mir dieſer unüberwindliche Drang zur Schöpfung eingegeben worden?“

„Das iſt es eben! Den Drang hat man dir eingegeben, und nicht die Schöpfungskraft, die hat man vergeſſen,“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Habe ich es dir nicht geſagt!“

Alexander ſeufzte; er ſchien zu überlegen. Plötzlich ſtürzte er lebhaft zu ſeinen Schiebladen, öffnete ſie alle, holte einige Hefte, Blätter, Stücke Papier hervor und fing an, ſie mit einer gewiſſen Ergrimmung in den Kamin zu werfen.

„Vergiß dieſes nicht!“ ſagte Peter Iwanowitſch, indem er ihm das Blatt mit den angefangenen Verſen zuſchob, welches auf ſeinem Tiſche lag.

„Auch das!“ ſprach Alexander in Verzweiflung und warf die Verſe in den Kamin.

„Gibt es nicht noch etwas? Suche ordentlich nach,“ ſagte Peter Iwanowitſch, ſich umſehend. „Dein geſcheites Vorhaben ſoll vollſtändig ausgeführt werden. Sieh’, was liegt da auf dem Schranke für ein Pack?“

„Auch das!“ ſprach Alexander, ihn herunterholend. „Das ſind Aufſätze über die Landwirtſchaft.“

„Verbrenne ſie nicht, verbrenne ſie nicht! Gib ſie mir!“ ſagte Peter Iwanowitſch, die Hand ausſtreckend. „Das iſt kein dummes Zeug.“

Aber Alexander hörte ihn nicht.

„Nein!“ ſagte er erbittert, „wenn der edle Schöpfungsgeiſt in der Sphäre des Schönen für mich verloren iſt, ſo will ich auch das Handwerk nicht; darin ſoll mich das Schickſal nicht überwinden!“

Und der Pack flog in den Kamin.

„Schade!“ ſagte Peter Iwanowitſch und wühlte mit dem Stocke im Korbe, welcher unter dem Tiſche ſtand, ob ſich nicht vielleicht noch etwas finden würde.

„Was werden wir denn mit der Erzählung anfangen, Alexander? Sie liegt bei mir.“

„Haben Sie nicht eine Scheidewand zu bekleben?“

„Nein, jetzt nicht. Sollen wir nicht danach ſchicken? Ewſey! Ewſey! Schläfſt ſchon wieder, man wird dir unter der Naſe meinen Mantel wegſtehlen! Gehe geſchwind zu mir hinüber und erfrage bei Waſſili das dicke Heft, welches im Kabinette auf dem Bureau liegt; bringe es her.“

Alexander ſaß, auf die Hand geſtützt, und blickte in den Kamin. Man brachte das Heft. Alexander betrachtete das Erzeugnis ſeiner halbjährigen Mühen und ſchien zu überlegen. Peter Iwanowitſch wurde deſſen gewahr.

„Nun, Alexander, entſchließe dich ſchneller,“ ſagte er. „Dann wollen wir von etwas anderm ſprechen.“

„Auch das!“ rief Alexander, das Heft in den Kamin werfend. Beide ſahen zu, wie es zu brennen anfing, Peter Iwanowitſch mit ſichtbarem Vergnügen, Alexander faſt mit Thränen in den Augen. Das obere Blatt raſſelte und erhob ſich, als wenn eine unſichtbare Hand es umſchlug; der Rand bog ſich ein, es wurde ſchwarz, ſchrumpfte zuſammen und fing plötzlich Feuer; darauf fing ein zweites Feuer, ein drittes, dann erhoben ſich plötzlich mehrere, ein ganzer Haufen loderte auf; doch man ſah unter ihnen die folgende Seite hervorſchimmern; nach ein paar Sekunden fing der Rand an ſchwarz zu werden.

Alexander hatte jedoch leſen können; darauf ſtand: Drittes Kapitel. Er erinnerte ſich ſeines Inhaltes, und es that ihm leid. Er erhob ſich vom Lehnſtuhle, ergriff die Feuerzange, um die Nachbleibſel ſeines Werkes zu retten. „Vielleicht . . .“ flüſterte ihm die Hoffnung zu.

„Warte, es wird mit dem Stocke beſſer gelingen,“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Mit der Feuerzange kannſt du dich verbrennen.“

Er ſchob das Heft in die Mitte des Kamines, gerade auf die

Kohlen. Alexander hielt unentſchloſſen inne. Das Heft war dick und ergab ſich nicht gleich der Gewalt des Feuers. Zuerſt ſtieg ein dicker Rauch auf; von Zeit zu Zeit kam eine Flamme von unten hervor, leckte an den Seiten des Heftes, hinterließ einen ſchwarzen Fleck und verſchwand wieder. Noch konnte man retten. Alexander ſtreckte ſchon die Hand aus; doch in demſelben Augenblicke erhellte die Flamme den Lehnſtuhl, die Züge von Peter Jwanowitſch, den Tiſch; das ganze Heft loderte auf und erloſch einen Augenblick darauf; nur ein Haufen Aſche blieb noch, auf welchem ſtellenweiſe kleine feurige Schlangen ſichtbar wurden. Alexander ließ die Feuerzange fallen.

„Alles iſt aus!“ ſagte er.

„Aus!“ wiederholte Peter Jwanowitſch.

„Ach!“ ſeufzte Alexander, „ich bin frei!“

„Schon zum zweitenmal half ich dir dein Quartier reinigen,“ ſagte Peter Jwanowitſch. „Jch hoffe, daß dieſesmal . . .“

„Unwiderruflich, Onkel.“

„Amen!“ ſetzte der Onkel hinzu, die Hand auf ſeine Schulter legend. „Nun, Alexander, jetzt rate ich dir, nicht zu zaudern; ſchreibe ſogleich an Jwan Jwanowitſch, daß er dir eine Arbeit aus dem landwirtſchaftlichen Abſchnitte ſchicken möchte. Nach allen Dummheiten wirſt du jetzt mit friſchen Kräften etwas recht Geſcheites ſchreiben. Er erkundigt ſich oft, ‚nun, wie geht es denn Jhrem Neffen? . . .‘“

Alexander ſchüttelte traurig den Kopf.

„Jch kann nicht,“ ſagte er. „Nein, ich kann nicht, alles iſt zu Ende.“

„Was wirſt du denn jetzt anfangen?“

„Was ich anfangen werde?“ fragte er nachdenklich. „Fürs erſte nichts.“

„Das verſteht man nur in der Provinz, während hier . . . Wozu biſt du denn eigentlich hergekommen? Das iſt unbegreiflich! . . . Nun, fürs erſte genug davon; ich habe eine Bitte an dich.“

Alexander erhob langſam den Kopf und ſah den Onkel fragend an.

„Du kennſt doch meinen Kompagnon Surkow?“ fragte Peter Jwanowitſch, ſeinen Lehnſtuhl näher rückend.

Alexander nickte mit dem Kopfe.

„Ja, du haſt ihn zuweilen bei mir geſehen; doch haſt du auch recht genau betrachtet, was das für ein Vogel iſt? Er iſt ein guter Burſche, doch ein Windbeutel durch und durch. Seine Hauptſchwachheit ſind die Weiber. Zum Unglücke ſieht er, wie du weißt, ganz gut aus, d. h. er iſt roſig, ſchlank, natürlich ſtets einparfümiert, das Haar gelockt, wie ein Bild gekleidet; deshalb bildet er ſich ein, daß alle Weiber ſterblich in ihn verliebt wären! Hol’ ihn der Teufel, ich hätte es gar nicht bemerkt; doch das iſt eben das Unglück; wenn er ſich einen kleinen Liebeshandel anlegt, ſo fängt die Verſchwendung an. Dann denkt er nur an Ueberraſchungen und Geſchenke; legt ſich auf das Prunken, wechſelt allaugenblicklich ſeine Pferde . . . es iſt ein wahres Elend! Auch meiner Frau machte er den Hof. Ich brauchte mich gar nicht zu kümmern und den Diener nach einem Theaterbillet zu ſchicken; Surkow beſorgte es ſtets. Hatte man nötig, die Pferde umzutauſchen, oder etwas Seltenes zu erlangen, das Gedränge auseinanderzuſtoßen, ein Landhaus zu beſehen, wohin man ihn ſchickte — überall war er ein Goldmenſch! Einen ſo nützlichen Menſchen hätte man auch für Geld nicht haben können. Schade! Ich ſtörte ihn abſichtlich nicht; doch meine Frau wurde ſeiner überdrüſſig; es war nichts zu machen; ich mußte ihn fortjagen. Wenn er zu verſchwenden anfängt, ſo reichen die Prozente nicht aus, er bittet mich dann um Geld; ſage ich ihm ab, ſo redet er von ſeinem Kapital. ‚Was iſt mir eure Fabrik? Man hat niemals Geld in den Händen.‘ So kann er einen bis zum Aeußerſten langweilen. Wenn er ſich doch irgend eine nehmen würde . . . aber nein, immer ſucht er Verbindungen in der Geſellſchaft zu erlangen; ‚ich bedarf einer edlen Intrige,‘ ſagt er, ‚ohne Liebe kann ich nicht leben!‘ Ach! Wie gefällt dir das? Iſt er nicht ein Eſel? Der Burſche iſt beinahe vierzig Jahre alt und kann nicht ohne Liebe leben.“

Alexander dachte an ſich und lächelte traurig.

„Das iſt nur eine Lüge,“ fuhr Peter Iwanowitſch fort. „Später habe ich erfahren, wonach er ſtrebt. Ihm iſt nur daran gelegen, daß man von ihm ſpricht, er ſei in Verbindung mit derjenigen, oder man habe ihn in der Loge dieſer geſehen, oder ſie hätten beide ſpät am Abend auf dem Balkone geſeſſen, oder er ſei irgendwo in einem abgelegenen Orte mit ihr ſpazieren gefahren oder geritten. Unterdeſſen bewährt es ſich, daß dieſe ſogenannten edlen Intrigen, der Teufel möge ſie holen, viel teurer zu ſtehen kommen, als die unedlen. Danach ſtrebt er, der Dummkopf!“

„Wozu führt denn das alles, Onkel?“ fragte Alexander. Ich ſehe nicht, womit ich hier helfen könnte.“

„Das wirſt du gleich ſehen. Vor kurzem iſt die junge Witwe Julia Pawlowna Tafaew aus dem Auslande zurückgekehrt. Sie iſt ſehr hübſch. Ihr Mann und Surkow waren Freunde. Tafaew iſt im Auslande geſtorben. Nun, errätſt du jetzt?“

„Ich vermute, daß Surkow ſich in die Witwe verliebt hat.“

„So iſt es; er hat ganz den Verſtand verloren! Nun, weiter?“

„Weiter . . . das weiß ich nicht . . .“

„Ach, wie du auch biſt! Höre alſo: Surkow hat ein paarmal fallen laſſen, daß er bald Geld nötig haben würde Ich erriet ſogleich, was das bedeuten ſollte; doch wußte ich nicht, von welcher Seite der Wind wehte. Ich forſchte ihn aus, wozu er Geld nötig haben würde? Er zögerte lange, endlich ſagte er, daß er ſich ein Quartier auf der Liteinaja einrichten wolle. Da erinnerte ich mich, daß Frau Tafaew auf der Liteinaja, gegenüber dem Platze wohnt, den er für ſich gewählt hat. Auch das Handgeld hat er ſchon gegeben. Das Unglück iſt unvermeidlich, wenn du nicht hilfſt. Kommſt du jetzt darauf?“

Alexander erhob ein wenig die Naſe, während ſein Blick auf die Wand und Zimmerdecke ſchweifte; dann ſah er ſchweigend den Onkel an.

Peter Iwanowitſch betrachtete ihn lächelnd. Er liebte es zu ſehen, wenn ſich jemand von ſeiten des Verſtandes, des Scharfſinnes eine Blöße gab und wenn er es ihn fühlen laſſen konnte.

„Was iſt dir denn, Alexander? Und du ſchreibſt noch Erzählungen!“ ſagte er.

„Ach, ich habe es, Onkel!“

„Nun, Gott ſei Dank!“

„Surkow bittet um Geld; Sie haben keines und wünſchen, daß ich ihm leihen möchte. Aber Sie wiſſen, daß meine Finanzen . . .“

Peter Iwanowitſch lachte. Alexander endete nicht ſeine Phraſe und ſah den Onkel unentſchloſſen an.

„Nein, das iſt es nicht!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Gibt es denn eine Zeit, wo ich kein Geld habe? Verſuche 'mal, mich darum zu bitten; dann wirſt du ſehen! Siehſt du, Frau Tafaew hat mich durch ihn an meine Bekanntſchaft mit ihrem Manne erinnern laſſen. Ich fuhr zu ihr hin. Sie bat mich, ſie zu beſuchen; ich verſprach es und ſagte, daß ich dich mitbringen würde; nun, jetzt haſt du es hoffentlich verſtanden?“

„Mich?“ wiederholte Alexander, mit großen Augen den Onkel anſehend. „Ja, natürlich, jetzt habe ich es verſtanden . . .“ ſetzte er eilig hinzu; doch ſtockte er auf der letzten Silbe.

„Was haſt du denn verſtanden?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Schlagen Sie mich tot, Onkel, ich verſtehe doch nicht! Erlauben Sie . . . vielleicht iſt das ein angenehmes Haus . . . Sie wollen, daß ich mich zerſtreue . . .“

„Das iſt ſchön! Deswegen ſoll ich dich von Haus zu Haus ſchleppen! Jetzt fehlt es nur noch, daß ich dir zur Nacht den Mund mit einem Tuche bedecke, um ihn vor Fliegen zu ſchützen! Nein, es iſt immer noch nicht das Richtige. Die Sache iſt die, richte es ſo ein, daß Frau Tafaew ſich in dich verliebt!“

Alexander zuckte plötzlich mit den Augenbrauen und ſah den Onkel an.

„Sie ſcherzen, Onkel? Das iſt abſurd!“ ſagte er.

„Was wirklich abſurd iſt, damit thuſt du wichtig, und eine einfache, natürliche Sache nennſt du abſurd. Was liegt darin für eine Abſurdität? Analyſiere, wie abſurd die Liebe ſelbſt iſt: ein Spiel des Blutes, Eigenliebe . . . doch wozu mit dir davon ſprechen; du glaubſt noch immer an die Sympathie der Seelen und daß es einem beſtimmt ſei, wen man lieben werde!“

„Entſchuldigen Sie, jetzt glaube ich an nichts mehr. Iſt es aber möglich, daß man ſich willkürlich verlieben oder jemand verliebt machen könne?“

„Es iſt wohl möglich; doch nicht für dich. Fürchte nicht; ſolch einen ſchwierigen Auftrag gebe ich dir nicht. Mache der Frau Tafaew den Hof, ſei aufmerkſam, laß ſie nicht mit Surkow unter vier Augen bleiben . . . einfacher geſagt, bringe ihn auf, ſtöre ihn; er ſagt ein Wort, du zwei, er — eine Meinung, du eine Widerlegung. Bringe ihn fortwährend aus dem Konzepte, vernichte ihn auf jedem Schritte . . .“

„Warum?“

„Noch immer verſtehſt du es nicht? Damit er anfangs aus Eiferſucht und Aerger ſchier den Verſtand verliert und dann erkaltet. Bei ihm folgt das eine ſehr ſchnell nach dem andern. Er iſt bis zur Dummheit ehrgeizig. Das Quartier hat er dann nicht nötig; das Kapital bleibt heil, auf der Fabrik wird alles nach dem alten gehen . . . nun, verſtehſt du es jetzt? Schon zum fünftenmal treibe ich dieſes Spiel mit ihm; früher als ich unverheiratet und jünger war, that ich es ſelbſt, oder ſchickte einen meiner Freunde.“

„Ich kenne ſie aber nicht,“ ſagte Alexander.

„Deshalb werde ich dich Mittwoch zu ihr führen. Des Mittwochs verſammeln ſich bei ihr einige alte Bekannte.“

„Doch wenn ſie Surkows Liebe erwidert, ſo werden Sie einſehen, daß meine Liebenswürdigkeit und Aufmerkſamkeit allein ihn nicht aufbringen würden.“

„Ach, ſei ruhig! Ein ordentliches Weib wird aufhören, ſich mit ihm zu beſchäftigen, wenn es einen Narren in ihm kennen lernt, beſonders vor Zeugen, das läßt der Ehrgeiz nicht zu Außerdem wenn ein andrer daneben iſt, der klüger und hübſcher iſt, wird ſie ſich ſchämen und ihn ſchneller verabſchieden; dazu habe ich dich gewählt.“

Alexander verneigte ſich.

„Surkow iſt nicht gefährlich,“ fuhr der Onkel fort, „doch Frau Tafaew empfängt nur wenige, ſo daß er vielleicht in ihrem kleinen Kreiſe für einen Löwen und einen klugen Mann gelten könnte. Das Aeußere übt einen großen Einfluß auf die Weiber aus. Er iſt ein Meiſter, Dienſte zu erweiſen, deshalb duldet man ihn auch. Sie wird vielleicht etwas mit ihm kokettieren, und er iſt ſchon gleich hin . . . Auch kluge Frauen lieben, daß man ihretwegen Dummheiten macht, beſonders ſolche, die viel koſten. Doch lieben ſie dabei größtenteils nicht den, der ſie macht, ſondern einen andern . . . Viele wollen es nicht begreifen, unter andern auch Surkow; du ſollſt ihn zur Vernunft bringen.“

„Doch Surkow iſt wahrſcheinlich nicht nur Mittwochs dort; am Mittwoch kann ich ihm hinderlich ſein, aber wie ſoll ich es an andern Tagen?“

„In allem mußt du belehrt werden; ſchmeichle ihr, ſtelle dich etwas verliebt, und vom zweitenmal wird ſie dich nicht zum Mittwoch, ſondern zum Donnerstag oder Freitag einladen; verdoppele die Aufmerkſamkeit; dann werde auch ich ſie zu ſtimmen ſuchen, ihr andeuten, daß du in der That . . . Sie ſcheint, ſo viel ich bemerken konnte . . . ſehr gefühlvoll zu ſein, hat wahrſcheinlich ſchwache Nerven und wäre vielleicht den Sympathien und Herzensergießungen nicht abgeneigt . . .“

„Wie iſt es möglich?“ ſagte Alexander nachdenklich. „Wenn ich mich verlieben könnte, das wäre etwas anders! Ich kann aber nicht . . . und es wird kein Erfolg ſein.“

„Im Gegenteil; er wird erſt recht ſein; wenn du dich verlieben könnteſt, würdeſt du dich nicht verſtellen können; ſie würde es gleich bemerken und euch beide zum Narren halten, während jetzt . . . ärgere mir nur den Surkow; ich kenne ihn, wie meine fünf Finger.

Sobald er ſehen wird, daß es ihm nicht gelingt, wird er aufhören, umſonſt Geld zu verſchwenden; das iſt alles, was ich brauche . . . Höre, Alexander, für mich iſt die Sache recht wichtig; wenn du es thuſt, erinnerſt du dich der zwei Vaſen, welche dir auf der Fabrik ſo gefallen haben? ſie gehören dir; nur das Piedeſtal mußt du dir ſelbſt kaufen.“

„Erbarmen Sie ſich, Onkel, glauben Sie wirklich, daß ich . . .“

„Wozu ſollſt du dich umſonſt abmühen und deine Zeit verlieren. Das wäre ſchön! Nichts! Die Vaſen ſind ſehr hübſch. In der jetzigen Zeit wird für nichts auch nichts gethan. Wenn ich etwas für dich thun werde, ſo biete mir ein Geſchenk an; ich nehme es.“

„Ein ſonderbarer Auftrag!“ ſagte Alexander unentſchloſſen.

„Ich hoffe, daß du dich nicht weigern wirſt, ihn zu erfüllen. Ich bin auch bereit, alles für dich zu thun, was ich kann; haſt du Geld nötig, ſo wende dich an mich . . . Alſo Mittwoch! Die Geſchichte kann nicht mehr als zwei Monate dauern. Ich werde dir ſagen, wenn es genug iſt; dann kannſt du aufhören.“

„Ich bin gern bereit, Onkel, nur iſt es etwas ſeltſam . . . Für den Erfolg bürge ich nicht, wenn ich mich noch ſelbſt verlieben könnte, ſo aber . . .“

„Sehr gut, daß du es nicht kannſt, ſonſt hätteſt du nur die Sache verdorben. Ich bürge ſelbſt für den Erfolg. Lebe wohl!“

Er entfernte ſich. Alexander ſaß noch lange am Kamin vor der teuren Aſche.

Als Peter Iwanowitſch nach Hauſe zurückgekehrt war, erkundigte ſich ſeine Frau nach Alexander, nach ſeiner Erzählung und ob er noch ſchreiben würde?

„Nein, ich habe ihn auf immer davon geheilt.“

Adujew erzählte ihr von dem Inhalte des Briefes, der mit der Erzählung zugleich angekommen war, und auch, daß ſie alles verbrannt hätten.

„Entweder du haſt kein Erbarmen, Peter Iwanowitſch!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna; „oder du verſtehſt nichts ordentlich auszurichten, woran du auch nur Hand anlegen magſt.“

„Haſt du gut gethan, ihn zum Bekritzeln des Papieres zu zwingen? Hat er denn Talent?“

„Nein.“

Peter Iwanowitſch ſah ſie erſtaunt an.

„Warum thuſt du es denn?“

„Haſt du es immer noch nicht verſtanden, nicht erraten?“

Er ſchwieg und erinnerte ſich unwillkürlich der Szene zwiſchen ihm und Alexander.

„Wie könnte man es nicht verſtehen? Das iſt ſehr klar!“ ſprach er, ihr aufmerkſam in die Augen blickend.

„So ſage doch, was iſt es?“

„Was es iſt . . du wollteſt ihm eine Lehre geben, nur anders, weicher, nach deiner Art . . .“

„Du verſtehſt nicht und biſt doch ein kluger Menſch! Warum war er die ganze Zeit fröhlich, geſund, faſt glücklich? Weil er hoffte.

Deshalb habe ich dieſe Hoffnung in ihm genährt; nun, iſt es jetzt klar?“

„Alſo du haſt ihm gegenüber Komödie geſpielt?“

„Ich denke doch, daß es erlaubt iſt. Was haſt du denn gethan? Er thut dir gar nicht leid; du haſt ihm die letzte Hoffnung genommen.“

„Unſinn! Was für eine letzte Hoffnung! es ſind noch viele Dummheiten in Ausſicht.“

„Was wird er jetzt anfangen? Wieder die Naſe hängen laſſen?“

„Nein! Das wird er nicht; dazu hat er jetzt keine Zeit; ich habe ihm Arbeit gegeben . . .“

„Was iſt es, wieder eine Ueberſetzung über Kartoffeln? Kann das einen heißblütigen, begeiſterten jungen Mann intereſſieren? Wenn nur der Kopf beſchäftigt iſt, das iſt dir die Hauptſache.“

„Nein, meine Liebe, nicht über Kartoffeln, ſondern etwas die Fabrik Betreffendes.“

Drittes Kapitel.

Der Mittwoch kam. Im Empfangszimmer von Julia Paulowna hatten ſich ungefähr zwölf bis fünfzehn Gäſte verſammelt. Vier junge Damen, zwei bärtige Ausländer, deren Bekanntſchaft die Wirtin im Auslande gemacht hatte, und ein Offizier bildeten einen Kreis. In einiger Entfernung ſaß auf einer Bergere ein alter Mann, wie es ſchien, eine verabſchiedete Militärperſon mit zwei grauen Haarbüſcheln unter der Naſe und einer Menge Bändchen im Knopfloch. Er unterhielt ſich mit einem bejahrten Manne von den bevorſtehenden Pachten.

Im andern Zimmer ſpielten eine alte Frau und zwei Herren Karten. Am Klavier ſaß ein ganz junges Mädchen; daneben unterhielt ſich ein andres mit einem Studenten.

Die beiden Adujew erſchienen. Es gab nur ſelten jemand, der mit ſolch einer Ungezwungenheit und Würde ein Gaſtzimmer betreten konnte, wie Peter Iwanowitſch. Alexander folgte ihm mit einer gewiſſen Unentſchloſſenheit. Welch ein Unterſchied zwiſchen den beiden! Der eine überragte den andern um eines Kopfes Länge, war ſchlank, ein Mann von ſtarker und geſunder Natur, in den Augen und in ſeinem Benehmen lag Selbſtvertrauen. Doch weder im Blick, noch in den Bewegungen, noch in der Rede, konnte man die Gedanken oder den Charakter von Peter Iwanowitſch erraten, ſo vollſtändig wurde alles in ihm durch den Weltmann und die Selbſtbeherrſchung gedeckt. Er ſchien ſeine Blicke und Geſten zu berechnen. Sein bleiches, gleichgültiges Geſicht zeigte, daß in dieſem Menſchen die Leidenſchaften unter der deſpotiſchen Regierung des Verſtandes nur wenig Freiheit hatten, daß ſein Herz auf den Befehl des Kopfes entweder ſchlug, oder nicht ſchlug. In Alexander zeigte, im Gegenteil, alles einen ſchwachen und zarten Körperbau; auch der veränderliche Ausdruck ſeiner Züge, auch eine gewiſſe Nachläſſigkeit oder Langſamkeit und Ungleichheit der Bewegungen, auch der matte Blick, welcher ſogleich verriet, was für eine Empfindung ſein Herz bewegte, oder was für ein Gedanke ſeinen Geiſt beſchäftigte. Er war von mittlerem Wuchs, doch mager und bleich, nicht von Natur bleich, wie Peter Iwanowitſch, ſondern infolge der unaufhörlichen Seelenerregungen; das Haar bedeckte nicht, wie bei jenem, den Kopf und die Wangen wie ein dichter Wald, ſondern fiel in langen, ſchwachen, doch auffallend weichen, ſeidenartigen, goldig ſchimmernden Strähnen auf die Schläfen und den Nacken herab.

Der Onkel ſtellte ſeinen Neffen vor.

„Und mein Freund Surkow iſt nicht hier?“ fragte Peter Iwanowitſch, ſich verwundert umſehend. „Er hat Sie vergeſſen.“

„O, nein! Ich bin ihm ſehr dankbar,“ erwiderte die Wirtin. „Er beſucht mich; Sie wiſſen, daß ich außer den Bekannten meines ſeligen Mannes niemand empfange.“

„Wo iſt er denn?“

„Er wird gleich hier ſein. Stellen Sie ſich vor, er hat mir und meiner Kouſine verſprochen, zu der Vorſtellung morgen eine Loge zu verſchaffen; man ſagt, es iſt unmöglich . . . er iſt eben hingefahren.“

„Und es wird ihm gelingen; ich bürge für ihn, was das anbetrifft, iſt er ein Genie. Mir verſchafft er ſtets, wenn weder Bekanntſchaft, noch Protektion mir dazu verhelfen können. Wo er es hernimmt, und um welchen Preis, das iſt ſein Geheimnis.“

Surkow erſchien. Seine Toilette war friſch; doch in jeder Falte des Rockes, in jeder Kleinigkeit blickte deutlich die Prätenſion hervor, für einen Löwen zu gelten und alle Modemänner und die Mode ſelbſt zu übertreffen. Zum Beiſpiel, wenn die Mode aufgeſchlagene Fracks verlangte, ſo wurden die Rockſchöße ſeines Frackes dermaßen aufgeſchlagen, daß ſie ausgebreiteten Flügeln glichen; wenn man zurückgeſchlagene Kragen trug, ſo beſtellte er ſich einen ſolchen, daß er in ſeinem Frack, wie ein von hinten ergriffener Spitzbube ausſah, der ſich loszumachen ſucht. Er gab ſeinem Schneider Anweiſungen, wie er nähen ſollte. Als er dieſes Mal bei Frau Tafaew erſchien, war ſeine Krawatte mit einer ſo unmäßig großen Nadel angeſteckt, daß ſie einem Knittel glich.

„Nun, haben Sie bekommen?“ erſcholl es von allen Seiten. Surkow wollte eben antworten, als er Adujew mit dem Neffen erblickte; er hielt plötzlich inne und ſah ſie verwundert an.

„Er ahnt etwas!“ ſagte Peter Iwanowitſch leiſe dem Neffen, „bah, er hat ja einen Spazierſtock, was bedeutet das?“

„Was ſoll das?“ fragte er Surkow, auf den Spazierſtock zeigend.

„Ich ſtolperte, als ich kurz vordem aus dem Wagen ſtieg, und lahme etwas,“ erwiderte jener hüſtend.

„Unſinn!“ flüſterte Peter Iwanowitſch ſeinem Neffen zu. „Betrachte den Stockknopf; ſiehſt du den goldenen Löwenkopf? Vorgeſtern prahlte er damit und ſagte mir, daß er ihn für ſechshundert Rubel bei Barbje gekauft habe, jetzt paradiert er damit; da haſt du gleich eine kleine Probe von den Mitteln, die er gebraucht. Kämpfe und ſchlage ihn aus ſeiner Poſition.“

Peter Iwanowitſch zeigte auf das gegenüberliegende Haus. „Denke daran, daß die Vaſen dir gehören, und begeiſtere dich.“

„Haben Sie ein Billet zu der morgenden Vorſtellung?“ fragte Surkow Frau Tafaew, ſich ihr freundlich nähernd.

„Nein.“

„Erlauben Sie mir, es Ihnen einzuhändigen!“ fuhr er fort und recitierte die ganze Tirade von Sagoretzky aus der Komödie „Gore ot Uma“.

Der Schnurrbart des Offiziers wurde durch ein Lächeln in Bewegung geſetzt. Peter Iwanowitſch ſah den Neffen von der Seite an, während Julia Paulowna errötete. Sie lud Peter Iwanowitſch in ihre Loge ein.

„Ich danke Ihnen ſehr,“ antwortete er, „doch muß ich morgen im Theater bei meiner Frau dejeunieren; erlauben Sie mir, Ihnen als Erſatz dieſen jungen Mann vorzuſtellen . . .“

Er zeigte auf Alexander.

„Ich wollte ihn auch einladen; wir ſind nur drei, ich, meine Kouſine und . . .“

„Er wird mich und im Notfall auch dieſen Schlingel erſetzen können,“ ſagte Peter Iwanowitſch und zeigte auf Surkow, indem er ihr etwas leiſe zuflüſterte. Dabei ſah ſie ein paarmal verſtohlen Alexander an und lächelte.

„Ich danke,“ erwiderte Surkow; „es wäre nicht übel, dieſen Erſatz früher vorzuſchlagen, als es noch kein Billet gab; dann hätte ich geſehen, wer mich erſetzen könnte.“

„Ach! ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Liebenswürdigkeit,“ ſagte die Wirtin lebhaft, ſich an Surkow wendend; „doch lud ich Sie aus dem Grunde nicht ein, weil Sie einen Lehnſtuhl haben. Sie werden gewiß vorziehen, gegenüber der Bühne zu ſein ... beſonders im Ballett . . .“

„Nein, nein, Sie ſcherzen; das können Sie nicht glauben, einen Platz an Ihrer Seite umtauſchen — auf keinen Fall!“

„Er iſt aber ſchon verſprochen . . .“

„Wieſo? Wem?“

„Herrn Renje.“

Sie zeigte auf einen der bärtigen Ausländer.

„Oui, madame m’a fait cette honneur . . . .“ ſagte jener lebhaft.

Surkow ſah mit offenem Munde erſt ihn, dann Frau Tafaew an.

„Ich werde mit ihm tauſchen, ihm meinen Lehnſtuhl anbieten,“ ſagte er.

„Verſuchen Sie es.“

Der Bärtige war mit Händen und Füßen dagegen.

„Ich danke Ihnen unterthänigſt!“ ſagte Surkow, ſich an Peter Iwanowitſch wendend und Alexander von der Seite anſehend. „Das habe ich Ihnen zu verdanken.“

„Iſt keines Dankes wert. Willſt du nicht zu mir in die Loge kommen? Wir ſind mit meiner Frau allein; du haſt ſie ſchon lange nicht geſehen; könnteſt ihr doch den Hof machen.“

Surkow wendete ſich ärgerlich von ihm weg.

Peter Iwanowitſch entfernte ſich unbemerkt. Julia bot Alexander den Platz an ihrer Seite an und ſprach mit ihm eine ganze Stunde. Surkow ſuchte ein paarmal, ſich in das Geſpräch hineinzumiſchen; doch es gelang ihm nicht. Bald fing er vom Ballett an und erhielt zur Antwort ein Ja, wenn ein Nein erforderlich war, bald war es umgekehrt — es war deutlich, man hörte ihn nicht. Dann ging er auf die Auſtern über und verſicherte, daß er am Morgen 160 Stück aufgegeſſen habe; man würdigte ihn ſogar keines Blickes. Er ſagte noch einige allgemeine Redensarten, und da ſie zu nichts führten, griff er nach dem Hute und drehte ſich vor Julia, um ihr zu zeigen, daß er unzufrieden ſei und wegfahren wolle. Aber ſie bemerkte es nicht.

„Ich fahre weg!“ ſagte er endlich ausdrucksvoll. In dieſen Worten lag ein ſchlecht verhehlter Aerger.

„Schon!“ erwiderte ſie ruhig. „Sie werden ſich doch, wenigſtens für einen Augenblick, morgen in meiner Loge zeigen?“

„Welch eine Grauſamkeit! Für einen Augenblick! Sie wiſſen, daß ich den Platz an Ihrer Seite auch nicht gegen einen im Paradies ausgetauſcht hätte.“

„Wenn Sie das Theaterparadies meinen, ſo glaube ich Ihnen.“

Er wäre gern geblieben. Sein Aerger war bei den freundlichen Worten, die Julia ihm beim Abſchied zugeworfen, vergangen. Doch alle hatten geſehen, wie er ſich verbeugte; ob er wollte oder nicht, er mußte ſich entfernen, und er entfernte ſich, ſich umſehend, wie ein Hund, den man zurückgetrieben hat, als er ſeinem Herrn folgen wollte.

Julia Paulowna war ungefähr dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt. Peter Iwanowitſch hatte erraten; ſie beſaß in der That ſchwache Nerven. Doch das hinderte ſie nicht, zugleich auch ein ſehr hübſches, kluges und graziöſes Weib zu ſein. Sie war nur ſchüchtern, ſchwärmeriſch, gefühlvoll, wie größtenteils alle nervöſen Frauen. Ihre Geſichtszüge waren zart, fein, der Blick ſanft und ſtets gedankenvoll, teilweiſe traurig, obgleich ſie keinen Grund dazu hatte, oder, richtiger geſagt, die Nerven waren der Grund. Der Welt und dem Leben ſchien ſie nicht ganz gewogen zu ſein, ſtellte ſich oft die Frage, warum ſie exiſtiere, und fand, daß ſie überflüſſig ſei. Doch Gott behüte, wenn jemand zufällig in ihrer Gegenwart des Grabes oder des Todes erwähnte, — ſie erbleichte. Ihrem Blicke blieb die lichte Seite des Lebens verborgen. Im Garten, im Walde, wählte ſie eine düſtere, dichte Allee und betrachtete gleichgültig eine lachende Landſchaft. Im Theater beſuchte ſie das Drama, ſelten die Komödie und nie ein Vaudeville; ſie hielt ſich die Ohren zu, wenn die Töne eines luſtigen Liedes ſie erreichten, und konnte nie über einen Scherz lachen. Zuweilen hatten ihre Züge einen ſchmerzlichen Ausdruck; doch war es weder ein Schmerz des Leidens, noch der Krankheit, ſondern der Schmerz der Sehnſucht. Man ſah, daß ſie innerlich mit einem verführeriſchen Traume kämpfte und ihm zu erliegen fürchtete. Nach ſolch einem Kampfe war ſie lange ſchweigſam, traurig, oder ſie gab ſich plötzlich einer grundloſen Heiterkeit hin und blieb auch dann ihrem Charakter treu; was ſie fröhlich ſtimmte, hätte einen andern nicht fröhlich ſtimmen können. Alles Nerven! Wenn man dieſe Damen hören ſollte, was reden ſie nicht alles zuſammen! Die Worte: Schickſal, Sympathie, ein unerklärlicher Drang, eine unſägliche Trauer, verwirrte Wünſche, verdrängen einander und doch endet alles mit einem Seufzer, mit dem Worte Nerven und dem Spiritusfläſchchen.

„Wie gut Sie mich verſtanden haben!“ ſagte Frau Tafaew Alexander beim Abſchiede. „Von den Männern hat niemand, auch nicht mein Mann, meinen Charakter ſo gut verſtehen können.“

Die Sache war die, daß Alexander ſelbſt faſt ganz ebenſo war. Hier konnte er ſich gehen laſſen!

„Auf Wiederſehen!“

Sie reichte ihm die Hand.

„Ich hoffe, daß Sie jetzt auch ohne Onkel den Weg zu mir finden werden,“ ſetzte ſie hinzu.

Der Winter rückte heran. An Freitagen aß Alexander gewöhnlich beim Onkel zu Mittag. Doch jetzt waren ſchon vier Freitage vergangen; er erſchien nicht und kam auch nicht an andern Tagen. Liſaweta Alexandrowna ärgerte ſich; Peter Iwanowitſch brummte, weil ſie ſeinetwegen ſich eine halbe Stunde ſpäter zu Tiſch ſetzten. Unterdeſſen war Alexander nicht müßig. Er erfüllte den Auftrag des Onkels. Surkow hatte ſchon lange aufgehört, Frau Tafaew zu beſuchen, und erklärte überall, daß zwiſchen ihnen alles ein Ende genommen und daß er die Verbindung mit ihr gelöſt habe. Eines Abends, das war an einem Donnerstag, fand Alexander in ſeinem Zimmer zwei Vaſen und ein Briefchen vom Onkel. Peter Iwanowitſch dankte ihm für den freundſchaftlichen Eifer und lud ihn, wie gewöhnlich, den nächſten Tag zu Mittag ein. Alexander überlegte; dieſe Einladung ſchien ſeine Pläne zu kreuzen. Am folgenden Tage begab er ſich jedoch eine Stunde vor dem Mittag zu Peter Iwanowitſch.

„Was iſt mit dir? Man ſieht dich ja gar nicht? Sie haben uns vergeſſen?“ mit dieſen Fragen überſchütteten ihn Onkel und Tante.

„Nun Freund, du haſt mir einen Dienſt erwieſen,“ fuhr Peter Iwanowitſch fort, „wider Erwartung! Wozu haſt du den Beſcheidenen geſpielt: ich kann nicht, ich verſtehe nicht! Du verſtehſt nicht! Ich wollte dich ſchon lange ſprechen; doch man kann deiner ja gar nicht habhaft werden. Nun, ich danke dir ſehr! Haſt du die Vaſen unverſehrt erhalten?“

„Ich habe ſie erhalten; doch ich werde ſie zurückſchicken.“

„Warum? nein, nein, nach allen Rechten gehören ſie dir.“

„Nein!“ ſagte Alexander beſtimmt. „Ich werde dieſes Geſchenk nicht annehmen.“

„Nun, wie du willſt! Sie gefallen meiner Frau; ſie wird ſie nehmen.“

„Ich wußte nicht, Alexander,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna mit einem ſchlauen Lächeln, „daß Sie in dieſen Sachen ſo geſchickt wären... Sie haben mir kein Wort davon geſagt . . .“

„Das hat der Onkel ausgedacht,“ erwiderte Alexander verlegen; „es iſt nicht mein Verdienſt; er hat mich gelehrt . . .“

„Ja, ja, höre ihn nur; er verſteht es ſelbſt nicht. Und wie hat er doch die Sache eingerichtet . . . Ich bin dir ſehr dankbar! Der Dummkopf, mein Surkow, wäre beinahe wahnſinnig geworden. Wie mußte ich über ihn lachen! Höre, eine wahre Komödie! Vor zwei Wochen zurück, ſtürzt er zu mir herein, ganz verſtimmt; ich erriet ſogleich die Urſache; doch ließ ich mir nichts merken und fuhr im Schreiben fort, als wüßte ich nichts. Ah! du biſt es. Was gibt es Neues? fragte ich ihn. Er lächelte und wollte gleichgültig erſcheinen . . . während ſeine Augen ſich faſt mit Thränen füllten. ‚Nichts Gutes,‘ erwiderte er, ‚ich komme mit ſchlechten Nachrichten zu Ihnen.‘ Ich ſah ihn mit erheuchelter Verwunderung an. Was gibt es? fragte ich ihn. ‚Ihres Neffen wegen!‘ erwiderte er. Wie ſo? Du erſchreckſt mich, ſprich, was iſt es? fragte ich. Da war es aus mit ſeiner Ruhe; er fing an zu ſchreien, ſich wie ein Wahnſinniger zu gebärden. Ich rückte meinen Lehnſtuhl von ihm weg; es war unmöglich zu ſprechen; er ſprudelte. ‚Sie klagen ſelbſt darüber, daß er wenig arbeitet, und gewöhnen ihn an das Nichtsthun!‘ ſprach er. Ich? ‚Ja, Sie, wer hat ihn mit Julie bekannt gemacht?‘ Ich muß dir nämlich ſagen, daß er die Gewohnheit hat, gleich von dem zweiten Tage ſeiner Bekanntſchaft mit einer Frau ſie beim Vornamen zu nennen. Was iſt denn dabei für ein Unglück? fragte ich. ‚Das Unglück iſt, daß er vom Morgen bis zum Abend bei ihr ſitzt . . .‘“

Alexander errötete plötzlich.

„Sieh' 'mal, wie er aus Bosheit lügt, dachte ich,“ fuhr Peter Iwanowitſch mit einem Blick auf den Neffen fort. „Wird denn Alexander vom Morgen bis zum Abend bei ihr ſitzen! darum habe ich ihn nicht gebeten, nicht wahr?“

Dabei richtete Peter Iwanowitſch auf den Neffen wie ein Inquiſitor ſeinen kalten, ruhigen Blick, der jenem faſt wie Feuer ſchien.

„Ja, ich beſuche ſie . . . zuweilen,“ murmelte Alexander.

„Zuweilen, — das iſt etwas andres,“ fuhr der Onkel fort. „Darum habe ich dich gebeten, aber doch nicht alle Tage. Ich wußte, daß er log. Was ſollteſt du alle Tage anfangen? Es wäre langweilig!“

„Nein! ſie iſt eine ſehr kluge Frau . . . ſehr gebildet . . . liebt die Muſik,“ ſprach Alexander zögernd und rieb ſich das Auge, dann die linke Schläfe, holte das Taſchentuch hervor und wiſchte ſich die Lippen.

Liſaweta Alexandrowna ſah ihn aufmerkſam an, dann wandte ſie ſich weg und lächelte.

„Ah! So, deſto beſſer,“ ſagte Peter Iwanowitſch, „wenn du dich nicht gelangweilt haſt; ich fürchtete ſchon, dir etwas Unangenehmes aufgetragen zu haben . . . Surkow, ſagte ich, ich danke dir, mein Lieber, daß du dich für meinen Neffen intereſſierſt, ich bin dir ſehr dankbar; aber übertreibſt du nicht vielleicht die Dinge? Das

Unglück iſt noch nicht groß ... ‚Wieſo iſt es nicht groß!‘ ſchrie er, ‚dein Neffe beſchäftigt ſich nicht, ein junger Mann muß arbeiten ...‘ Auch das iſt kein Unglück, ſagte ich, was geht es dich an? ‚Wieſo, was es mich angeht, er hat ſich ausgedacht, gegen mich Liſt zu gebrauchen ...‘ Ah, alſo das iſt das Unglück, neckte ich ihn. ‚Gott weiß, was er alles der Julie von mir erzählt; ſie hat ſich jetzt ganz gegen mich verändert. Ich will ihn lehren, den Milchbart;‘ entſchuldige, ſo drückte er ſich aus; ‚wie kann er ſich mit mir meſſen? nur durch Verleumdung hat er die Oberhand gewonnen; ich hoffe, daß Sie ihn zur Vernunft bringen werden ...‘ Ganz gewiß will ich ihm den Kopf waſchen, ſprach ich; doch iſt es wirklich auch wahr? Du ſollſt ihr Blumen geſchenkt haben?“ Peter Iwanowitſch hielt wieder inne und ſchien eine Antwort zu erwarten. Alexander ſchwieg. Peter Iwanowitſch fuhr fort: ‚Wieſo iſt es nicht wahr? Warum bringt er ihr alle Tage ein Blumenboukett? Jetzt haben wir Winter ... was muß es koſten? Ich weiß, was dieſe Bouketts zu bedeuten haben?‘ Alſo ſo iſt es, dachte ich; nein, ich ſehe doch, daß Verwandtſchaft kein leeres Wort iſt, für einen andern würdeſt du dich gewiß nicht in dieſer Weiſe abmühen! Geſchieht es wirklich alle Tage? fragte ich. Warte, ich will ihn fragen, du kannſt mir vielleicht etwas vorlügen. Wahrſcheinlich hat er gelogen! Ja! Es iſt nicht möglich, daß du ...“

Alexander wäre gern unter die Erde geſunken. Peter Iwanowitſch ſah ihm unbarmherzig gerade in die Augen und wartete auf eine Antwort.

„Zuweilen ... habe ich ihr wohl gebracht ...“ ſagte Alexander, die Augen ſenkend.

„‚Alſo doch nur zuweilen, und nicht alle Tage; das wäre in der That nachteilig. Uebrigens mußt du mir ſagen, wieviel dir das alles koſtet; ich will nicht, daß du dich meinetwegen in Unkoſten ſtürzeſt; genug, daß du dich abmühſt. Schreibe mir eine Rechnung.‘ Noch lange ſchwatzte Surkow verſchiedenen Unſinn. ‚Sie machen Spaziergänge zu Fuß oder im Wagen, da wo wenig Menſchen ſind,‘ erzählte er.“

Bei dieſen Worten zuckte Alexander etwas zuſammen; er ſtreckte die Füße unter dem Stuhle hervor und zog ſie plötzich wieder ein. „Ich ſchüttelte zweifelnd den Kopf,“ fuhr der Onkel fort. „Wird er denn alle Tage ſpazieren gehen? ſagte ich. ‚Fragen Sie doch die Menſchen,‘ erwiderte er. Beſſer werde ich ihn ſelbſt fragen, ſagte ich. Es iſt doch nicht wahr!“

„Ich bin zuweilen wohl mit ihr ſpazieren gegangen ...“

„Alſo doch nicht alle Tage; ich habe dich nicht darum gebeten, ich wußte, daß er log. Was iſt denn das für eine große Sache? ſagte ich ihm. Sie iſt eine Witwe, hat keine Verwandten unter den Herren; Alexander iſt beſcheiden, nicht ſo wie du, Schlingel. Deshalb hat ſie ihn gewählt, um nicht ... allein zu ſein. Er wollte nichts davon hören. ‚Nein,‘ ſprach er. ‚Sie können mich nicht täuſchen; ich weiß es. Stets iſt er mit ihr im Theater, ich verſchaffe ihr mit, Gott weiß, welcher Mühe eine Loge, und er präſidiert darin.‘ Hier konnte ich mich nicht mehr halten und lachte auf. So geſchieht es dir recht, Dummkopf! dachte ich. Ei, Alexander! Was biſt du für ein Neffe! Ich ſchäme mich nur, dir ſo viel Sorgen zu verurſachen."

Alexander war wie auf der Folter. Große Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirn. Er hörte kaum, was der Onkel ſprach, und wagte es nicht, weder ihn, noch die Tante anzuſehen.

Liſaweta Alexandrowna erbarmte ſich ſeiner. Durch ein vorwurfsvolles Kopfſchütteln gab ſie dem Manne zu verſtehen, daß er den Neffen quälte. Doch Peter Iwanowitſch ließ ſich nicht ſtören.

„Aus Eiferſucht ſuchte Surkow mich davon zu überzeugen," fuhr er fort, „daß du bis über die Ohren in Frau Taſaew verliebt wäreſt. Nein, entſchuldige, ſagte ich ihm, das iſt gewiß nicht wahr; nach allem, was er erlebt hat, wird er ſich nicht verlieben. Er kennt die Frauen viel zu genau und verachtet ſie . . . Nicht wahr?"

Ohne die Augen zu erheben, nickte Alexander mit dem Kopfe. Liſaweta Alexandrowna litt für ihn.

„Peter Iwanowitſch!" ſagte ſie, um das Geſpräch auf irgend eine Weiſe zu unterbrechen.

„Nun, was wünſcheſt du?"

„Luckjanows Diener iſt mit einem Briefe hier geweſen."

„Ich weiß es, gut. Wo bin ich doch ſtehen geblieben?"

„Peter Iwanowitſch, du wirfſt ſchon wieder die Aſche auf meine Blumen. Sieh' nur, wie das ausſieht!"

„Das thut nichts, meine Liebe, man ſagt, daß die Aſche das Wachstum befördere . . . ich wollte ſagen . . ."

„Peter Iwanowitſch, iſt es nicht ſchon Zeit Mittag zu eſſen?"

„Gut, laß auftragen! Zu gelegener Zeit haſt du an den Mittag erinnert. Surkow ſagte, daß du, Alexander, täglich da zu Mittag ſpeiſteſt, und deshalb an Freitagen nicht zu uns kömmſt, daß ihr beide den Tag zuſammen verbringt . . . Der Teufel weiß, was er alles zuſammenſchwatzte, bis ich ſeiner überdrüſſig wurde und ihm die Thüre wies. Es iſt klar, daß er gelogen hat. Heute iſt Freitag, und doch biſt du hier!"

Alexander legte einen Fuß über den andern und ſenkte den Kopf auf die linke Schulter.

„Ich bin dir ſehr dankbar. Das iſt ein freundſchaftlicher und zugleich auch ein Verwandtſchaftsdienſt!" ſchloß Peter Iwanowitſch. „Surkow hat eingeſehen, daß er da nichts zu thun habe, und ſich retiriert."

„‚Sie denkt, ich würde ihretwegen Seufzer ausſtoßen,' ſagte er, ‚ſie irrt ſich.' Dieſe Worte ſtieß er brüllend hervor und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. ‚Und ich dachte, die Etage gegenüber ihren Fenſtern einzurichten,' ſprach er, ‚Gott weiß, was ich nicht alles für Abſichten hatte; vielleicht ließ ſie ſich das Glück nicht träumen, welches ihr bereitet wurde. Ich wäre ſogar nicht abgeneigt zu heiraten, wenn ſie es verſtanden hätte, mich zu feſſeln Jetzt iſt alles zu Ende. Sie haben mir das Richtige geraten, Peter Iwanowitſch. Ich erſpare das Geld und die Zeit.'"

„Jetzt baroniſiert der Burſche, irrt düſter umher und bittet mich nicht um Geld. Auch ich werde zugleich mit ihm ausrufen: alles iſt zu Ende! Dein Geſchäft iſt ausgerichtet, Alexander, meiſterhaft ausgerichtet! Jetzt kann ich für eine lange Zeit ruhig ſein. Sorge nicht mehr. Jetzt kannſt du ſie im Stich laſſen; ich kann mir denken, wie langweilig es da ſein muß! . . . entſchuldige . . . bitte . . . ich werde es zu verdienen ſuchen. Sollteſt du Geld nötig haben, ſo wende dich an mich. Liſa! Sag', daß man uns guten Wein zum Tiſch gibt; wir werden für den Erfolg der Sache trinken."

Peter Iwanowitſch verließ das Zimmer. Liſaweta Alexandrowna ſah ein paarmal verſtohlen Alexander an; doch, da er kein Wort ſagte, verließ ſie ebenfalls das Zimmer, um den Leuten Befehle zu erteilen. Alexander ſaß in Gedanken vertieft und hatte den Blick zu Boden geſenkt. Endlich erhob er den Kopf und ſah ſich um, — es war niemand da. Er holte Atem, ſah nach der Uhr; es war vier. Eilig ergriff er den Hut, machte ein Zeichen mit der Hand, in der Richtung, in welcher der Onkel ſich entfernt hatte, und ſchlich leiſe, ſich nach allen Seiten umſehend, in das Vorzimmer; dort nahm er ſeinen Mantel, ſtürzte Hals über Kopf die Treppe hinunter und fuhr zu Frau Tafaew.

Surkow hatte nicht gelogen; Alexander liebte Julie. Faſt mit Entſetzen wurde er der erſten Anfälle dieſer Liebe gewahr, als wäre ſie eine Seuche. Furcht und Schande quälten ihn; die Furcht, ſich wieder allen Launen ſeines und eines fremden Herzens zu unterwerfen, die Schande, es den andern und beſonders ſeinem Onkel zu geſtehen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er es hätte vor ihm verheimlichen können. Vor drei Monaten hatte er ſich ſo ſtolz und entſchieden von der Liebe losgeſagt, ſogar ein Epitaphium dieſem unruhigen Gefühle geſchrieben und es dem Onkel zu leſen gegeben; er hatte alle Frauen verachtet, und jetzt lag er plötzlich wieder zu den Füßen eines Weibes! Wieder ein Beweis von kindiſcher Uebereilung. O Gott! Wann wird er ſich von dem unzerſtörbaren Einfluſſe des Onkels befreien? Wird ſein Leben denn nie eine eigne, unerwartete Wendung nehmen, ſondern ſich ſtets nur nach den Prophezeiungen von Peter Iwanowitſch richten? Dieſer Gedanke brachte ihn zur Verzweiflung. Er war bereit, vor der neuen Liebe zu fliehen. Doch wie ſollte er fliehen? Was lag für ein Unterſchied zwiſchen der Liebe zu Nadinka und der Liebe zu Julie! Die erſte Liebe war nichts andres, als ein unglücklicher Irrtum des Herzens, welches Nahrung verlangte; in jenen Jahren iſt das Herz nicht wähleriſch; es nimmt, was vorkommt. Während Julie! Das iſt ſchon kein launenhaftes Mädchen, welches weder ihn, noch ſich ſelbſt, noch die Liebe kennt. Das iſt ein vollſtändig entwickeltes Weib von ſchwachem Körperbau, doch energiſcher Seele; alles in ihr iſt Liebe! Andre Bedingungen des Glückes und des Lebens kennt ſie nicht. Iſt das Lieben denn eine Kleinigkeit? Das iſt auch eine Gabe und Julie iſt ein Genie darin.

Von ſolch einer Liebe hatte er geträumt, von einer erkenntlichen, verſtändigen, doch zugleich auch ſtarken Liebe, die außerhalb ihrer Sphäre nichts kennt. „Ich erſticke nicht vor Freude, wie ein Tier," ſprach er zu ſich ſelbſt, „der Atem vergeht mir nicht; doch es geht ein wichtigerer, höherer Prozeß in mir vor; im vollen Bewußtſein meines Glückes denke ich darüber nach; es iſt vollſtändiger, wenn auch vielleicht ruhiger ... Wie edel, aufrichtig und ungezwungen gab ſich Julie ihrem Gefühle hin. Sie ſchien auf einen Menſchen gewartet zu haben, der ein tiefes Verſtändnis von der Liebe hätte — der Mann war erſchienen. Wie ein rechtmäßiger Eigentümer nahm er Beſitz von dem ererbten Reichtum und wurde demütig anerkannt. Welch eine Wonne, welch eine Seligkeit," dachte Alexander auf dem Wege zu ihr, „iſt doch das Bewußtſein, daß es auf der Welt ein Weſen gibt, welches an jedem Orte an mich denkt, alle Gedanken, Beſchäftigungen und Handlungen auf einen Punkt, einen Begriff, auf den geliebten Gegenſtand konzentriert. Das iſt, ſozuſagen, mein Doppelgänger. Alles, was er hört, oder ſieht, was er ſtreift, oder wovon er geſtreift wird, wird nach dem Eindruck des andern, ſeines Doppelgängers, beurteilt; dieſer Eindruck iſt beiden bekannt, ſie haben einander kennen gelernt; dann wird der auf dieſe Weiſe beurteilte Eindruck aufgenommen und mit unauslöſchlichen Zügen in der Seele feſtgeſtellt. Der Doppelgänger ſagt ſich von den eignen Empfindungen los, wenn ſie von dem andern weder geteilt, noch angenommen werden können. Er liebt das, was der andre liebt, und haßt, was jener haßt. Sie leben ungeteilt in einem Gedanken, in einem Gefühl; ſie haben ein geiſtiges Auge, ein Gehör, einen Verſtand, eine Seele ..."

„Herr! An welcher Selle der Liteinaja iſt es?" fragte der Fuhrmann.

Julie liebte Alexander noch ſtärker, als er ſie liebte. Sie kannte ſelbſt nicht die ganze Kraft dieſer Liebe und ſann nicht darüber nach. Sie liebte zum erſtenmal, das war übrigens nicht der Grund, man kann ja nicht gleich vom zweitenmal anfangen; doch das Unglück lag darin, daß ihr Herz im höchſten Grade entwickelt, von Romanen bearbeitet und nicht nur für die erſte, ſondern auch für jene romantiſche Liebe vorbereitet war, welche in einigen Romanen, aber nicht in der Natur exiſtiert und deshalb ſtets unglücklich iſt, weil ſie in der Wirklichkeit unmöglich iſt. Unterdeſſen fand der Verſtand Juliens keine geſunde Nahrung im Leſen von Romanen und blieb hinter dem Herzen zurück. Sie konnte ſich durchaus keine ſtille einfache Liebe ohne ſtürmiſche Ausbrüche und unmäßige Zärtlichkeit vorſtellen. Sie hätte ſogleich aufgehört einen Mann zu lieben, der ihr nicht zu Füßen gefallen wäre, ſobald ſich Gelegenheit dazu bot, der ihr nicht mit allen Seelenkräften den Liebesſchwur geleiſtet und es gewagt hätte, ſie in ſeinen Umarmungen nicht zu verſengen, oder nicht zu verbrennen, der ſo frei geweſen wäre, ſich außer der Liebe mit etwas anderm zu beſchäftigen, anſtatt den Kelch des Lebens tropfenweiſe in ihren Thränen und Küſſen zu leeren. Daraus entſtand die Schwärmerei, welche ihr eine beſondere Welt ſchuf. Sobald etwas in der Wirklichkeit ſich nicht nach den Geſetzen des Beſonderen erfüllte, empörte ſich ihr Herz; ſie litt. Der ohnehin ſchwache weibliche Organismus wurde zuweilen recht ſtarken Erſchütterungen ausgeſetzt. Die häufigen Erregungen reizten die Nerven und führten endlich eine vollſtändige Zerrüttung herbei. Davon ſtammt dieſe Nachdenklichkeit und grundloſe Betrübnis, dieſe düſtere Lebensanſicht bei manchen Frauen; deshalb ſcheint ihnen die weiſe geſchaffene, nach unabänderlichen Geſetzen ſich vollſtreckende Weltordnung eine ſchwere Feſſel; mit einem Wort, deshalb fürchten ſie ſich vor der Wirklichkeit und bauen ſich eine Welt, die einer Fata Morgana ähnlich iſt.

Wem war es denn gelungen, ſo frühzeitig und ſo falſch das Herz Juliens zu entwickeln, ohne den Verſtand aus ſeiner Ruhe aufzuſtören! Wem! Natürlich jenem klaſſiſchen Triumvirat von Pädagogen, welche auf den Ruf der Eltern erſcheinen, um dem jugendlichen Geiſt ihre Fürſorge zu widmen, ihm aller Dinge Wirkungen und Urſachen zu entdecken, von der Vergangenheit den Schleier zu lüften, ihm zu zeigen, was unter uns, über uns, in uns iſt — eine ſchwere Pflicht! Dafür wurden aber auch drei Nationen zu dieſer wichtigen That berufen. Die Eltern ſagten ſich los von der Erziehung, indem ſie glaubten, daß ihre Sorge ſich nur darauf beſchränkte, der Empfehlung von guten Freunden zufolge den Franzoſen Pulet zu engagieren, damit er in der franzöſiſchen Litteratur, verſchiedenen Wiſſenſchaften und in der damals unvermeidlichen Mythologie den Unterricht erteile; dann den Deutſchen Schmidt, weil es angenommen war, das Deutſche zu lernen, aber durchaus nicht zu erlernen; endlich den ruſſiſchen Lehrer Iwan Iwanowitſch. „Die ruſſiſchen Lehrer ſehen aber alle wie ungekämmt aus," ſagte die Mutter, „ſtets ſind ſie ſchlecht gekleidet, dem Anſehen nach ſchlechter als ein Diener; zuweilen riechen ſie ſogar nach Wein . . . was iſt das für ein Beiſpiel für ein junges Mädchen!"

„Wie iſt es denn möglich, ohne ruſſiſchen Lehrer auszukommen!" entſchied der Vater, „beunruhige dich nicht, ich werde mich bemühen, einen anſtändigen zu finden."

Der Franzoſe ging an die Arbeit. Vater und Mutter waren ſtets um ihn herum. Man lud ihn ein als Gaſt, behandelte ihn mit Ehrerbietung; das war ein teurer Franzoſe. Es fiel ihm leicht, Julie zu unterrichten. Dank der Gouvernante, ſprach ſie franzöſiſch, las und ſchrieb faſt ohne Fehler. Mr. Pulet blieb nichts übrig, als ſie mit Aufſätzen zu beſchäftigen. Er gab ihr verſchiedene Themata auf; bald mußte ſie den Sonnenaufgang beſchreiben, bald Liebe und Freundſchaft definieren, bald den Eltern einen Gratulationsbrief ſchreiben, oder den Abſchied von einer Freundin ſchildern. Julie konnte jedoch nur aus ihrem Fenſter ſehen, wie die Sonne hinter dem Hauſe des Kaufmanns Girin unterging; von den Freundinnen hatte ſie ſich nie getrennt, während Liebe und Freundſchaft . . . Da erwachte in ihr zum erſtenmal eine Idee von dieſen Gefühlen. Es iſt doch notwendig, ſie einmal kennen zu lernen. Nachdem Pulet den ganzen Vorrat dieſer Themata erſchöpft hatte, beſchloß er endlich das unantaſtbare, dünne Heft aufzuſchlagen, auf deſſen Titelblatt mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Cours de littérature française. Wer von uns erinnert ſich nicht dieſes Heftes? Nach zwei Monaten kannte Julie die franzöſiſche Litteratur auswendig, d. h. das dünne Heft; nach drei Monaten hatte ſie ſie vergeſſen; doch die ſchädlichen

Spuren waren geblieben. Sie wußte, daß es einen Voltaire gegeben hat und ſchrieb ihm zuweilen „die Märtyrer“ zu, während ſie Chateaubriand den Dictionnaire philosophique aufdrängte, Montagne nannte ſie Mr. de Montaigne und ſtellte ihn in eine Reihe mit Hugo. Von Molière erzählte ſie, daß er für das Theater ſchreibe; aus Racine hatte ſie die berühmte Tirade gelernt: „A peine nous sortions des portes de Trezènes.“ In der Mythologie hatte ihr beſonders die Komödie gefallen, welche von Vulkan, Mars und Venus geſpielt wurde. Anfangs nahm ſie Vulkan in Schutz; doch als ſie erfuhr, daß er lahm, ungeſchickt und dazu noch gar ein Schmied war, ging ſie auf die Seite von Mars über. Sie hatte auch die Fabel von Semele und Jupiter, von der Verbannung Apollos und ſeinen Streichen auf der Erde liebgewonnen, indem ſie alles ſo aufnahm, wie es geſchrieben ſtand, ohne eine andre Bedeutung in dieſen Märchen zu argwöhnen. Gott weiß, ob der Franzoſe etwas davon argwöhnte! Auf ihre Fragen über die Religion der Alten erwiderte er mit gerunzelter Stirn: „Des bêtises! Mais cette bête de Vulcain devait avoir une drôle de mine . . . écoutez,“ ſetzte er dann hinzu, mit den Augen blinzelnd und ihre Hand ſtreichelnd: „que feriez-vous à la place de Vénus?“ Sie erwiderte nichts und errötete zum erſtenmal in ihrem Leben aus einem ihr unbekannten Grunde. Der Franzoſe vervollkommnete die Erziehung Juliens dadurch, daß er ſie nicht allein theoretiſch, ſondern auch praktiſch mit der neuen Schule der franzöſiſchen Litteratur bekannt machte. Er gab ihr Bücher, die eine Zeit großes Aufſehen erregten: le manuscrit vert, les sept péchés capitaux, L’âne mort und eine ganze Phalanx von Büchern, die damals Frankreich und Europa überſchwemmten. Das arme Mädchen warf ſich mit Gier auf dieſen uferloſen Ozean. Was waren das für Helden, Janen, Balzac, Druino und eine ganze Reihe von großen Männern. Was war ihren wunderbaren Bildern gegenüber das erbärmliche Märchen von Vulkan? Neben dieſen neuen Heldinnen war Venus eine Unſchuld! Und ſie las gierig die neue Schule, lieſt ſie wahrſcheinlich auch jetzt.

Unterdeſſen, während der Franzoſe ſo weit vorgeſchritten war, hatte der ſolide Deutſche noch keine Zeit gehabt, die Grammatik durchzunehmen; mit großer Wichtigkeit ſtellte er Deklinations- und Konjugationstabellen zuſammen; dachte ſich verſchiedene komplizierte Mittel aus, um ſeiner Schülerin die Kaſusendungen beizubringen; erklärte, daß die Partikel „zu“ zuweilen am Ende geſtellt werde u. ſ. w. Als man von ihm Litteratur verlangte, erſchrak der Arme. Man zeigte ihm das Heft des Franzoſen; er ſchüttelte den Kopf und ſagte, daß man im Deutſchen nicht in dieſer Weiſe unterrichten könne, daß es eine Chreſtomathie von Aller gebe, in welcher die Schriftſteller mit ihren Werken verzeichnet ſeien. Doch man ließ ihm keine Ruhe und verlangte, daß er, wie Mr. Pulet, Julie mit verſchiedenen Schriftſtellern bekannt machen ſollte. Der Deutſche verſprach es endlich und kehrte in tiefem Nachdenken nach Hauſe zurück. Er öffnete, oder richtiger geſagt, er deckte ſeinen Schrank auf, indem er die eine Thür ganz herausnahm und ſie an die Wand ſtellte, weil der Schrank ſchon ſeit langer Zeit weder Angeln, noch ein Schloß hatte; dann holte er alte Stiefeln hervor, die Hälfte eines Zuckerhutes, eine Flaſche mit Schnupftabak, eine Karaffe mit Branntwein und eine trockene Brotrinde, dann eine zerbrochene Kaffeemühle, ein Raſiermeſſer mit einem Stück Seife und einer kleinen Bürſte, die in einem Pomadetöpfchen aufbewahrt wurde, alte Tragbänder, einen Schleifſtein und noch andres derartiges Lumpenzeug: — — —

Endlich kam ein Buch zum Vorſchein, ein zweites, ein drittes, ein viertes, fünf im ganzen; ſie waren alle da. Er klopfte ſie aneinander; eine Staubwolke erhob ſich wie Rauch, und beſchattete feierlich das Haupt des Pädagogen.

Das erſte Buch hieß: die Idyllen von Hesner—„gut", ſagte der Deutſche und las mit Genuß die Idylle von dem zerſchlagenen Kruge. Er ſchlug das zweite Buch auf; es war der Gothaiſche Kalender des Jahres 1804. Er blätterte darin und fand die Dynaſtien der europäiſchen Kaiſer, Bilder von verſchiedenen Schlöſſern und Waſſerfällen; „ſehr gut," ſagte der Deutſche. Das dritte Buch war die Bibel; er legte ſie beiſeite, indem er gottesfürchtig ein „Nein!" brummte. Das vierte Buch — Jungas Nächte; er ſchüttelte den Kopf und ſagte: „nein!" Das vierte — Weiße! Der Deutſche lächelte feierlich: „da habe ich's," ſagte er. Als man ihn darauf aufmerkſam machte, daß es noch Schiller, Goethe und andre gebe, ſchüttelte er hartnäckig den Kopf und ſagte: „nein!" Julie gähnte, als der Deutſche ihr die erſte Seite aus Weiße überſetzte, und hörte nicht mehr zu. Auf dieſe Weiſe hatte ihr der Deutſche nur einprägen können, daß die Partikel „zu" zuweilen am Ende geſtellt werde.

Und der Ruſſe? Dieſer that ſeine Pflicht noch gewiſſenhafter als der Deutſche. Faſt mit Thränen in den Augen verſicherte er Julie, daß das Subſtantiv oder das Verbum ſolch ein Redeteil ſei, und die Präpoſition ſo ein; endlich erreichte er es, daß ſie ihm glaubte und die Definition aller Redeteile auswendig lernte. Sie konnte ſogar alle Präpoſitionen, Konjunktionen, Adverbien aufzählen, und wenn der Lehrer ſie fragte: „nun, ſagen Sie mir, welche ſind die Interjunktionen der Furcht oder des Staunens?" antwortete ſie, ohne Atem zu holen: „ach, och, ech, uwi, o, ah, nu, ege!" und der Erzieher war entzückt. Sie lernte auch einige Wahrheiten aus der Syntax kennen; doch konnte ſie dieſelben nie anwenden und blieb bei den grammatikaliſchen Fehlern. Aus der Geſchichte erfuhr ſie, daß es einen Alexander den Großen gegeben hat, daß er viel Krieg geführt, ſehr tapfer und wahrſcheinlich ſehr ſchön geweſen ſei; doch was ſein Jahrhundert für eine Bedeutung gehabt, das fiel weder dem Lehrer, noch der Schülerin ein; übrigens macht auch Kaidanow nicht eben viel Worte darüber. Als man von dem Lehrer Litteratur verlangte, ſchleppte er einen Haufen von alten, gebrauchten Büchern herbei. Da gab es Kantemir, Sumarokow, Lomonoſſow, Derſchawin, Oſerow. Alle gerieten in Erſtaunen; vorſichtig wurde ein Buch aufgeſchlagen, berochen und weggeworfen; man verlangte etwas Neueres. Der Lehrer brachte Karamſin. Doch wie konnte man nach der neuen franzöſiſchen Schule Karamſin leſen! Julie las „die arme Liſa" und einige Seiten aus den „Reiſebeſchreibungen“ durch; dann gab ſie die Bücher dem Lehrer zurück. Die arme Schülerin hatte außer dieſen abgeſchmackten Beſchäftigungen eine Menge Erholungsſtunden — und gar keine edle, geſunde Nahrung für den Geiſt. Der Geiſt ſchlummerte, während das Herz Alarm ſchlug. Da traf es ſich, daß ein dienſtbefliſſener Vetter ihr einige Kapitel aus „Onegin“ und den „Kaukaſiſchen Gefangenen“ brachte. Die Jungfrau lernte die Schönheit der ruſſiſchen Poeſie kennen. Onegin wurde auswendig gelernt und verließ nicht das Kopfkiſſen Juliens. Auch der Vetter hatte es ebenſo, wie die andern Erzieher, nicht verſtanden, ihr die Bedeutung und den Wert dieſes Werkes zu erklären. Sie nahm Tatjana als Beiſpiel und wiederholte in Gedanken ihrem Ideal die feurigen Zeilen aus dem Briefe Tatjanas an Onegin, während ihr Herz von Sehnſucht erfüllt wurde. Die Phantaſie ſuchte bald einen Onegin, bald irgend einen Helden der neuen Schule, einen bleichen, ſchwermütigen, enttäuſchten ... Ein Italiener und ein andrer Franzoſe beendeten ihre Erziehung, indem ſie ihrer Stimme und ihren Bewegungen die gehörigen Dimenſionen erteilten, d. h. ihr das Tanzen, den Geſang und das Spiel beibrachten, oder richtiger geſagt, ſie lernte bis zu ihrer Verheiratung ſpielen, ohne die Muſik ſelbſt zu erlernen. Und ſo erſchien ſie im Alter von achtzehn Jahren doch ſchon mit einem ſtets gedankenvollen Blicke, einer intereſſanten Bläſſe, einer ätheriſchen Taille und einem kleinen Fuß, in den Salons, um ſich der Welt zu zeigen.

Sie wurde von Tafaew bemerkt, einem Manne, der alle Attribute eines Bräutigams beſaß, d. h. einen achtungswerten Rang, ein ſolides Vermögen, ein Kreuz am Halſe, mit einem Wort, Karriere und Fortuna. Man konnte nicht von ihm ſagen, daß er nur ein einfacher, gutmütiger Menſch war. O nein! Er ließ ſich nicht beleidigen und urteilte mit geſundem Verſtand über den jetzigen Zuſtand Rußlands, über ſeine Mängel in landwirtſchaftlicher und induſtriöſer Beziehung; auch wurde er in ſeiner Sphäre für einen Geſchäftsmann gehalten. Das bleiche, gedankenvolle Mädchen, welches einen ſcharfen Gegenſatz zu ſeiner geſunden Natur bildete, machte einen großen Eindruck auf ihn. Während der Soireen verließ er den Kartentiſch und vertiefte ſich in Gedanken, indem er dieſes ätheriſche Traumbild betrachtete, welches an ihm vorüberſchwebte Wenn ihr ſchwermütiger Blick ihn zufällig ſtreifte, wurde der in Salongeſprächen ſo geübte Gladiator dem ſchüchternen Mädchen gegenüber verlegen; oft wollte er ihr etwas ſagen und konnte nicht. Er wurde deſſen überdrüſſig und beſchloß durch die Vermittelung verſchiedener Tanten poſitiver zu handeln. Erkundigungen, welche er über die Mitgift einzog, erwieſen ſich als befriedigend. „Nun, wir können ein Paar werden!“ überlegte er. „Ich bin nur fünfundvierzig Jahre alt; ſie iſt achtzehn; mit unſerm Vermögen würden auch nicht nur zwei gut leben können. Was das Aeußere anbetrifft, ſo iſt ſie eine ſeltene Schönheit, und ich, was man nennt, ein ſtattlicher Mann. Gebildet ſoll ſie auch ſein; nun, auch ich habe einſt gelernt, ich erinnere mich, daß man mich in der lateiniſchen Sprache und in der römiſchen Geſchichte unterrichtete. Noch jetzt weiß ich, daß es da einen Konſul gegeben hat . . . wie heißt er doch . . . hol' ihn der Teufel! Auch über die Reformation wurde vorgeleſen . . . und dieſe Verſe: Beatus ille . . . wie war es weiter? puer, pueri, puero . . . nein, das iſt wieder etwas andres, der Teufel weiß, wie ich das alles vergeſſen konnte. Doch man lernt nur, um zu vergeſſen. Ich bin überzeugt, daß keiner von dieſen Beamten und klugen Männern im ſtande wäre, mir den tapferen Konſul zu nennen . . . oder zu ſagen, in welchem Jahre die olympiſchen Spiele veranſtaltet wurden, folglich lernt man nur, weil es angenommen iſt zu lernen! Und wie ſollte man auch nicht vergeſſen; davon wird ſpäter nie geſprochen, ich glaube, wenn es einer wagen würde, er wäre ſeines Lebens nicht froh! Nein, wir ſind ein Paar!“

So geſchah es, daß Julie, nachdem ſie den Kinderſchuhen entwachſen war, auf ihrem erſten Schritte mit der traurigſten Wirklichkeit zuſammentraf — mit einem gewöhnlichen Manne. Wie ganz anders war er, als jene Helden, welche ihr die Phantaſie und die Poeten geſchaffen hatten!

Fünf Jahre verbrachte ſie in dieſem langweiligen Schlafe, ſo nannte ſie eine Ehe ohne Liebe, plötzlich erſchienen Freiheit und Liebe. Sie lächelte, breitete ſehnend ihre Arme nach ihnen aus und gab ſich ihrer Leidenſchaft hin, wie ein Menſch, der ſich einem ſchnellen Ritte hingibt. Er wird von dem mächtigen Roſſe getragen und vergißt den Raum. Der Atem vergeht ihm, die Gegenſtände ſchweben vorüber; ein friſcher Hauch weht entgegen, die Bruſt wird von einem wonnigen Gefühle gehoben . . . oder wie ein Menſch, der ſich in einem Kahne ſorglos dem Strome der Wellen hingibt; die Sonne wärmt ihn, grüne Ufer ſchimmern, eine ſpielende Welle liebkoſt mit einem ſüßen Murmeln das Boot, eilt dann vorwärts und lockt immer weiter und weiter, indem ſie ihm durch einen unendlichen Waſſerſtrich den Weg zeigt . . . Und er läßt ſich hinreißen. Es iſt keine Zeit zu überlegen, womit der Weg enden könnte; ob das Roß ihn in einen Abgrund, oder die Welle an einen Felſen ſchleudern werde? . . . Die Gedanken werden von dem Winde verweht, die Augen ſchließen ſich, der Zauber iſt unwiderſtehlich . . . auch ſie widerſtand ihm nicht und ließ ſich hinreißen . . . Endlich waren in ihrem Leben die poetiſchen Augenblicke eingetroffen; ſie gewann dieſe ſüße und qualvolle Seelenunruhe lieb, ſie ſehnte ſich nach Aufregung, ſchuf ſich ſelbſt Glück und Qual. Leidenſchaftlich hing ſie ihrer Liebe nach, wie man dem Opium nachhängt, und trank gierig das Herzensgift.

Die Erwartung regte Julie auf. Sie ſtand am Fenſter, und ihre Ungeduld wuchs mit jedem Augenblicke. Sie entblätterte eine Theeroſe und warf ärgerlich die Blätter auf den Boden, während ihr Herz immer lauter ſchlug; das war ein Augenblick der Qual. Sie ſpielte in Gedanken Frage und Antwort: wird er kommen, oder nicht? Die ganze Kraft ihrer Kombination war darauf gerichtet, dieſe ſchwierige Aufgabe zu löſen. Wenn die Antwort bejahend ausfiel, lächelte ſie; im entgegengeſetzten Falle erbleichte ſie. Als Alexander vorfuhr, ſank ſie bleich vor Erſchöpfung in einen Lehnſtuhl; ſo ſtark arbeitete das Herz in ihr. Er trat ein . . . es iſt unmöglich, dieſen

Blick zu beſchreiben, mit dem ſie ihn begrüßte, dieſe Freude, welche ſich augenblicklich über ihre Züge ergoß, als hätten ſie ſich ein Jahr nicht geſehen, und doch hatten ſie ſich erſt am vorhergehenden Abend getrennt. Schweigend zeigte ſie auf die Wanduhr, doch, als er ſich rechtfertigen wollte, hörte ſie ihn nicht an, glaubte, verzieh ihm, reichte ihm die Hand, und beide ſetzten ſich auf den Diwan, ſprachen lange, ſchwiegen lange und ſahen lange einander an. Sie würden gewiß vergeſſen haben zu ſpeiſen, wenn der Diener ſie nicht daran erinnert hätte.

Wie viel Genüſſe! Sogar Alexander hatte nie von ſolch einer Fülle aufrichtiger Herzensergießungen geträumt. Im Sommer machten ſie Spaziergänge außerhalb der Stadt; wenn die Menge von Muſik und Feuerwerk herbeigelockt wurde, ſo ſah man in der Ferne zwiſchen den Bäumen die beiden Hand in Hand wandeln. Im Winter kam Alexander zu Mittag, und dann ſaßen ſie nebeneinander am Kamine, bis die Nacht kam. Zuweilen ließen ſie anſpannen und, nachdem der Schlitten ſie durch die dunklen Straßen getragen hatte, eilten ſie wieder, ihre unerſchöpfliche Unterhaltung an der Theemaſchine fortzuſetzen. Jede Erſcheinung in ihrer Umgebung, jeder augenblickliche Wechſel der Gedanken und Gefühle, alles wurde bemerkt und geteilt. Alexander fürchtete ſich vor einem Zuſammentreffen mit dem Onkel, wie vor Feuer. Zuweilen beſuchte er Liſaweta Alexandrowna; doch es gelang ihr nicht, ihn zur Aufrichtigkeit anzuregen. Stets fürchtete er, daß der Onkel ihn treffen und ihm wieder irgend eine Szene machen würde, und verkürzte deshalb ſeine Beſuche. War er glücklich? Von andern hätte man in ſolch einem Falle Ja und Nein ſagen können, aber von ihm Nein; die Liebe fing bei ihm mit Leiden an. Es gab Augenblicke, wo er die Vergangenheit vergaß, an die Möglichkeit eines Glückes, an Julie und an ihre Liebe glaubte. Dann gab es wieder Augenblicke, wo er mitten in einer Flut von Herzensergießungen ſich plötzlich befangen fühlte und ängſtlich ihrem leidenſchaftlichen, begeiſterten Geflüſter lauſchte. Es ſchien ihm, als könnte ſie ihm untreu werden, oder irgend ein andrer unerwarteter Schickſalsſchlag die Welt der Seligkeit zerſtören. Indem er den Augenblick der Freude genoß, wußte er, daß ſie durch Leiden erkauft werden müſſe; dann überfiel ihn wieder ſeine trübe Seelenſtimmung. Jedoch der Winter verging, der Sommer kam, aber die Liebe endete nicht. Julie ſchloß ſich immer mehr an ihn. Weder Untreue, noch irgend ein andrer Schickſalsſchlag hatte ihn getroffen; es geſchah etwas ganz andres. Sein Blick erhellte ſich. Er gewöhnte ſich an den Gedanken, welcher ihm die Möglichkeit einer beſtändigen Anhänglichkeit in Ausſicht ſetzte. „Nur iſt dieſe Liebe nicht mehr ſo heftig . . .“ dachte er einſt, Julie anſehend; „doch dafür iſt ſie dauerhaft, vielleicht ewig! Ja, ohne Zweifel. Ah, endlich, ich verſtehe dich, Schickſal! Du willſt mich für die vergangenen Qualen belohnen und mich nach langer Wanderſchaft in einen friedlichen Hafen einführen. Alſo da iſt das Aſyl . . . Julie?“ rief er laut.

Sie fuhr zuſammen.

„Was?“ fragte ſie.

„Nein! es war nur ſo . . .“

„Nein! Sagen Sie, Sie hatten einen Gedanken.“

Alexander zögerte. Sie beſtand darauf.

„Ich dachte darüber nach, was zur Fülle unſres Glückes noch fehlt . . .“

„Was denn?“ fragte ſie beſorgt.

„So, es iſt nichts! ich hatte eine ſonderbare Idee . . .“

Julie geriet in Verwirrung.

„Ach! quälen Sie mich nicht, ſprechen Sie!“ ſagte ſie.

Alexander wurde nachdenklich und ſprach halblaut vor ſich hin.

„Wenn ich das Recht hätte, Sie auch nicht auf einen Augenblick zu verlaſſen . . . ſtets und überall mit Ihnen zu ſein, in den Augen der Welt für Ihren rechtmäßigen Beſitzer zu gelten . . . Sie werden mich, ohne zu erröten, oder zu erbleichen, den Ihrigen nennen . . . fürs ganze Leben! Stets darauf ſtolz ſein . . .“

In dieſer erhabenen Sprache redend, kam er endlich auf das Wort: Ehe. Julie zuckte zuſammen und brach in Thränen aus. Sie reichte ihm die Hand mit dem Ausdrucke einer unausſprechlichen Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit; beide lebten auf und fingen an zu ſprechen. Es wurde beſchloſſen, daß Alexander mit der Tante ſprechen und ſie um ihre Vermittelung in dieſer ſchwierigen Angelegenheit bitten ſollte. Vor Freude wußten ſie nicht, was ſie anfangen ſollten. Der Abend war wunderſchön. Sie begaben ſich außerhalb der Stadt in eine Einöde und, nachdem ſie mit großer Mühe einen Hügel gefunden hatten, verweilten ſie dort den ganzen Abend, betrachteten die untergehende Sonne, ſchwärmten von ihrer künftigen Lebensweiſe, nahmen ſich vor, keine unnützen Viſiten weder zu empfangen, noch ſelbſt zu machen und ſich nur auf einen engen Bekanntenkreis zu beſchränken. Darauf kehrten ſie nach Hauſe zurück und beſprachen ſich über die zukünftige Hausordnung und die Lage der Zimmer. Alexander machte den Vorſchlag, ihr Ankleidezimmer in ſein Kabinett zu verwandeln, damit es ſich neben dem Schlafgemache befinde.

„Was wünſchen Sie für Möbeln zu Ihrem Kabinette?“ fragte Julie.

„Ich möchte ſie aus Nußholz und mit blauem Samt gepolſtert haben.“

„Das iſt ſehr nett und wird auch nicht leicht ſchmutzig; für ein Herrenkabinett müſſen durchaus dunkle Farben gewählt werden, die hellen verderben bald vom Rauche. Hier, in dieſer kleinen Paſſage, welche aus ihrem zukünftigen Kabinette in das Schlafgemach führt, werde ich ein Boskett einrichten; das wird hübſch ſein, nicht wahr? Da werde ich einen Lehnſtuhl für mich hinſtellen, damit ich, wenn ich leſe oder arbeite, Sie in Ihrem Kabinette ſehen kann.“

„Jetzt wird es nicht mehr lange dauern, daß ich ſo von Ihnen Abſchied nehmen muß,“ ſprach Alexander beim Abſchiede.

Sie legte ihm die Hand auf den Mund.

Den Tag darauf begab ſich Alexander zu Liſaweta Alexandrowna, um ihr das zu entdecken, was ſie ſchon längſt wußte, und ſie um Rat und Hilfe zu bitten. Peter Iwanowitſch war nicht zu Hauſe.

„Nun, ich bin bereit!“ ſagte ſie, nachdem ſie ſeine Beichte angehört hatte. „Sie ſind kein Knabe mehr, können Ihre Gefühle beurteilen und über ſich ſelbſt verfügen. Eilen Sie nur ja nicht und lernen Sie ſie ordentlich kennen.“

„Ach, ma tante, wenn Sie ſie kennen würden! Wie viel Verdienſte!“

„Zum Beiſpiel?“

„Sie liebt mich . . .“

„Das iſt gewiß ein großes Verdienſt; doch in der Ehe ſind auch andre erforderlich.“

Sie führte einige allgemeine die Ehe betreffenden Wahrheiten an, wie der Mann und die Frau ſein ſollten.

„Warten Sie nur. Der Herbſt naht,“ ſetzte ſie hinzu, „alle werden zur Stadt ziehen. Dann werde ich Ihre Braut beſuchen, ihre Bekanntſchaft machen und mich der Sache annehmen. Verlaſſen Sie ſie nicht; ich bin überzeugt, daß Sie der glücklichſte Ehemann ſein werden.“

Der Frauen größte Liebhaberei iſt, die Männer zu verheiraten; zuweilen ſehen ſie, daß die Ehe nicht recht gehen will, oder nicht gehen ſollte, und doch ſuchen ſie auf alle mögliche Weiſe die Sache zu fördern. Wenn ſie nur eine Hochzeit veranſtalten können, mögen dann die Neuvermählten thun, was ſie wollen! Gott weiß, aus welchem Grunde ſie ſich dieſe Mühe geben!

Alexander bat die Tante, vor der Beendigung der Sache kein Wort davon an Peter Iwanowitſch zu verraten.

Der Sommer ſchwand; auch der langweilige Herbſt ging vorüber. Es war wieder Winter. Adujew und Julie ſahen ſich ebenſo oft. Sie ſchien die Tage, Stunden und Minuten zu berechnen, welche ſie zuſammen verbringen konnten. Sie benützte jede Gelegenheit dazu.

„Wann werden Sie morgen in den Dienſt gehen?“ fragte ſie zuweilen.

„Ungefähr um elf.“

„Dann kommen Sie um zehn zu mir, wollen wir zuſammen frühſtücken. Sie brauchen gar nicht in den Dienſt zu gehen. Als ob man auch nicht ohne Sie . . .“

„Unmöglich! Das Vaterland . . . die Pflichten . . .“ ſprach Alexander.

„Das nenne ich ſchön! Sagen Sie, daß Sie lieben und geliebt werden. Sollte Ihr Chef denn nie geliebt haben? Wenn er ein Herz hat, ſo wird er es verſtehen. Sie können auch Ihre Arbeit mitbringen; wer ſtört Sie, hier zu arbeiten?“

Zuweilen ließ ſie ihn nicht ins Theater gehen, und ſeine Bekannten durfte er faſt nie beſuchen. Als Liſaweta Alexandrowna ihr eine Viſite machte, konnte Julie lange nicht zur Beſinnung kommen, als ſie ſah, wie jung und ſchön die Tante Alexanders war. Sie hatte ſie ſich, als eine Tante, vorgeſtellt als eine ältliche, häßliche Frau, wie es größtenteils alle Tanten ſind; ſtatt deſſen fand ſie eine Frau von ſechsundzwanzig Jahren und dazu noch eine Schönheit! Sie machte Alexander eine Szene und erlaubte ihm nicht mehr ſo oft den Onkel zu beſuchen. Doch was hatte ihre Eiferſucht und ihr Deſpotismus im Vergleiche mit dem Deſpotismus von Alexander zu bedeuten? Er war von ihrer Anhänglichkeit überzeugt, wußte, daß Untreue und Erkalten nicht in ihrem Charakter lagen, und doch war er eiferſüchtig, und wie! Es war nicht jene Eiferſucht aus Ueberfluß an Liebe, welche weint, ſtöhnt, dem Herzen ſo viel Qualen verurſacht, welche fürchtet, ihr Glück zu verlieren, ſondern eine herzloſe, kalte, gleichgültige Eiferſucht. Er tyranniſierte die arme Frau aus Liebe, wie manche aus Haß nicht tyranniſieren können. Zuweilen ſchien es ihm, wenn Gäſte da waren, daß ſie nicht oft und nicht zärtlich genug ihn anſah; er blickte um ſich, wie ein Raubtier, und Gott behüte, wenn er in dem Augenblicke neben Julie einen jungen Mann, oder überhaupt einen Menſchen, oft ein Weib, ja ſogar zuweilen einen Gegenſtand erblickte. Sie wurde von Beleidigungen, Sticheleien und Vorwürfen überhäuft. Sie mußte ſich auf der Stelle rechtfertigen und ſich durch verſchiedene Opfer loskaufen, ihm unbedingt gehorchen; bald durfte ſie nicht mit jenem ſprechen, bald ſich nicht dieſem nähern; ſie mußte das ſpöttiſche Lächeln und das Geflüſter der ſcharfſichtigen Beobachter ertragen, erröten, erbleichen, ſich kompromittieren.

Wenn ſie eine Einladung erhielt, ſo richtete ſie, ohne zu antworten, erſt einen fragenden Blick auf ihn; runzelte er die Stirn, ſo ſagte ſie bleich und zitternd augenblicklich ab. Zuweilen gab er ihr die Erlaubnis, ſie machte Toilette und war ſchon im Begriff in den Wagen zu ſteigen, als er plötzlich in einer Laune des Augenblickes ſein drohendes Veto ausſprach; ſie blieb zurück, die Pferde wurden abgeſpannt. Oft bereute er es ſpäter, bat um Verzeihung, ſchlug vor hinzufahren; doch wie ſollte ſie ſich wieder ankleiden und die Pferde anſpannen laſſen. So blieb es. Zum Gegenſtande ſeiner Eiferſucht wählte er nicht ſchöne, geiſtreiche, talentvolle Männer, ſondern ſogar Mißgeburten, und endlich alle diejenigen, deren Phyſiognomie ihm mißfiel. Eines Tages empfing ſie einen Gaſt, der aus der Gegend kam, wo ihre Verwandten lebten. Der Gaſt war ein ältlicher, häßlicher Mann, ſprach nur von der Ernte und ſeiner Senatsangelegenheit, ſo daß Alexander deſſen überdrüſſig wurde und ſich in das anſtoßende Zimmer entfernte. Er hatte keinen Grund, eiferſüchtig zu ſein. Endlich verabſchiedete ſich der Gaſt.

„Ich habe gehört,“ ſagte er, „daß Sie jeden Mittwoch zu Hauſe ſind, erlauben Sie es mir, mich dem Kreiſe Ihrer Bekannten anzuſchließen?“

Julie lächelte und wollte eben ſagen: bitte! als plötzlich aus dem andern Zimmer ein Geflüſter, welches lauter war als ein Schrei, ſich vernehmen ließ: ich will nicht!

„Ich will nicht!“ wiederholte Julie laut, indem ſie zuſammenfuhr.

Doch Julie ertrug alles. Sie empfing keine Gäſte, fuhr nie aus und ſaß unter vier Augen mit Alexander.

Sie fuhren fort, ſyſtematiſch ihre Seligkeit zu genießen. Nachdem ſie den ganzen Vorrat der bekannten und ihnen zu Gebote ſtehenden Genüſſe erſchöpft hatten, fing ſie an, neue zu erfinden, um in dieſe auch ohnedem an Vergnügungen reiche Welt einige Veränderung hineinzubringen. Welch einen Erfindungsgeiſt entwickelte Julie! Doch auch er wurde erſchöpft. Es blieb nichts mehr zu wünſchen und zu erleben übrig.

Es gab keinen einzigen Ort außerhalb der Stadt, den ſie nicht beſucht, keine einzige Vorſtellung, der ſie nicht zuſammen beigewohnt, kein einziges Buch, das ſie nicht durchgeleſen und beſprochen hätten. Sie lernten ihre Gefühle, Anſichten, ihre Mängel und Verdienſte kennen; nichts hinderte ſie, den gefaßten Plan auszuführen.

Aufrichtige Herzensergießungen wurden ſelten. Zuweilen ſaßen ſie ſtundenlang, ohne ein Wort zu ſprechen. Doch Julie war auch im Schweigen glücklich.

Von Zeit zu Zeit wandte ſie ſich an Alexander mit einer Frage, erhielt ein Ja oder Nein und war zufrieden; erhielt ſie es nicht, ſo ſah ſie ihn aufmerkſam an; er lächelte, und ſie war wieder glücklich. Wenn er nicht gelächelt und nichts erwidert hätte, ſo würde ſie angefangen haben, jede Bewegung, jeden Blick zu beobachten, zu deuten, und die Vorwürfe wären nicht ausgeblieben.

Von der Zukunft ſprachen ſie nicht mehr, weil Alexander dann eine Befangenheit fühlte, die er ſich nicht erklären konnte, und das Geſpräch abzubrechen ſuchte. Er fing an zu überlegen und zu bedenken. Der magiſche Kreis, den die Liebe um ſein Leben geſchlungen hatte, war ſtellenweiſe geriſſen, in der Ferne zeigten ſich ihm bald die Züge ſeiner Freunde und eine Reihe von heiteren Vergnügungen, bald glänzende Bälle mit einer Menge Schönen, bald der ſtets beſchäftigte Onkel, bald ſeine vernachläſſigten Arbeiten . . .

In einer ſolchen Gemütsſtimmung ſaß er eines Abends bei Julie. Draußen wütete ein Schneegeſtöber. Der Schnee ſchlug an die Fenſter und blieb in Flocken an den Scheiben kleben. Der Wind heulte im Kamine ſein trauriges Lied. Im Zimmer vernahm man nur die einförmige Schwingung des Pendels der Wanduhr und von Zeit zu Zeit die Seufzer Juliens. Alexander ließ ſeine Blicke im Zimmer herumſchweifen, ſah nach der Uhr; es war zehn; noch ungefähr zwei Stunden mußte er hier verbringen; er gähnte. Sein Blick fiel auf Julie. Sie ſtand an den Kamin gelehnt, das bleiche Antlitz auf die Schulter neigend, während ihre Augen Alexander beobachteten, jedoch nicht mit dem Ausdrucke des Mißtrauens, ſondern der Liebe, der Wonne und des Glückes. Sie ſchien mit einer geheimen Empfindung, einem ſüßen Traume zu kämpfen. Die Nerven arbeiteten ſo angeſtrengt, daß ſogar das Beben der Wonne ſie in eine krankhafte Erſchöpfung verſetzte; Qual und Seligkeit waren bei ihr unzertrennlich. Alexander hatte nur einen trockenen, unruhigen Blick für ſie. Er trat an das Fenſter und klopfte mit den Fingern an die Scheiben, indem er auf die Straße hinausſchaute. Ein gemiſchtes Geräuſch von Stimmen und vorbeifahrenden Wagen drang von der Straße zu ihnen ein. In allen Fenſtern ſchimmerte Licht; Schatten ſchwebten vorüber. Es ſchien, als hätte ſich da, wo es mehr beleuchtet war, eine fröhliche Menge verſammelt; vielleicht wurden da lebhafte Gedanken, feurige Empfindungen ausgetauſcht; vielleicht gab es dort ein geräuſchvolles, fröhliches Leben. Und in jenem ſchwach beleuchteten Fenſter arbeitete wahrſcheinlich jemand an einem edlen Werke. Da fiel es ihm ein, daß er ſchon ſeit beinahe zwei Jahren ein müßiges, einfältiges Leben führte; zwei Jahre mußte er aus dem Reſultate ſeiner Lebensjahre ſtreichen — und daran war die Liebe ſchuld! Er fiel über die Liebe her.

„Und was iſt das für eine Liebe!“ dachte er, „ohne Leben, ohne Energie. Dieſe Frau hat ſich dem Gefühle, wie ein Opfer, ergeben, ohne Kampf, ohne Anſtrengung, ohne Hinderniſſe; eine ſchwache, charakterloſe Frau! Sie hat den erſten beſten mit ihrer Liebe beglückt; hätte ich mich nicht eingefunden, ſo würde ſie Surkow ebenſo lieben, ſie fing ſchon an zu lieben. Ja! Sie kann ſich nicht rechtfertigen; ich habe es geſehen. Sie hätte ſich einem andern ergeben, wenn er gewandter und dreiſter geweſen wäre, als ich . . . das iſt unmoraliſch! Iſt das Liebe? Wo iſt denn hier die Sympathie der Seelen, von welcher gefühlvolle Seelen reden? Und doch wie wurden unſre Seelen angezogen; es ſchien, als müßten ſie auf ewig verſchmelzen! Der Teufel weiß, was das iſt, man kann daraus nicht klug werden!“ flüſterte er ärgerlich.

„Was thun Sie da? Woran denken Sie?“ fragte Julie.

„Nichts Beſonderes . . .“ ſagte er gähnend und ſetzte ſich auf den Diwan, in einiger Entfernung von ihr, indem er mit einer Hand das brodierte Sofakiſſen ergriff.

„Setzen Sie ſich hierher, näher.“

Er rührte ſich nicht und erwiderte nichts.

„Was fehlt Ihnen?“ fuhr ſie fort, ſich ihm nähernd; „Sie ſind heute unerträglich!“

„Ich weiß nicht . . .“, ſagte er gelangweilt, „es iſt mir, als wenn ich . . .“

Er wußte nicht, was er ſagen ſollte. Er hatte ſich noch immer nicht erklären können, was in ihm vorging.

Sie ſetzte ſich neben ihn, ſprach von der Zukunft und lebte allmählich auf. Sie ſtellte ihm das Bildnis ihres glücklichen Familienlebens vor, ſcherzte und ſchloß ſehr zärtlich:

„Sie ſind mein Mann! Sehen Sie,“ ſagte ſie ringsherum zeigend, „bald wird alles das Ihnen gehören. Sie werden in dieſem Hauſe ebenſo, wie in meinem Herzen, herrſchen. Jetzt bin ich unabhängig, kann thun, was ich will, fahren, wohin ich will, dann wird aber ohne Ihren Befehl nichts von der Stelle gerührt werden; ich ſelbſt werde durch Ihren Willen gebunden ſein; welch eine ſchöne Feſſel! Wann werden Sie mir ſie denn anlegen? . . . Mein ganzes Leben hindurch träumte ich von einem ſolchen Mann, von einer ſolchen Liebe . . . jetzt geht der Traum in Erfüllung . . . das Glück iſt nah, ich glaube kaum daran, es iſt mir, als träume ich. Iſt es nicht der Lohn für alle meine vergangenen Leiden?“

Es war Alexander peinlich, dieſe Worte zu hören.

„Und wenn ich aufhören würde, Sie zu lieben?“ fragte er plötzlich, indem er ſeiner Stimme einen ſcherzhaften Klang zu geben ſuchte.

„Dann würde ich Sie an den Ohren reißen,“ erwiderte ſie, ihn beim Ohr ergreifend, und ſeufzte; ſchon dieſe ſcherzhafte Andeutung machte ſie nachdenklich. Er ſchwieg.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte ſie plötzlich lebhaft. „Sie ſchweigen, hören mich kaum an, ſehen zur Seite . . .“

Sie rückte näher an ihn heran, legte ihre Hand auf ſeine Schulter und fing leiſe, faſt flüſternd, von demſelben Thema zu ſprechen an, doch ohne die frühere Sicherheit. Sie erinnerte ihn an ihre Annäherung, an das Erwachen ihrer Liebe, an ihre erſten Zeichen und erſten Freuden. Ein wonniges Gefühl durchſchauerte ſie; der Atem verging ihr; auf den bleichen Wangen erglühten zwei kleine rote Flecken. Sie wurden allmählich größer, die Augen glänzten, ſchloſſen ſich dann wie im Traum, der Buſen hob und ſenkte ſich. Sie ſprach kaum hörbar, während ihre Hand mit Alexanders weichem Haar ſpielte; dann ſchaute ſie ihm in die Augen. Er befreite leiſe den Kopf aus ihrer Hand, holte aus der Taſche ein Kämmchen hervor und glättete ſorgfältig das in Unordnung geratene Haar. Sie ſtand auf und ſah ihn aufmerkſam an.

„Was fehlt Ihnen, Alexander?“ fragte ſie unruhig.

„Wie ſie mich quält! Ich weiß es ſelbſt nicht!“ dachte Alexander und ſchwieg.

„Sie langweilen ſich?“ ſagte ſie plötzlich; in ihrer Stimme lag Frage und Zweifel.

„Ich langweile mich!“ dachte er, „das Wort iſt gefunden! Ja! das iſt eine qualvolle, tödliche Langeweile! Schon ſeit einem Monat iſt dieſer Wurm mir ins Herz geſchlichen und nagt an ihm . . . O mein Gott! was ſoll ich thun? Und ſie redet von Liebe und Ehe! Wie ſoll ich ſie zur Vernunft bringen?“

Sie ſetzte ſich ans Klavier und ſpielte einige ſeiner Lieblingsſtücke. Er hörte ſie nicht und ſaß noch immer in Gedanken vertieft da.

Julie ließ die Hände ſinken. Sie ſeufzte, hüllte ſich in ihren Shawl und ließ ſich auf die andre Ecke des Diwans nieder, während ihre Blicke ſchmerzlich auf Alexander ruhten.

Er ergriff den Hut.

„Wohin?“ fragte ſie erſtaunt.

„Nach Hauſe.“

„Die Uhr iſt noch nicht elf.“

„Ich muß meiner Mutter ſchreiben; es iſt ſchon lange her, daß ich ihr nicht geſchrieben habe.“

„Wieſo? Sie haben ihr vorgeſtern geſchrieben.“

Er ſchwieg; was ſollte er ſagen? In der That hatte er geſchrieben und ſich flüchtig darüber geäußert, das hatte er vergeſſen; doch die Liebe vergißt keine einzige Kleinigkeit. In ihren Augen iſt alles, was mit dem geliebten Gegenſtande in Berührung kommt, ein wichtiges Ereignis. In dem Geiſte des Liebenden entſteht ein feines Gewebe aus den Beobachtungen, Erinnerungen, Vermutungen alles deſſen, was den geliebten Menſchen umringt, was in ſeiner Sphäre geſchieht und in einiger Beziehung zu ihm ſteht. Die Liebe bedarf nur eines Wortes, einer Andeutung, eines Blickes, einer kaum bemerkbaren Bewegung der Lippen, um eine Vermutung zu bilden, aus welcher eine Kombination und dann ein entſcheidender Schluß entſteht, welcher der Liebe entweder Qual oder Seligkeit bringt. Die Logik der Liebenden iſt zuweilen falſch, zuweilen zum Erſtaunen richtig, die Vermutungen und Kombinationen türmen ſich ſchnell zu einem Bau, doch die Kraft der Liebe zerſtört ihn noch ſchneller bis auf den Grund; zuweilen bedarf es nur eines Lächelns, einer Thräne, höchſtens zwei, drei Worte, um den Verdacht zu beſeitigen. Eine derartige Kontrolle kann weder eingeſchläfert, noch getäuſcht werden. Bald fällt dem Liebenden etwas ein, was ein andrer ſich nicht hätte träumen laſſen, bald ſieht er das nicht, was unter ſeiner Naſe geſchieht, bald iſt er ſcharfſichtig bis zum Hellſehen, bald kurzſichtig bis zur Blindheit.

Julie ſprang vom Diwan auf, wie eine wilde Katze, und ergriff ſeine Hand.

„Was bedeutet das? Wohin?“ fragte ſie.

„Nichts, wirklich nichts; ich bin nur ſchläfrig; ich habe heute wenig geſchlafen, das iſt alles.“

„Wenig geſchlafen! Sie haben doch am Morgen geſagt, daß Sie neun Stunden geſchlafen und ſogar Kopfſchmerzen davon bekommen hätten?“

Wieder hatte er gefehlt.

„Nun, ich habe Kopfſchmerzen . . .“, ſagte er etwas verwirrt, deshalb will ich fahren.“

„Sie ſagten nach dem Mittag, daß ſie vergangen wären.“

„O mein Gott! Was haben Sie für ein Gedächtnis! Das iſt unerträglich. Ich habe ganz einfach das Verlangen, zu Hauſe zu ſein.“

„Gefällt es Ihnen hier nicht? Was erwartet Sie denn zu Hauſe?“

Sie ſchaute ihm in die Augen uud ſchüttelte mißtrauiſch den Kopf. Es gelang ihm, ſie zu beruhigen, und er fuhr weg.

„Vielleicht könnte ich heute Julie nicht beſuchen?“ Dieſe Frage ſtellte ſich Alexander am andern Morgen bei ſeinem Erwachen. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. „Ich fahre nicht hin,“ ſetzte er entſchloſſen hinzu.

„Ewſey! Meinen Mantel!“ Er wanderte in der Stadt umher.

„Wie luſtig, wie angenehm iſt es, allein ſpazieren zu gehen!“ dachte er, „man kann gehen, wohin man will, ſtehen bleiben, ein Aushängeſchild durchleſen, die Schaufenſter betrachten, hier angehen, dort angehen, . . . es iſt wirklich ſehr ſchön! Die Freiheit iſt ein herrliches Gut! Ja, wirklich; die Freiheit, im weiten, erhabenen Sinne des Wortes, bedeutet: allein ſpazieren zu gehen!“ Er klopfte mit dem Spazierſtocke an das Trottoir und grüßte fröhlich ſeine Bekannten. Auf der Morskoi erblickte er in dem Fenſter eines Hauſes ein bekanntes Geſicht. Der Bekannte winkte ihm mit der Hand und bat ihn, einzutreten. Er ſah hin. Ah! das war ja Düme! Er ging hinein, aß da zu Mittag, blieb bis zum Abend, am Abend ging er ins Theater, von da aus zu einem Souper. Er wußte, was ihn zu Hauſe erwartete, und beeilte ſich nicht, zurückzukehren. In der That, er fand zu Hauſe ein halbes Dutzend Zettel auf ſeinem Tiſche vor und einen ſchlaftrunkenen Diener im Vorzimmer. Dem Diener war es befohlen, den Herrn zu erwarten. Die Zettel enthielten Vorwürfe, Ausforſchungen und Spuren von Thränen. Den Tag darauf mußte er ſich rechtfertigen. Als Entſchuldigung wurden Dienſtangelegenheiten vorgebracht. Nur mit Mühe wurde der Friede zwiſchen ihnen hergeſtellt. Nach ungefähr drei Tagen wiederholte ſich von beiden Seiten dasſelbe. Es kam immer wieder. Julie hatte abgenommen; ſie fuhr nirgends aus, empfing niemand, doch ſchwieg ſie, weil Alexander ſich über die Vorwürfe ärgerte.

Ungefähr zwei Wochen darauf beſchloß Alexander mit ſeinen Freunden, einen Tag zu wählen und ihn recht vergnügt zu verbringen. Doch an demſelben Morgen erhielt er einen Zettel von Julie, wo ſie ihn bat, recht früh zu kommen und den ganzen Tag bei ihr zu bleiben. Sie ſchrieb, daß ſie krank, traurig ſei, daß ihre Nerven leiden u. ſ. w. Aergerlich fuhr er zu ihr hin, um ſie davon zu benachrichtigen, daß er ihren Wunſch der vielen Geſchäfte wegen nicht erfüllen könnte.

„Ja, natürlich, ein Diner bei Düme, das Theater, das Fahren nach Eisbergen, das ſind ſehr wichtige Geſchäfte . . .“, ſagte ſie ſchwermütig.

„Was bedeutet das?“ fragte er ärgerlich. „Sie ſcheinen mich zu beobachten? Das werde ich mir nicht gefallen laſſen.“

Er erhob ſich und wollte gehen.

„Warten Sie, hören Sie mich an!“ ſagte ſie, „ich muß mit Ihnen ſprechen.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Einen Augenblick,“ ſetzen Sie ſich.“

Er ließ ſich wider Willen auf den Rand des Stuhles nieder.

Sie faltete die Hände und betrachtete ihn aufmerkſam, als wenn ſie in ſeinen Zügen die Antwort leſen wollte, die ſie zu erwarten hatte.

Ungeduldig wandte er ſich auf ſeinem Platze. „Schneller! Ich habe keine Zeit!“ ſagte er trocken.

Sie ſeufzte.

„Lieben Sie mich nicht mehr?“ fragte ſie, den Kopf ſchüttelnd.

„Wieder das alte Lied!“ ſagte er, mit dem Aermel den Hut glättend.

„Wie es Sie langweilt!“ verſetzte ſie.

Er ſtand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Einen Augenblick darauf hörte er ſie ſchluchzen.

„Das fehlte nun noch,“ ſagte er, beinahe mit Wut, vor ihr ſtehen bleibend. „Haben Sie mich nicht genug gequält?“

„Ich habe Sie gequält!“ rief ſie, noch lauter ſchluchzend.

„Das iſt unerträglich!“ ſagte Alexander, ſich zum Gehen wendend.

„Nun, ich werde nicht weinen,“ ſprach ſie haſtig, die Thränen trocknend. „Sehen Sie, ich weine nicht mehr, bleiben Sie nur, ſetzen Sie ſich.“ Sie bemühte ſich zu lächeln, während die Thränen tropfenweiſe auf ihre Wangen herabfielen.

Alexander wurde von Mitleiden ergriffen. Er ſetzte ſich und bewegte den einen Fuß hin und her. In Gedanken ſtellte er ſich eine Frage nach der andern und kam zu dem Schluſſe, daß er erkaltet ſei und Julie nicht mehr liebe. Aus welchem Grunde? Gott weiß es! Sie liebt ihn mit jedem Tage mehr; war das vielleicht der Grund? O mein Gott! Welch ein Widerſpruch! Alle Bedingungen des Glückes ſind vorhanden. Nichts ſteht ihnen im Wege; kein andres Gefühl lenkt ſie ab; doch iſt er erkaltet! O Leben! Wie ſollte er Julie beruhigen? Sich opfern? Die langen, langwierigen Tage kümmerlich mit ihr verleben; ſich verſtellen, das verſtand er nicht; doch ſollte er ſich nicht verſtellen, ſo würde er ſtets ihre Thränen ſehen, ihre Vorwürfe anhören müſſen, ſie und ſich ſelbſt quälen . . . Ihr des Onkels Theorie von der Untreue und dem Erkalten anführen . . . Doch ſie weint ja, ohne etwas einſehen zu wollen! Was ſollte er thun?

Als Julie ſah, daß er ſchwieg, ergriff ſie ſeine Hand und ſchaute ihm in die Augen. Er wandte ſich langſam ab und befreite leiſe ſeine Hand. Er fühlte ſich nicht zu ihr hingezogen, im Gegenteil, bei ihrer Berührung überlief ihn ein kalter, unangenehmer Schauer. Sie verdoppelte die Liebkoſungen. Er erwiderte ſie nicht und wurde noch kälter und unwirſcher. Sie zog plötzlich ihre Hand von ihm zurück, während die Röte ihr ins Geſicht ſtieg. Der weibliche Stolz, die beleidigte Eigenliebe, das Schamgefühl erwachten in ihr. Sie erhob den Kopf und errötete vor Aerger.

„Verlaſſen Sie mich!“ ſagte ſie kurz.

Er entfernte ſich eilig, ohne etwas zu erwidern. Doch als das Geräuſch von ſeinen Schritten ſchon beinahe verſtummt war, ſtürzte ſie ihm nach.

„Alexander Fedorowitſch! Alexander Fedorowitſch!“ rief ſie.

Er kehrte zurück.

„Wohin gehen Sie?“

„Sie befahlen mir, zu gehen.“

„Sie waren froh, loszukommen. Bleiben Sie!“

„Ich habe keine Zeit!“

Sie ergriff ſeine Hand, und wieder ergoß ſich über ihn eine zärtliche, feurige Rede, Beſchwörungen und Thränen. Weder durch einen Blick, noch durch ein Wort, noch durch eine Bewegung drückte er ſeine Teilnahme aus; als wäre er von Holz, ſtand er da. Seine Gleichgültigkeit brachte ſie aus der Faſſung. Sie überhäufte ihn mit Drohungen und Vorwürfen. Wer hätte in ihr das ſanfte, nervöſe Weib erkannt? Ihre Locken hatten ſich gelöſt, die Augen flammten in einem fieberhaften Glanze, die Wangen glühten, die Geſichtszüge waren verzerrt. „Wie ſie häßlich iſt!“ dachte Alexander, indem ſich ſein Geſicht zu einer Grimaſſe verzog.

„Ich werde mich rächen,“ ſprach ſie, „glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, mit dem Schickſal eines Weibes zu ſcherzen? Durch Schmeicheln und Verſtellung haben Sie ſich mein Herz erobert, ſich vollſtändig meiner bemächtigt, um mich in dem Augenblicke zu verſtoßen, wo ich ſchon nicht mehr im ſtande bin, Sie zu vergeſſen . . . Nein!

ich laſſe nicht von Ihnen; ich werde Ihnen überall folgen. Sie werden mich nicht vermeiden können; fahren Sie auf das Land, ſo folge ich Ihnen; ins Ausland, ſo reiſe ich Ihnen nach. Ich werde mich nicht ſo leicht von meinem Glücke trennen. Es iſt mir einerlei, wie ſich mein Leben geſtalten wird . . . ich habe nichts mehr zu verlieren, aber ich werde mich rächen; ich habe wahrſcheinlich eine Rivalin! Es iſt unmöglich, daß Sie mich ſonſt verlaſſen hätten . . . ich werde ſie finden, und dann ſollen Sie ſehen, was ich thun werde; Sie werden ſich Ihres Lebens nicht freuen! Mit welchem Genuß würde ich jetzt die Nachricht von Ihrem Untergang anhören . . . ich würde Sie ſelbſt töten!“ ſchrie ſie wild, wahnſinnig.

„Wie iſt das einfältig! abſurd!“ dachte Alexander, die Achſel zuckend.

Als ſie ſah, daß auch ihre Drohungen keine Wirkung auf Alexander hervorbrachten, ging ſie plötzlich in einen leiſen, wehmütigen Ton über; dann ſah ſie ihn ſchweigend an. „Erbarmen Sie ſich meiner!“ ſprach ſie „Verlaſſen Sie mich nicht; was werde ich ohne Sie anfangen? Die Trennung kann ich nicht überleben. Ich werde ſterben! Denken Sie daran, daß das Weib zärtlicher und inniger liebt, als der Mann. Ihr iſt die Liebe alles, beſonders für mich; andre kokettieren, ſie lieben die Welt, das geräuſchvolle Treiben; ich bin nicht daran gewöhnt, ich habe einen andern Charakter. Ich liebe die Stille, die Einſamkeit, Bücher, Muſik, doch Sie liebe ich mehr, als alles in der Welt . . .

Alexander wurde ungeduldig.

„Nun gut! lieben Sie mich nicht,“ fuhr ſie lebhaft fort, „erfüllen Sie nur Ihr Verſprechen, heiraten Sie mich; Sie werden frei ſein, thun Sie, was Sie wollen, lieben Sie, wen Sie wollen, wenn ich Sie nur von Zeit zu Zeit ſehen kann . . . Um Gotteswillen, erbarmen Sie ſich meiner.“ Sie konnte nicht weiter ſprechen und brach in Thränen aus. Die Aufregung hatte ſie erſchöpft, ſie fiel auf den Diwan, ſchloß die Augen, preßte die Zähne aufeinander; der Mund verzog ſich krampfhaft. Sie bekam einen hyſteriſchen Anfall. Nach einer Stunde kam ſie wieder zur Beſinnung. Sie fand das Kammermädchen vor. Sie ſah ſich um. „Wo iſt denn . . .?“ fragte ſie.

„Der Herr iſt weggefahren!“

„Weggefahren!“ wiederholte ſie traurig und ſaß lange ſchweigend und unbeweglich da.

Den Tag darauf bekam Alexander einen Brief nach dem andern; doch er erſchien nicht und gab keine Antworten. Dasſelbe wiederholte ſich den dritten und vierten Tag. Julie wandte ſich an Peter Iwanowitſch und lud ihn einer wichtigen Angelegenheit wegen zu ſich ein. Seine Frau liebte ſie nicht, weil ſie jung, ſchön und die Tante Alexanders war.

Peter Iwanowitſch fand ſie krank, faſt dem Tode nahe, vor. Ungefähr zwei Stunden blieb er bei ihr; dann begab er ſich zu Alexander.

„Was du für ein Heuchler biſt!“ ſagte er.

„Wieſo?“ fragte Alexander.

„Du ſpielſt den Unſchuldigen, als wenn es gar nicht deine Sache wäre! Du gibſt vor, einem Weibe nicht Liebe einflößen zu können, und nun haſt du ſie von Sinnen gebracht.“

„Ich verſtehe nicht, Onkel . . .“

„Was iſt da zu verſtehen? Ich bin bei Frau Tafaew geweſen, ſie hat mir alles geſagt.“

„Wie?“ murmelte Alexander verwirrt. „Sie hat Ihnen alles geſagt?“

„Alles. Wie ſie dich liebt! Glücklicher! Nun, du haſt ja immer geklagt, daß es keine Leidenſchaft gibt; da haſt du jetzt eine Leidenſchaft, tröſte dich . . . Sie gebärdet ſich wie eine Wahnſinnige, ſie weint, iſt eiferſüchtig, raſt . . . Doch warum verwickelt ihr mich in eure Angelegenheiten? Jetzt fängſt du an, mir die Weiber auf den Hals zu ſchicken. Das fehlte nur noch; einen ganzen Morgen habe ich ihretwegen verloren. Ich dachte, was kann das für eine Angelegenheit ſein, will ſie nicht vielleicht ihr Gut bei dem Vormundſchaftsrat verſetzen . . . ſie ſprach davon; nun ſtellt es ſich heraus, daß es etwas ganz andres iſt!“

„Warum waren Sie bei ihr?“

„Sie ließ mich rufen und klagte über dich. In der That, ſchämſt du dich nicht, ſie ſo zu negligieren? Vier Tage haſt du dich nicht gezeigt, das iſt kein Spaß! Die Arme ſtirbt! Fahre doch gleich zu ihr hin . . .“

„Was haben Sie ihr denn geſagt?“

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Ich ſagte, daß du auch ſterblich in ſie verliebt wäreſt, daß du ſchon lange ein zartes Herz geſucht und eine beſondere Vorliebe für aufrichtige Herzensergießungen hätteſt, daß du ohne Liebe nicht leben könnteſt, daß ſie ſich unnützerweiſe Sorgen macht, denn du kämeſt gewiß wieder; ich riet ihr, dir zuweilen einige Freiheit zu geſtatten . . . ſonſt könntet ihr euch gegenſeitig ſatt bekommen . . . nun u. ſ. w., was man gewöhnlich in dergleichen Fällen ſpricht. Sie lebte auf, verriet mir, daß ihr Hochzeit machen wollt, daß auch meine Frau ihre Hand dabei im Spiel habe. Mir habt ihr kein Wort davon geſagt, iſt das gut? Nun, Gott gebe es! Dieſe hat doch wenigſtens etwas, wovon ihr beide leben könnt. Ich ſagte ihr, daß du dein Verſprechen durchaus erfüllen werdeſt . . . Dieſes Mal habe ich mir in deinem Intereſſe die größte Mühe gegeben, Alexander; aus Dankbarkeit für den Dienſt, den du mir erwieſen, verſicherte ich ſie, daß du ſie ſo zärtlich und feurig liebſt . . “

„Was haben Sie gethan, Onkel?“ rief Alexander erbleichend. „Ich . . . ich . . . liebe ſie nicht mehr! ich will nicht heiraten! Ich bin ihr gegenüber kalt, wie Eis! Eher ſich das Leben nehmen, als . . .“

„Bah!“ ſagte Peter Iwanowitſch mit erheucheltem Erſtaunen. „Biſt du es wirklich, von dem ich es höre? Erinnerſt du dich noch? Du ſagteſt, daß die menſchliche Natur, und beſonders die weibliche, dir Verachtung einflößt, weil es kein Herz in der Welt gibt, welches deiner würdig wäre? Was ſagteſt du doch noch? Gott helfe mir, mich deſſen zu erinnern . . .“

„Um Gotteswillen, kein Wort, Onkel; ich habe an dieſer Lehre genug, wozu noch Moral predigen? Glauben Sie denn, daß ich ſelbſt nicht einſehe . . . O Menſchen! Menſchen!“

Er lachte plötzlich laut auf; der Onkel folgte ſeinem Beiſpiel.

„So gefällſt du mir mehr!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Habe ich es nicht vorhergeſagt, daß du ſelbſt über dich lachen würdeſt? . . . Beide lachten wieder.

„Nun, ſage mir jetzt,“ fuhr Peter Iwanowitſch fort, „was haſt du für eine Meinung von dieſer, wie heißt ſie doch? Paſchenka mit der Warze?“

„Onkel, das iſt nicht großmütig.“

„Nein, ich frage dich nur, um zu erfahren, ob du ſie noch immer verachteſt?“

„Laſſen Sie das, um Gotteswillen, raten Sie mir, wie ich mir aus der ſchrecklichen Lage heraushelfen ſoll. Sie ſind ſo klug und erfahren . . .“

„Ah! Jetzt ſchmeichelſt du mir und ſagſt Komplimente! Nein, heirate ſie nur.“

„Um keinen Preis, Onkel! Ich flehe Sie an, helfen Sie mir! . . . Vergeſſen Sie und ſeien Sie großmütig . . .“

„Es iſt gut, Alexander, daß ich ſchon lange von deinen Streichen gewußt habe . . .“

„Wieſo?“

„Um deine Liebe wußte ich ſeit ihrem Entſtehen.“

„Wahrſcheinlich hat ma tante es Ihnen geſagt.“

„Im Gegenteil! Ich ſagte es ihr. Das iſt kein Wunder! Es ſtand alles auf deinem Geſichte geſchrieben. Nun, mache dir keine Sorgen; ich habe dir ſchon geholfen.“

„Wie, wann?“

„Heute morgen. Sei ruhig, Frau Tafaew wird dich nicht mehr beläſtigen . . .“

„Wie haben Sie es eingerichtet, was haben Sie ihr geſagt?“

„Man hätte viel Zeit nötig, um alles das zu wiederholen, Alexander, auch wäre das langweilig.“

„Sie haben ihr vielleicht, Gott weiß was, geſagt. Sie haßt mich, ſie verachtet mich . . .“

„Ei! Iſt es nicht einerlei? Ich habe ſie beruhigt, das iſt die Hauptſache; ich habe geſagt, daß du nicht lieben könnteſt und daß es gar nicht der Mühe wert ſei, ſich deswegen Sorgen zu machen.“

„Und was ſagte ſie dazu?“

„Jetzt freut ſie ſich ſogar, daß du ſie verlaſſen haſt.“

„Sie freut ſich!“ ſagte Alexander nachdenklich.

„Ja, ſie freut ſich.“

„Sie empfand weder Bedauern, noch Kummer? Es iſt ihr einerlei? Das iſt unbegreiflich!“

Er fing an, unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Sie freut ſich, ſie iſt ruhig!“ wiederholte er, „ich muß gleich zu ihr hinfahren.“

„So ſind die Menſchen!“ bemerkte Peter Iwanowitſch, „verſuche einer nur mit dem Herzen zu leben. Haſt du nicht ſelbſt befürchtet, daß ſie nach dir ſchicken würde? Warſt du es nicht, der mich um Hilfe gebeten hat? Und jetzt beunruhigt es dich, daß ſie vor Trennungsleid nicht geſtorben iſt.“

„Sie iſt ruhig, zufrieden!“ wiederholte Alexander, auf und ab gehend, ohne auf den Onkel zu hören. „Ah! ſie hat mich nie geliebt! Weder Kummer, noch Thränen! Nein, ich muß ſie ſehen.“

Peter Iwanowitſch zuckte die Achſeln.

„Nein, ich kann ſie nicht verlaſſen!“ ſetzte Alexander hinzu, den Hut ergreifend.

„Nun, dann fahre nur wieder zu ihr hin; dann wirſt du aber auch nicht mehr loskommen können; ich werde mich nicht hineinmiſchen; jetzt that ich es, weil du meinetwegen in dieſe Lage gekommen warſt. Nun, warum haſt du denn die Naſe hängen laſſen?“

„Man muß ſich des Lebens ſchämen!“ ſagte Alexander ſeufzend.

„Wenn man nicht arbeitet,“ ſetzte der Onkel hinzu. „Genug davon! Komm' heute zu uns; beim Mittagstiſch wollen wir uns über deine Geſchichte luſtig machen und dann auf die Fabrik fahren.“

„Wie bin ich klein und nichtig!“ ſprach Alexander ſinnend. „Ich habe kein Herz! Ich bin bedauernswert, geiſtig arm!“

„An allem iſt nur die Liebe ſchuld!“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch. „Welch eine einfältige Beſchäftigung! Ueberlaß es einem Surkow; du biſt ein geſcheiter Burſche und kannſt etwas Vernünftigeres unternehmen. Höre doch auf, den Weibern nachzuſtellen.“

„Sie lieben doch Ihre Frau?“

„Ja, natürlich. Ich habe mich ſehr an ſie gewöhnt; doch das hindert mich nicht, zu arbeiten. Nun, lebe wohl, beſuche uns.“

Alexander ſaß verwirrt und finſter da. Ewſey ſchlich mit einem Stiefel, den er in der Hand hielt, an ihn heran.

„Betrachten Sie doch, gnädiger Herr,“ ſagte er wohlgefällig, „was das für eine Wichſe iſt! Der Stiefel glänzt wie ein Spiegel! Koſtet nur einen Fünfundzwanziger!“

Alexander erwachte aus ſeinem Brüten, betrachtete mechaniſch erſt den Stiefel, dann Ewſey. „Mach', daß du gehſt!“ ſagte er, „du biſt ein Narr!“

„Man müßte auf's Land ſchicken . . .“, fing Ewſey wieder an.

„Mach', daß du gehſt, ſage ich dir!“ ſchrie Alexander faſt mit Thränen in den Augen. „Du quälſt mich mit deinen Stiefeln zu Tode . . . du . . . Barbar!“

Ewſey machte ſich eilig davon.

Viertes Kapitel.

„Warum beſucht uns Alexander gar nicht? ich habe ihn ſeit drei Monaten nicht geſehen,“ fragte Peter Iwanowitſch eines Tages ſeine Frau.

„Ich habe ſchon die Hoffnung verloren, ihn jemals wieder zu ſehen,“ erwiderte ſie.

„Was fehlt ihm denn? Iſt er wieder verliebt?“

„Ich weiß nicht.“

„Iſt er geſund?“

„Ja, er iſt geſund.“

„Sei ſo gut, ſchreibe ihm, daß er kommen möchte; ich habe ihm einiges zu ſagen. Es ſind wieder Veränderungen im Dienſt vorgegangen; das weiß er gewiß nicht. Ich begreife dieſe Sorgloſigkeit nicht.“

„Ich habe ihm ſchon zehnmal geſchrieben und ihn eingeladen. Er ſagt, daß er keine Zeit habe, und dabei ſpielt er mit verſchiedenen Individuen Dam, oder er angelt. Geh' beſſer ſelbſt zu ihm hin, erkundige dich, was ihm fehlt.“

„Nein, dazu habe ich keine Luſt, man kann den Diener ſchicken.“

„Alexander wird nicht kommen.“

„Wollen wir verſuchen.“

Man ſchickte den Diener. Er kehrte bald zurück.

„Nun, iſt er zu Hauſe?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Ja, der gnädige Herr ſind zu Hauſe und laſſen grüßen.“

„Was thut er?“

„Sie liegen auf dem Diwan.“

„Wie, um dieſe Zeit?“

„Der Herr ſollen immer liegen.“

„Schläft er denn?“

„Nein. Ich glaubte anfangs ſelbſt, daß der Herr zu ſchlafen geruhen; doch waren die Augen offen, ſie ſahen nach oben.“

Peter Iwanowitſch zuckte die Achſeln. „Wird er kommen?“ fragte er.

„Nein. Der gnädige Herr ſagten: ‚grüße den Onkel und ſage, daß er mich entſchuldigen möchte, ich bin nicht ganz wohl;‘ auch Ihnen, gnädige Frau, haben der Herr befohlen, einen Gruß zu beſtellen.“

„Was iſt mit ihm geſchehen? Das iſt wirklich merkwürdig! Was es doch für Menſchen gibt! Sage, daß man die Pferde nicht abſpannen ſoll. Es iſt nichts zu machen, ich werde hinfahren. Das wird das letzte Mal ſein.“

Peter Iwanowitſch traf Alexander auf dem Diwan liegend. Beim Eintritt des Onkels erhob er ſich und nahm eine ſitzende Stellung an.

„Biſt du unwohl?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Etwas . . .“, erwiderte Alexander gähnend.

„Was thuſt du denn?“

„Nichts.“

„Und du kannſt ohne Beſchäftigung leben?“

„Ja.“

„Ich habe gehört, Alexander, daß Iwanow austritt.“

„Ja, er tritt aus.“

„Wer bekommt ſeine Stelle?“

„Man ſagt, Itſchenko.“

„Und du?“

„Ich? Nichts.“

„Wieſo nichts? Warum bekommſt du nicht ſeine Stelle?“

„Man hält mich nicht für würdig. Was iſt dabei zu machen? Wahrſcheinlich tauge ich nicht.“

„Erbarme dich, Alexander, du mußt die nötigen Schritte thun. Fahre doch zum Direktor hin!“

„Nein,“ ſagte Alexander, den Kopf ſchüttelnd.

„Wie es ſcheint, iſt es dir einerlei.“

„Einerlei.“

„Schon zum drittenmal wirſt du bei einer Vorſtellung übergangen.“

„Das iſt mir einerlei, mögen ſie es thun!“

„Wollen wir doch ſehen, was du dazu ſagen wirſt, wenn dein vormaliger Untergebener dir Befehle erteilen wird, oder wenn du bei ſeinem Eintritt aufſtehen und dich verneigen müſſen wirſt.“

„Nun, was iſt denn dabei? Ich werde aufſtehen und mich verneigen.“

„Und dein Ehrgeiz?“

„Ich habe keinen.“

„Aber jedenfalls mußt du irgend welche Intereſſen im Leben haben?“

„Gar keine. Ich hatte welche, aber ſie ſind verſchwunden.“

„Das iſt unmöglich! Ein Intereſſe wird durch das andre erſetzt. Warum ſind ſie bei dir verſchwunden, während ſie doch bei andern nicht verſchwinden? Für dich wäre es etwas zu früh; du biſt ja noch nicht dreißig Jahre alt.“

Alexander zuckte die Achſeln.

Peter Iwanowitſch hatte die Luſt verloren, das Geſpräch fortzuſetzen. Er nannte alles das Launen. Doch er wußte, daß er bei ſeiner Rückkehr den Fragen ſeiner Frau nicht werde entgehen können, deshalb fuhr er wider Willen fort:

„Du müßteſt dich zerſtreuen, Geſellſchaften beſuchen,“ ſagte er, „oder leſen.“

„Dazu habe ich keine Luſt, Onkel.“

„Man ſpricht von dir, daß die Liebe dir den Verſtand geraubt hätte, daß du jetzt, Gott weiß was, angibſt, mit verſchiedenen Individuen verkehrſt . . . Schon deswegen allein würde ich mich zeigen.“

„Mögen ſie ſprechen, was ſie wollen.“

„Höre, Alexander, Scherz beiſeite; das ſind alles Kleinigkeiten; du kannſt dich verneigen, oder dich nicht verneigen, Geſellſchaften beſuchen, oder nicht, die Sache liegt nicht darin. Doch denke daran, daß du, wie jeder andre, Karriere machen mußt. Fällt es dir zuweilen ein?“

„Selbſtverſtändlich; ich habe ſie ſchon gemacht.“

„Ah! Auf welche Weiſe?“

„Ich habe mir einen Thätigkeitskreis vorgezeichnet und will nicht darüber hinausgehen. Hier bin ich der Herr; das iſt meine Karriere.“

„Die Faulheit?“

„Vielleicht.“

„Du darfſt nicht müßig liegen, ſolange du noch Kräfte haſt und etwas thun kannſt. Haſt du deine Pflicht gethan?“

„Ich beſchäftige mich. Niemand kann mich des Müßiggangs anklagen. Des Morgens bin ich im Dienſt; noch außerdem zu arbeiten, das iſt Luxus; die Erfüllung dieſer Pflicht wird einem freigeſtellt. Wozu ſoll ich mich abmühen?“

„Alle mühen ſich ab; der eine, weil er es für ſeine Pflicht hält, zu arbeiten, ſoviel es in ſeinen Kräften ſteht, der andre des Geldes wegen, der dritte, um Ehre und Anſehen zu gewinnen . . . Was biſt du für eine Ausnahme?“

„Ehre, Anſehen, Geld! Beſonders Geld! Wozu bedarf ich ſeiner? Ich bin ſatt, bin gekleidet, dazu reicht es aus.“

„In dieſem Augenblicke biſt du wohl ſchlecht genug gekleidet,“ bemerkte der Onkel. „Haſt du denn außerdem keine Bedürfniſſe?“

„Keine.“

„Und die Menge von geiſtigen Seelengenüſſen, die Kunſt . . .“, ſprach Peter Iwanowitſch, indem er den Ton Alexanders nachzuahmen ſuchte. „Du kannſt vorwärts ſchreiten, du biſt zu einer höheren Beſtimmung berufen; deine Pflicht ruft dich zu einer edlen Arbeit . . . und das edle Streben . . . haſt du es vergeſſen?“

„Gott mit ihm!“ ſagte Alexander unruhig. „Onkel, Sie fangen auch an, in dieſer milden Sprache zu ſprechen! Das habe ich früher nicht bemerkt. Wenn Sie es meinetwegen thun, ſo iſt es eine vergebliche Mühe. Ich ſtrebte nach etwas Höherem . . . Erinnern Sie ſich, was daraus entſtand?“

„Ja, ich erinnere mich, wie du erſt Miniſter und dann Schriftſteller werden wollteſt. Doch als du einſehen mußteſt, daß nur ein langer, mühſamer Pfad zu dieſer hohen Stelle führt, und daß ein Schriftſteller Talent haben müſſe, da wichſt du zurück. Es kommen viele von deinem Schlage mit höheren Anſichten hierher und ſehen nicht, was ihnen die Pflicht gebietet. Läßt man ſie ein Papier ſchreiben, ſo können ſie auch das nicht . . . Ich ſpreche nicht von dir; du haſt bewieſen, daß du dich beſchäftigen und mit der Zeit auch etwas werden kannſt. Es iſt aber langweilig, lange zu warten. Wir wollen alles auf einmal erreichen, und wenn es nicht gelingt, ſo laſſen wir die Naſe hängen.“

„Ich will nicht mehr nach Höherem ſtreben. Ich will bleiben, wo ich bin; habe ich denn nicht das Recht, mir eine Beſchäftigung zu wählen, möge ſie meinen Fähigkeiten entſprechen oder nicht? Wenn ich gewiſſenhaft arbeite, ſo erfülle ich meine Pflicht. Möge man mir die Unfähigkeit zu etwas Höherem vorwerfen; es würde mich nicht im geringſten betrüben, wenn dieſer Vorwurf berechtigt wäre. Sie ſagen ſelbſt, daß auch ein beſcheidener Beruf ſeine Poeſie habe, und jetzt werfen Sie es mir vor, daß ich den beſcheidenſten gewählt. Wer kann es mir verbieten, einige Stufen herabzuſteigen, um auf derjenigen ſtehen zu bleiben, die mir gefällt? Ich bedarf keiner höheren Beſtimmung, hören Sie es, ich bedarf ihrer nicht! . . .“

„Ich höre es, ich bin nicht taub; doch das ſind alles nur erbärmliche Sophismen.“

„Das thut nichts. Ich habe eine Stelle gefunden und werde ewig dabei bleiben. Ich habe einfache, natürliche Menſchen gefunden, ſpiele mit ihnen Dam und angle mit ihnen Fiſche. Zwar beſitzen ſie nicht viel Geiſt; doch das thut nichts! Möge ich, wie Sie ſagen, dafür beſtraft werden! Möge ich alles das einbüßen, worauf Sie ſo großen Wert legen . . . Belohnungen, Geld, Ehre, Anſehen. Ich entſage allem auf immer . . .“

„Alexander, du willſt gleichgültig und ruhig erſcheinen, während in deinen Worten der Aerger kocht. Du ſprichſt nicht in Worten, ſondern in Thränen. Es liegt viel Bitterkeit in dir; du weißt nicht, an wem du ſie auslaſſen ſollſt, weil du ſelbſt an allem ſchuld biſt.“

„Kann ſein!“ ſagte Alexander.

„Was willſt du denn? Jeder Menſch muß doch irgend etwas wollen.“

„Ich will in meiner dunklen Sphäre bleiben, mich um gar nichts kümmern und Ruhe haben.“

„Iſt das Leben?“

„Meiner Meinung nach iſt das Leben, welches Sie führen, kein Leben; ich habe alſo auch recht.“

„Du möchteſt das Leben nach deinem Gutdünken umarbeiten; ich kann mir ſchon vorſtellen, wie ſchön es wäre. Bei dir würden wahrſcheinlich zwiſchen Roſenſträuchern Liebende und Freunde paarweiſe herumſpazieren . . .“

Alexander ſagte nichts.

Peter Iwanowitſch ſah ihn ſchweigend an. Er hatte wieder abgenommen. Die Augen waren eingefallen. Auf den Wangen und auf der Stirne zeigten ſich frühzeitige Runzeln.

Der Onkel erſchrak. Er glaubte nicht an Seelenleiden; doch fürchtete er, daß unter dieſer Schwermut ſich der Keim eines phyſiſchen Leidens berge. „Der Burſche kann den Verſtand verlieren,“ dachte er, „wie ſoll ich mich dann mit der Mutter abfinden; das wird ’mal ein Briefwechſel ſein! Sie kommt vielleicht gar ſelbſt angereiſt.“

„Wie ich ſehe, Alexander, biſt du enttäuſcht,“ ſagte er.

„Wie wäre es,“ dachte er, „wenn ich ihn zu ſeinen Lieblingsideen zurückführen könnte; vielleicht gelingt es mir, zu heucheln . . .“

„Höre, Alexander,“ ſagte er, „du haſt den Mut ſinken laſſen. Schüttle dieſe Apathie ab. Das iſt nicht gut. Und aus welchem Grunde? Du haſt dir vielleicht meine Worte zu Herzen genommen, als ich mich verächtlich über Liebe und Freundſchaft äußerte. Das that ich doch nur im Scherze, mit der Abſicht, deine Begeiſterung zu mildern, welche in unſerm poſitiven Zeitalter nicht am Platze iſt, beſonders hier in Petersburg, wo alles ins Gleichgewicht gebracht iſt, die Mode, die Leidenſchaften, die Arbeit, die Vergnügungen . . . alles iſt abgewogen, abgeſchätzt und hat ſeine Grenzen. Warum ſollteſt du allein äußerlich von der allgemeinen Ordnung abweichen? Glaubſt du wirklich, daß ich gefühllos ſei und nicht an Liebe glaube? Die Liebe iſt ein ſchönes Gefühl; es gibt nichts Heiligeres, als der Bund zweier Herzen, oder zum Beiſpiel die Freundſchaft . . . Ich bin innerlich überzeugt, daß das Gefühl ewig . . .“

Alexander lachte.

„Warum lachſt du?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Welch eine milde Sprache, Onkel! Wünſchen Sie nicht eine Zigarre? Wollen wir rauchen. Fahren Sie nur fort, ich werde zuhören.“

„Was iſt mit dir geſchehen?“

„Nichts. Sie glaubten, mich hintergehen zu können! Sie ſchreiben mir einigen Verſtand zu und machen mich dennoch zu Ihrem Spielball; das iſt beleidigend! Man kann doch nicht ewig ein Jüngling bleiben. Die Schule, die ich durchgemacht habe, hat ihre Pflicht gethan. Was für einen Redeſchwall Sie über mich ergoſſen haben! Das war nur ein Kunſtſtück.“

„Ich habe etwas übernommen, was nicht meine Sache iſt,“ dachte Peter Iwanowitſch, „ich muß ihn zu meiner Frau hinſchicken.“

„Komme zu uns,“ ſagte er, „meine Frau will dich ſehen.“

„Ich kann nicht, Onkel.“

„Iſt es gut von dir, daß du ſie vergißt?“

„Es iſt vielleicht ſehr ſchlecht, doch um Gotteswillen, ſeien Sie mir deshalb nicht böſe und erwarten Sie mich jetzt nicht. Laſſen Sie noch etwas Zeit vergehen; dann werde ich kommen.“

„Nun, wie du willſt,“ ſagte Peter Iwanowitſch. Er winkte mit der Hand und fuhr nach Hauſe.

Seiner Frau ſagte er, daß Alexander jetzt thun möge, was er wolle; er, Peter Iwanowitſch, habe alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, und waſche ſich jetzt die Hände in Unſchuld.

Nachdem Alexander Julie verlaſſen hatte, ließ er ſich von dem Strudel der geräuſchvollen Freuden hinreißen. Er wiederholte das Gedicht eines bekannten ruſſiſchen Dichters.

„Laßt uns dahin gehen, wo die Freude atmet, wo der laute Strudel des Vergnügens brauſt, wo man nicht lebt, ſondern Leben und Jugend einbüßt! Am Freudentiſche, unter fröhlichen Spielen, von dem Wahne des Glückes betäubt, werde ich mich an unbedeutende Gedanken gewöhnen, während der Wein mich mit dem Schickſale ausſöhnt. Ich werde die Unruhe des Herzens beſchwichtigen, den Gedanken ihre Schwingen nehmen, die Augen nicht gegen den mildſtrahlenden Himmel erheben, u. ſ. w.“

Er fand eine Familie von Freunden und mit ihnen den unvermeidlichen Kelch. Die Freunde betrachteten ihr Antlitz in der ſchäumenden Flüſſigkeit und in ihren lackierten Stiefeln. „Der Ruhm, der Ruhm!“ ſprachen die Freunde. „Was liegt daran? Warum mühen ſich die Menſchen ab? Der eine ſitzt, wie ein Wurm zuſammengekrümmt, an einer endloſen Arbeit; der andre ſtürzt mutig in die Hitze des Gefechts — und alles im nüchternen Zuſtande! Fort, Kummer und Sorgen! Laßt uns Jugend und Leben vernichten, in Aſche verwandeln und vertrinken! Hurra!“ Die Gläſer und Flaſchen fielen klirrend zu Boden.

Die Freiheit, die lärmenden Verſammlungen, das ſorgloſe Leben zwangen ihn einſtweilen, Julie und ſeinen Kummer zu vergeſſen. Doch es wiederholte ſich immer dasſelbe, die Diners in der Reſtauration, dieſelben Geſichter mit den trüben Augen, täglich dasſelbe einfältige und trunkene Geſchwätz ſeiner Geſellſchafter und dazu noch ein beſtändig verdorbener Magen; nein, das war nichts für ihn. Sein ſchwächlicher Organismus und ſeine, in einem traurigen, elegiſchen Ton geſtimmte Seele ertrugen dieſe Vergnügungen nicht. Er floh die fröhlichen Spiele und den Freudentiſch und befand ſich plötzlich in ſeinem Zimmer, allein mit ſeinen Gedanken und vernachläſſigten Büchern. Doch das Buch entfiel ſeinen Händen, die Feder gehorchte nicht der Begeiſterung. Schiller, Goethe und Byron zeigten ihm in einem ſchrecklichen Bilde die düſtere Seite der Menſchheit; die helle bemerkte er nicht. Wie glücklich war er früher in dieſem Zimmer! Er war nicht allein. Neben ihm weilte damals ein ſchönes Traumbild, welches am Tage über ihm ſchwebte, wenn er an einer mühſamen Arbeit ſaß, und in der Nacht über ſeinem Bette wachte. Damals umringten ihn Träume, die Zukunft erſchien ihm, wie von einem Nebel umwölkt, doch nicht von jenem ſchweren, erſtickenden Nebel, welcher dem Regenwetter vorangeht, ſondern von dem, welcher die lichte Morgenröte verhüllte ... Hinter dieſem Nebel barg ſich etwas, wahrſcheinlich das Glück ... Und jetzt? Nicht allein ſein Zimmer, die ganze Welt war für ihn ausgeſtorben, in ihm ſelbſt herrſchte Kälte, Verzweiflung ... Er fing an, ſein früheres Leben zu betrachten, und es erhob ſich in ihm ein Sturm. Als er ſich in Gedanken den letzten, ſoeben erlebten Ereigniſſen näherte, legte ſich der Sturm; doch noch lange wogten die unerfüllten Hoffnungen und die an der Wirklichkeit ſcheiternden Träume wie unruhige Wellen. Endlich war alles ruhig, es begann eine ewige Stille. Indem er das Leben genauer betrachtete, ſein Herz und ſeinen Geiſt ausforſchte, ſah er mit Schrecken, daß weder hier, noch dort ein Traum, oder eine roſenfarbene Hoffnung zurückgeblieben war; er hatte alles hinter ſich; der Nebel hatte ſich zerſtreut und vor ihm lag, wie eine kahle Steppe, die Wirklichkeit. O Gott! Welch eine unüberſehbare Strecke! Welch ein einförmiges, troſtloſes Bild! Die Vergangenheit war für ihn verloren, auch die Zukunft; es gab kein Glück, alles war nur eine Chimäre, und doch ſollte er leben! Warum? ...

Er wußte ſelbſt nicht, was er wollte, und doch wollte er vieles!

Sein Kopf war wie im Nebel; er ſchlief nicht, aber es ſchien, als befände er ſich in einem bewußtloſen Zuſtande. Eine lange Reihe von Gedanken zog an ihm vorüber. Er dachte:

„Was hat für mich noch Reiz?“ Verführeriſche Hoffnungen winkten ihm nicht mehr. Nein, er wußte alles, was ihm bevorſtand. Ehre, Anſehen? Was war ihm daran gelegen? War es der Mühe wert, ſich wegen dieſer zwanzig oder dreißig Jahre wie ein Fiſch unter dem Eiſe abzuquälen? Wird das Herz dadurch erwärmt? Hat die Seele einen Genuß davon, wenn ſich ein paar Menſchen vor dir neigen und dabei vielleicht denken: hol' dich der Teufel. Die Liebe? Er kennt ſie auswendig und hat die Fähigkeit des Liebens verloren. Wie zum Spott erinnerte ihn das dienſtbefliſſene Gedächtnis an Nadinka, nicht an jene unſchuldige, einfache Nadinka, ſondern an die treuloſe Nadinka nebſt ihrer ganzen Umgebung, den Bäumen, dem

Gartenwege, den Blumen und mitten darin dieſe Schlange mit dem ihm bekannten Lächeln, dem ſüßen Erröten . . . alles das galt einem andern, nicht ihm! . . . Er ſtöhnte und griff nach ſeinem Herzen. „Die Freundſchaft,“ dachte er, „wieder ein Unſinn! Alles iſt geprüft; es gibt nichts Neues mehr, das Alte wird ſich nicht wiederholen, und du mußt noch leben!“ Er glaubte an nichts mehr, vergaß ſich nicht während des Vergnügens, ſondern genoß es gleichgültig, wie ein Menſch ohne Appetit eine leckere Speiſe verzehrt, mit dem Bewußtſein, daß die Langeweile wiederkehren würde und daß es nichts gebe, womit die Leere der Seele ausgefüllt werden könnte. Sollte er ſich dem Gefühle hingeben, um getäuſcht zu werden, um die Seele aufzuregen und noch einige Wunden den früheren beizufügen! Wenn er Menſchen ſah, welche durch Liebe verbunden waren und ſich vor Entzücken vergaßen, lächelte er ironiſch und dachte: „wartet nur, ihr werdet zur Beſinnung kommen; nach den erſten Freuden beginnt die Eiferſucht, verſöhnende Auftritte und Thränen. Im Zuſammenleben werdet ihr eurer überdrüſſig werden, und ſolltet ihr euch trennen, ſo werdet ihr weinen. Kommt ihr dann wieder zuſammen, ſo iſt es noch ſchlechter. Sinnloſe! ſie zanken ſich unaufhörlich, ſchmollen, ſind eiferſüchtig, verſöhnen ſich dann wieder auf einen Augenblick, um ſich nachher deſto mehr zu zanken; das nennen ſie Liebe, Ergebenheit! und alles zuſammen wird mit ſchäumenden Lippen und zuweilen mit Thränen der Verzweiflung in den Augen Glück genannt! Und was iſt die Freundſchaft . . . wenn man den ſogenannten Freunden einen Knochen zuwirft, ſo zanken ſie ſich, wie die Hunde!“ Er fürchtete ſich, etwas zu wünſchen, weil er wußte, daß das Schickſal, oft in dem Augenblick der Erfüllung des Wunſches, einem das Glück aus den Händen reißt, um etwas andres, irgend eine Kleinigkeit anzubieten, die man gar nicht will; zwar geſchieht es zuweilen, daß das Schickſal dem Menſchen das Gewünſchte gibt; doch nicht eher, als bis es ihn in den eignen Augen gequält, erſchöpft, erniedrigt hat, und erſt dann wirft es ihm das Gewünſchte zu, wie man dem Hunde eine Gabe zuwirft, nachdem man ihn gezwungen hat, bis an das leckere Stück heranzukriechen, es auf der Naſe zu halten, auf den Hinterpfoten zu ſtehen und erſt dann ihm nimm's! zuſchreit. Ihm bangte vor dem periodiſchen Andrange des Glückes und des Unglückes im Leben; er ſah keine Freuden in der Zukunft, nur Kummer. Man kann ihn nicht vermeiden; alle ſind dem allgemeinen Geſetze unterworfen, allen iſt, ſo ſchien es ihm, Glück und Unglück in gleichem Maße zugeteilt. Für ihn war es aus mit dem Glücke, und was war ſein Glück? Eine Phantasmagorie, eine Täuſchung! Nur der Kummer iſt reell; er ſtand ihm bevor. Krankheit, Alter, Verluſt, vielleicht ſogar Not . . . Alle dieſe Schickſalsſchläge, wie die Tante vom Lande ſich ausdrückte, harren ſeiner, und wo waren die Freuden? Die edle, poetiſche Beſtimmung war ihm untreu geworden; man bürdet ihm eine ſchwere Laſt auf und nennt dieſe Laſt Pflicht! Erbärmliche Güter bleiben nach . . . Geld, Luxus, Anſehen . . . Gott mit ihnen! Es iſt traurig, das Leben kennen zu lernen, ohne zu wiſſen, wozu es einem gegeben ſei!

Auf dieſe Weiſe gab er ſich ſeinen Grillen hin und ſah keinen Ausgang aus dieſen Zweifeln. Er wußte nicht, was er thun ſollte, wälzte ſich auf dem Diwan, dachte über ſeine Bekannten nach und ſeine Stimmung verſchlimmerte ſich. Der eine diente ausgezeichnet, ſtand im Anſehen, hatte den Ruf eines guten Adminiſtrators; der andre hatte Familie und zog ein ſtilles Leben allen weltlichen Gütern vor, er wünſchte nichts, beneidete keinen ... der dritte ... ach was? alle hatten ſich eine Stellung erworben und verfolgten ihren ihnen deutlich vorgezeichneten Pfad. „Nur ich allein ... was bin ich denn eigentlich!“

Er fing an, ſich ſelbſt zu prüfen, ob er Adminiſtrator, oder irgend ein Eskadronskommandeur werden könnte? ob ihn das Familienleben begnügen würde? und ſah, daß weder das eine, noch das andre, noch das dritte ihn befriedigt hätte. Es ſchien, als wäre der Teufel in ihn gefahren und als flüſterte er ihm unaufhörlich zu, daß alles das zu unbedeutend für ihn ſei, daß er ſich höher emporſchwingen könnte ... doch wo und wie, das wußte er nicht zu entſcheiden. In der Schriftſtellerei hatte er ſich getäuſcht, was nun beginnen? Dieſe Frage ſtellte er ſich und fand keine Antwort darauf. Der Aerger nagte an ihm; „wenn ich doch wenigſtens Eskadronskommandeur oder Adminiſtrator werden könnte?“ ... doch nein ... es war zu ſpät, er hätte vom ABC anfangen müſſen. Die Verzweiflung erpreßte ſeinen Augen Thränen, Thränen des Aergers, des Neides, die qualvollſten Thränen. Er bereute es bitter, daß er ſeiner Mutter Widerſtand geleiſtet hatte und aus der Wildnis geflohen war. „Das Mutterherz ahnte die mir bevorſtehenden Leiden,“ dachte er, „da wären alle dieſe Anfälle von Unruhe auf ewig entſchlafen, da hätte es keine ſtürmiſche Gärung dieſes komplizierten Lebens gegeben. Und doch hätten mich auch da alle menſchlichen Gefühle und Leidenſchaften heimgeſucht; Eigenliebe, Stolz, Ehrgeiz, alles hätte in kleinem Maßſtabe, in den engen Grenzen unſres Bezirkes das Herz berührt, und alles wäre befriedigt. Der Erſte im Bezirke zu ſein! ja! Der göttliche Funke des himmliſchen Feuers, welches mehr oder weniger in uns allen brennt, wäre da unbemerkt in mir entflammt und bald in dem müßigen Leben erloſchen, oder er hätte ſich in der Anhänglichkeit an Weib und Kind entzündet. Die Exiſtenz wäre nicht vergiftet. Ich hätte ſtolz meine Beſtimmung erfüllt; mein Lebenspfad wäre friedlich; er würde mir einfach und verſtändlich ſcheinen, das Leben wäre meinen Kräften angemeſſen, ich hätte den Kampf mit ihm unternehmen können ... Und die Liebe? Wie eine üppige Blume hätte ſie geblüht und mein ganzes Leben ausgefüllt. In der Wildnis hätte Sophja nicht aufgehört mich zu lieben. Ich hätte mir den Glauben an alles bewahrt, würde nur Roſen pflücken, ohne die Dornen zu kennen, ja ſogar, wegen Mangel an Nebenbuhlerſchaft, ohne Eiferſucht zu empfinden! Warum wurde ich denn ſo mächtig von der Ferne, von dem Nebel angezogen, hinaus, in den ungleichen Kampf mit dem Schickſal? Wie gut kannte ich damals das Leben und die Menſchen; ſo würde ich ſie auch jetzt kennen, ohne ſie zu kennen. Damals erwartete ich ſo viel vom Leben und, ohne es genauer kennen zu lernen, würde ich dort auch jetzt noch etwas erwartet haben. Wie viel Schätze entdeckte ich in meiner Seele; wo ſind ſie geblieben? Ich ließ ſie in die Welt hinauswandern, ich gab die Aufrichtigkeit des Herzens, die erſte heilige Leidenſchaft hin und was erhielt ich? Bittere Enttäuſchung; ich erfuhr, daß alles nur Trug ſei, daß man weder auf ſich ſelbſt, noch auf andre bauen könne, ich lernte mich ſelbſt und andre fürchten . . . Dieſe Analyſe hinderte mich, das kleinliche Leben anzuerkennen und darin Befriedigung zu finden, wie der Onkel und viele andre . . . Warum verreiſte ich? Da wäre ich nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß es kein Glück gebe; dieſe Unwiſſenheit würde mich glücklich machen, ich wäre ſorglos, wie der Blinde am Rande eines Abgrundes, ich wäre nie ſehend geworden, nie gefallen! Und jetzt!

Jetzt hatte er nur einen Wunſch, die Vergangenheit zu vergeſſen und für ſeine Seele Ruhe zu gewinnen. Dem Leben gegenüber wurde er immer gleichgültiger; er betrachtete alles mit ſchläfrigen Augen. Die Menſchenmenge, die lärmenden Verſammlungen langweilten ihn, er floh ſie; doch die Langeweile folgte ihm überall.

Er wunderte ſich, wie die Menſchen fröhlich ſein, ſich unaufhörlich mit etwas beſchäftigen, ſich täglich durch neue Intereſſen hinreißen laſſen könnten. Es ſchien ihm ſeltſam, daß ſie alle nicht ſchlaftrunken umherwanderten, wie er; daß ſie nicht über Langeweile und Seelenleiden klagten, ſondern allenfalls nur über die Fußſchmerzen, über Rheumatismus oder Hämorrhoiden. Nur der Körper verurſachte ihnen Sorgen, an die Seele dachten ſie nicht. „Nichtsſagende, unbedeutende Menſchen, Tiere!“ dachte er. Doch zuweilen verſank er in tiefes Nachdenken. „Es ſind ihrer ſo viele, dieſer unbedeutenden Menſchen,“ ſprach er mit einiger Unruhe, „während ich allein . . . wäre es möglich, daß ſie alle unrecht hätten und ich . . .!“

Bald ſchien es ihm, daß er allein an allem die Schuld trüge und er fühlte ſich nur noch unglücklicher.

Seine alten Bekannten beſuchte er nicht; bei der Annäherung einer neuen Perſönlichkeit überlief ihn ein kalter Schauer. Nach dem Geſpräche mit dem Onkel verſank er noch tiefer in den apathiſchen Schlaf; ſeine Seele ergab ſich vollſtändig dem Schlummer. Eine ſteinerne Gleichgültigkeit überwältigte ihn; er gab ſich dem Müßiggang hin und vermied hartnäckig alles, was ihn an die gebildete Welt erinnern konnte. „Wie man auch lebt, darauf kommt es nicht an, wenn man nur ſeine Zeit ablebt!“ ſprach er, „jeder kann das Leben nehmen, wie er will; dann ſtirbt man . . .“ Er ſuchte die Geſellſchaft erbitterter Menſchen mit verhärtetem Herzen und fühlte ſich erleichtert, wenn er ſie das Schickſal höhnen hörte; auch verbrachte er ſeine Zeit mit Leuten, die ihm an Geiſt und Bildung nachſtanden, am öfteſten mit dem alten Koſtiakow, mit welchem Sajesdſchalow den Peter Iwanowitſch bekannt machen wollte.

Koſtiakow lebte auf den Sandbergen. Auf der Straße trug er einen lackierten Hut, einen Schlafrock, den er mit einem Taſchentuch umgürtete. Er hatte eine Köchin, mit welcher er des Abends Karten ſpielte. Gab es irgendwo eine Feuersbrunſt, ſo erſchien er der erſte auf der Stelle und verließ ſie zuletzt. Wenn er an einer Kirche vorüberging, wo für einen Toten das Totenamt gehalten wurde, ſo drängte er ſich durch die Menge, um den Toten zu ſehen, und begleitete ihn dann nach dem Kirchhof. Ueberhaupt war er ein leidenſchaftlicher Liebhaber von allen Zeremonien, wie von den fröhlichen ſo auch von den traurigen; auch liebte er es, verſchiedenen extraordinären Vorfällen beizuwohnen, wie z. B. Prügeleien, Unglücksfällen, dem Einſtürzen von Zimmerdecken u. ſ. w., und las mit beſonderem Vergnügen in der Zeitung den Bericht über ähnliche Fälle. Außerdem las er auch mediziniſche Bücher, „um zu wiſſen," ſo drückte er ſich aus, „was in dem Menſch enthalten ſei." Im Winter ſpielte Alexander mit ihm Dam; im Sommer angelten ſie Fiſche außerhalb der Stadt. Der Alte ſprach von dieſem und jenem. Wenn ſie an einem Felde vorübergingen, ſo ſprach er von dem Korn, von der Saat; wenn ſie längs dem Ufer gingen, ſo ſprach er von den Fiſchen und von der Schiffahrt, auf der Straße machte er verſchiedene Bemerkungen über die Häuſer, über ihren Bau, über das Material und die Einkünfte ... es war nie die Rede von etwas Abſtraktem. Das Leben betrachtete er für eine gute Sache, wenn man Geld hatte, und für eine ſchlechte im entgegengeſetzten Falle. Solch ein Menſch war für Alexander ungefährlich; er konnte keine Erregungen in ſeiner Seele hervorrufen.

Alexander war ebenſo eifrig beſtrebt, das geiſtige Element in ſich zu vernichten, wie es den Einſiedlern um die Kreuzigung des Fleiſches zu thun iſt. In der Dienſtbehörde war er ſchweigſam; wenn er mit Bekannten zuſammentraf, ſuchte er mit ein paar Worten von ihnen loszukommen und brachte als Entſchuldigung Mangel an Zeit vor. Doch dafür ſah er täglich ſeinen Freund Koſtiakow. Entweder ſaß der Alte den ganzen Tag bei ihm, oder er lud Adujew zu einer Kohlſuppe zu ſich ein. Alexander lernte von ihm einen Branntweinaufguß bereiten, ein Fiſchgericht und Kuttel kochen. Oft begaben ſie ſich nach irgend einem benachbarten Dorfe, ins Feld. Koſtiakow hatte überall Bekannte. Mit den Bauern unterhielt er ſich von ihrem Leben und Treiben, mit den Weibern ſcherzte er und war in der That ein Poſſenreißer, wie ihn Sajesdſchalow nannte. Alexander ließ ihn ſprechen ſoviel er wollte, während er ſelbſt größtenteils ſchwieg.

Er fühlte, daß die Ideen der von ihm verlaſſenen Welt ihn ſeltener heimſuchten, ſich langſamer in ſeinem Kopfe bewegten; ſie kamen nicht zum Ausdruck und ſtarben, ohne ſich zu mehren, weil ſie in der Umgebung weder Anklang noch Widerſtand fanden. In ſeiner Seele war es öde und leer, wie in einem verwilderten Garten. Es fehlte nicht viel bis zu dem Zuſtande einer völligen Erſtarrung. Noch einige Monate, und dann lebe wohl! Doch es geſchah Folgendes:

Eines Tages angelten Alexander und Koſtiakow. Koſtiakow in einem kurzen Sommerrock und in einer ledernen Mütze hatte am Ufer einige Angeln von verſchiedener Größe aufgeſtellt und rauchte eine kurze Pfeife, indem er, ohne mit den Augen zu blinzeln, dieſe ganze

Batterie von Angeln und auch diejenige von Adujew beobachtete; denn Alexander ſtand an einen Baum gelehnt und ſah nach einer andern Richtung. Lange ſtanden ſie beide ſchweigend da.

„Der Fiſch beißt an Ihre Angel, ſehen Sie nur, Alexander Fedorowitſch!“ flüſterte plötzlich Koſtiakow.

Alexander warf einen Blick in das Waſſer und wandte ſich dann wieder weg.

„Nein, es ſchien Ihnen nur ſo wegen der Wellen,“ ſagte er.

„Sehen Sie, ſehen Sie!“ rief Koſtiakow, „er beißt an, bei Gott, er beißt an, ziehen Sie, ziehen Sie, halten Sie feſt!“

Das Schwimmholz tauchte ins Waſſer und zog die Angelſchnur mit ſich fort, ſo daß der Stock ſich in Bewegung ſetzte. Alexander ergriff ihn und dann die Angelſchnur.

„Vorſichtig, vorſichtig . . . nicht ſo . . . was machen Sie!“ ſchrie Koſtiakow, indem er gewandt die Angelſchnur an ſich zog. „O, mein Gott! Wie ſchwer! Ziehen Sie nicht, vorſichtig, ſonſt reißt es. So, jetzt rechts, links, hierher dem Ufer zu! Gehen Sie zurück, ziehen Sie jetzt, ziehen Sie, aber nicht zu ſtark, ſo . . .“

Auf der Oberfläche des Waſſers zeigte ſich ein großer Hecht. Seine ſilberhaltige Schuppe glänzte, er ſchlug mit dem Schwanze nach rechts, nach links und beſpritzte die beiden. Koſtiakow erbleichte.

„Was für ein Hecht!“ ſchrie er beinahe erſchreckt auf, neigte ſich über dem Waſſer und ſuchte mit beiden Händen den ſich über dem Waſſer windenden Hecht zu fangen. „Ans Ufer, ans Ufer weiter! Da wird er unſer ſein, es hilft ihm nichts. Wie er ſich windet, der Teufel! Ach!“

„Ach!“ wiederholte jemand hinter ihnen.

Alexander kehrte ſich um. Zwei Schritte von ihnen entfernt ſtand ein Greis, an ſeinem Arm hing ein hübſches, hochgewachſenes Mädchen mit unbedecktem Kopf und einem Sonnenſchirm in der Hand. Sie hatte die Augenbrauen ein wenig zuſammengezogen, beugte ſich nach vorn und beobachtete mit wachſendem Intereſſe jede Bewegung Koſtiakows. Sie bemerkte ſogar Alexander nicht. Dieſe unerwartete Erſcheinung brachte Adujew in Verwirrung. Er ließ die Angel fallen, der Hecht fiel ins Waſſer, wedelte ein paarmal mit dem Schwanze hin und her und ſchlüpfte in die Tiefe, die Angelſchnur mit ſich fortziehend. Alles das war in einem Augenblick geſchehen.

„Alexander Fedorowitſch! was thun Sie?“ ſchrie Koſtiakow wie wahnſinnig auf und griff nach der Angelſchnur. Er riß ſie empor und zog nur das Ende heraus ohne den Hacken und ohne Hecht.

Er wandte ſich ganz verſtört Alexander zu, ihm das Ende der Angelſchnur zeigend, ſah ihn einige Augenblicke wütend an, doch ohne zu ſprechen, und ſpuckte.

„Nie werde ich mit Ihnen Fiſche angeln gehen, möge man mich verfluchen, wenn ich es thue!“ ſetzte er hinzu und ging zu ſeinen Angeln.

Unterdeſſen bemerkte das Mädchen, daß Alexander ſie betrachtete; ſie errötete und trat zurück. Der Greis, anſcheinlich ihr Vater, grüßte Adujew. Adujew erwiderte mürriſch den Gruß, warf die Angel weg und ſetzte ſich auf eine zehn Schritte entfernte Bank unter einem Baume.

„Auch hier hat man keine Ruhe!“ dachte er. „Da iſt nun wieder ein Oedipus mit Antigone. Wieder ein Weib! Nirgends kann man ſich bergen! Mein Gott, was es doch für eine Menge davon gibt!“

„Ach, ihr Fiſcher!“ ſprach unterdeſſen Koſtiakow, ſeine Angeln zurechtſetzend und von Zeit zu Zeit ärgerlich zu Alexander hinüberblickend. „Wie könnt ihr Fiſche angeln! Mäuſe müßt ihr fangen, wenn ihr auf dem Diwan ſitzt, und nicht Fiſche angeln! Wie könnt ihr ſie angeln, wenn ſie euch aus der Hand entſchlüpfen? Er war beinahe im Munde, es fehlte nicht viel, ſo wäre er gebraten! Ein Wunder, daß er euch vom Teller nicht wegläuft!“

„Beißt der Fiſch an?“ fragte der Greis.

„Ja, ſehen Sie,“ erwiderte Koſtiakow, „wenn doch irgend ein elender Kaulbarſch an eine von meinen ſechs Angeln anbeißen würde, während dort ein Hecht von zehn Pfund angebiſſen hat, und auch den haben wir verpaßt. Man ſagt, der Haſe läuft dem Jäger zu! Das iſt gar nicht der Fall, hätte er ſich von meiner Angel losgeriſſen, ſo würde ich ihn aus dem Waſſer gezogen haben; während hier der Hecht einem ſelbſt ins Maul kriecht, und wir ſchlafen ... und dennoch nennen wir uns Fiſcher! Was ſind das für Fiſcher? Gibt es denn ſolche Fiſcher? Nein, ein echter Fiſcher, der blinzelt nicht mit den Augen, und wenn auch ein Kanonenſchuß neben ihm fällt. Was ſind das für Fiſcher! Wie können ſie Fiſche angeln?“

Unterdeſſen hatte das Mädchen Zeit gehabt zu bemerken, daß Alexander ein Mann von einer andern Art war, als Koſtiakow. Zu ſeinen Füßen lag eine Angel aus Rohr mit kupfernen Klappen; ein koſtbares Gerät aus Paliſanderholz mit Haken, Angelſchnüren und künſtlichen Fliegen lag am Ufer. Das Koſtüm Alexanders, die Taille, das Alter, die Haltung alles war anders als bei Koſtiakow. Sie betrachtete ſeine Züge und ſah auf den erſten Blick einen durch Bildung bearbeiteten Geiſt, auch bemerkte ſie einen Anflug von Trauer.

„Warum hat er ſich denn entfernt?“ dachte ſie. „Ich glaube doch nicht, daß man vor mir erſchrecken könnte ...“

Sie nahm eine ſtolze Haltung an, ſenkte die Augenwimpern, erhob ſie dann wieder und warf einen unzufriedenen Blick auf Alexander. Es ärgerte ſie. Sie zog den Vater mit ſich fort und ſchritt majeſtätiſch an Alexander vorüber. Der Greis grüßte Alexander; doch die Tochter würdigte ihn keines Blickes.

„Mag er doch ſehen, daß man ſich gar nicht für ihn intereſſiert!“ dachte ſie und blickte verſtohlen hin, um zu ſehen, ob Alexander ſie anſah. Zwar beachtete Alexander ſie nicht, doch nahm er unwillkürlich eine maleriſche Lage an.

„Er ſieht mich nicht einmal an!“ dachte das Mädchen. „Welch eine Frechheit!“

Am folgenden Tage begab ſich Koſtiakow wieder mit Alexander auf den Fiſchfang und war ſomit dem Fluche verfallen, den er ſelbſt heraufbeſchworen hatte.

Zwei Tage wurden ſie nicht in ihrer Einſamkeit geſtört. Alexander ſah ſich anfangs etwas ängſtlich um, doch da er niemand erblickte, beruhigte er ſich wieder. Den zweiten Tag zog er einen großen Barſch heraus. Koſtiakow war dadurch zur Hälfte verſöhnt.

„Das iſt aber immer doch kein Hecht!“ ſprach er ſeufzend. „Das Glück war in Ihren Händen; Sie verſtanden es nicht zu benutzen, zum zweitenmal kommt es nicht. Und ich habe wieder nichts! Mit meinen ſechs Angeln — nichts!“

„Laſſen Sie die Glöckchen an Ihren Angeln erklingen!“ ſagte ein Landmann, der im Vorübergehen ſtehen geblieben war, um den Erfolg des Fiſchfangs zu beobachten. „Vielleicht werden dann die Fiſche von dem Glockengeläute angezogen.“

Koſtiakow ſah ihn wütend an.

„Schweige, du ungebildeter Menſch!“ ſagte er. „Du Bauer!“

Der Landmann entfernte ſich.

„Dummkopf!“ ſchrie Koſtiakow ihm nach. „Ein wahres Vieh! Scherze mit deinesgleichen, du Anathem! Ich ſage dir, du biſt ein Rindvieh, ein Bauer!“

Den Fiſcher im Augenblick des Mißlingens zu reizen, Gott behüte davor!

Am dritten Tage, als ſie ſchweigend angelten, den Blick ſtarr auf das Waſſer gerichtet, ließ ſich hinter ihnen ein Geräuſch vernehmen. Alexander kehrte ſich um und fuhr zuſammen, als hätte ihn eine Mücke geſtochen. Der Greis und das Mädchen waren da. Adujew ſah ſie von der Seite an, erwiderte kaum den Gruß des Alten; doch ſchien er dieſen Beſuch erwartet zu haben. Gewöhnlich ging er auf den Fiſchfang, ſehr nachläſſig gekleidet; jetzt hatte er einen neuen Paletot angezogen, ein blaues Tüchlein um den Hals geſchlungen, das Haar geglättet, ſogar, wie es ſchien, ein wenig gekräuſelt und glich einem idylliſchen Fiſcher. Sobald der Anſtand es erlaubte, entfernte er ſich und ſetzte ſich unter den Baum.

„Cela passe toute permission!“ dachte Antigone, während die Röte des Zornes ihr ins Geſicht ſtieg.

„Entſchuldigen Sie!“ ſagte Oedipus, ſich an Adujew richtend. „Wir haben Sie vielleicht geſtört?“

„Nein!“ antwortete Adujew. „Ich bin müde geworden.“

„Beißt der Fiſch an?“ fragte der Alte.

„Wie kann er anbeißen, wenn unter der Hand geſprochen wird“; erwiderte Koſtiakow mürriſch. „Vor kurzem ging irgend ein Teufel vorüber, ſchwatzte mir unter der Hand etwas vor, und ſeitdem beißt der Fiſch nicht mehr an. Sie wohnen wahrſcheinlich in dieſer Gegend?“ fragte er den Oedipus.

„In jenem Landhauſe mit dem Balkon,“ erwiderte jener.

„Zahlen Sie viel?“

„Fünfhundert Rubel für den Sommer.“

„Das Landhaus ſcheint gut und für die Wirtſchaft eingerichtet zu ſein, im Hofe gibt es viele Gebäude. Wird wohl dem Beſitzer dreißig Tauſend gekoſtet haben?“

„Ja, ungefähr ſoviel.“

„Iſt das Ihre Tochter?“

„Ja, meine Tochter.“

„Ein hübſches Fräulein! Sie gehen wohl ſpazieren?“

„Ja, wenn man auf dem Lande lebt, muß man ſpazieren gehen.“

„Gewiß, gewiß, wie ſollte man nicht ſpazieren gehen, das Wetter iſt ſchön, nicht ſo wie in der vorigen Woche; das war 'mal ein Wetter, ei! ei! Gott behüte davor! Das Winterkorn muß darunter gelitten haben.“

„Mit Gottes Hilfe wird es ſich erholen.“

„Gott gebe es.“

„Sie haben alſo heute kein Glück?“

„Ich nicht, aber der Herr da, bitte zu betrachten.“ Er zeigte den Barſch.

„Ich muß Ihnen ſagen,“ fuhr er fort, „daß der Herr ein ſeltenes Glück hat! Schade, daß es ihm nicht darum zu thun iſt, ſonſt würden wir bei ſeinem Glück nie mit leeren Händen ausgehen. Wie konnte er einen ſolchen Hecht entwiſchen laſſen!“

Er ſeufzte.

Antigone hörte aufmerkſam zu; doch Koſtiakow ſchwieg.

Die Beſuche des Alten und ſeiner Tochter wiederholten ſich immer öfter. Auch Alexander widmete ihnen einige Aufmerkſamkeit. Zuweilen wechſelte er ſogar ein paar Worte mit dem Alten; doch mit der Tochter kein Wort. Anfangs ärgerte ſie ſich darüber, dann fühlte ſie ſich beleidigt und endlich wurde ſie traurig. Wenn Adujew mit ihr geſprochen, oder ihr die gewöhnliche Aufmerkſamkeit erwieſen hätte, ſo würde ſie ihn vergeſſen haben; jetzt war es etwas andres. Das Menſchenherz ſcheint nur von Widerſprüchen zu leben; wenn es keine gibt, ſo iſt es, als hätte man kein Herz in der Bruſt.

Antigone hatte anfangs einen fürchterlichen Racheplan erſonnen; doch ließ ſie ihn ſpäter allmählich fallen.

Eines Tages, als der Alte und ſeine Tochter ſich wieder unſern Freunden näherten, legte Alexander nach einer Weile ſeine Angel auf einen Strauch und ſetzte ſich, wie gewöhnlich, auf ſeinen Platz, indem er mechaniſch bald den Vater bald die Tochter anſah. Sie ſtanden ſeitwärts zu ihm gekehrt. In dem Vater entdeckte er nichts Außergewöhnliches, eine weiße Blouſe, Beinkleider aus Nanking ohne Strippen, einen niedrigen Hut mit breiter Krämpe, die von grüner Plüſche gefüttert war. Aber die Tochter! Wie graziös hatte ſie ſich auf den Arm des Greiſes geſtützt! Von Zeit zu Zeit entfernte der Wind eine Locke aus ihrem Antlitz, als hätte er die Abſicht, das ſchöne Profil und den weißen Hals zu enthüllen, bald erhob er die ſeidene Mantille und eine ſchlanke Taille wurde ſichtbar, bald trieb er ſein Spiel mit dem Kleide und man erblickte ein kleines Füßchen. Sie ſchaute nachdenklich ins Waſſer.

Alexander konnte lange nicht die Augen von ihr abwenden und fühlte, wie ihn ein fieberhafter Schauer überlief. Er kehrte ſich von dem verführeriſchen Anblicke weg und fing an, mit einem Zweige von den Blumen die Kronen herunterzuſchlagen.

„Ach! jetzt weiß ich, was das iſt!“ dachte er. „Wenn du dich gehen läßt, ſo iſt die Liebe wieder da. Thorheit! Der Onkel hat recht. Es ſoll mich kein tieriſches Gefühl hinreißen; nein, ich werde mich nicht ſoweit erniedrigen.“

„Kann ich verſuchen zu angeln?“ fragte das Mädchen ſchüchtern.

„Gewiß können Sie, meine Gnädige, warum nicht!“ erwiderte Koſtiakow, indem er ihr Adujews Angel reichte.

„Da habt ihr nun einen Kameraden!“ ſagte der Vater zu Koſtiakow und verließ die Tochter, indem er längs dem Ufer weiterging. „Nun, Liſa, fange recht viele Fiſche zum Abend,“ ſetzte er hinzu.

Einige Augenblicke währte das Schweigen.

„Warum ſieht ihr Freund ſo düſter aus?“ fragte Liſa leiſe.

„Schon zum drittenmal iſt er bei einer Vorſtellung übergangen worden, meine Gnädige.“

„Was ſagen Sie?“ fragte ſie mit leichtem Zuſammenziehen der Augenbrauen.

„Schon zum drittenmal bekommt er keine Stelle.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nein, das kann nicht ſein!“ dachte ſie. „Es iſt etwas andres!“

„Sie glauben mir nicht, meine Gnädige? Möge man mich verfluchen! Auch den Hecht hat er nur aus dem Grunde entwiſchen laſſen.“

„Nein, nein,“ dachte ſie mit Ueberzeugung, „ich weiß, warum er den Hecht entwiſchen ließ.“

„Ach!“ rief ſie plötzlich, „ſehen Sie, es rührt ſich.“

Sie zog die Angel in die Höhe, doch hatte ſie nichts gefangen.

„Er hat ſich losgeriſſen!“ ſagte Koſtiakow, die Angel betrachtend, „ſehen Sie nur, wie er den Wurm gepackt hat, wahrſcheinlich war es ein großer Hecht. Sie verſtehen es nicht, Sie hätten ihm Zeit geben müſſen, ordentlich anzubeißen.“

„Gehört dazu auch eine beſondere Kunſt?“

„Wie in allem,“ ſagte Alexander mechaniſch.

Sie errötete, kehrte ſich lebhaft um und ließ die Angel ins Waſſer fallen. Doch Alexander ſah ſchon nach einer andern Seite.

„Wie kann denn dieſe Kunſt erlernt werden?“ ſagte ſie mit einem leichten Beben in der Stimme.

„Durch öfteres Ueben“, erwiderte Alexander.

„Ach!“ dachte ſie, indem ihr vor Freude der Atem verging, „das heißt alſo öfter herkommen, ich verſtehe es! Gut, ich werde kommen, um Sie, den Herrn Wilden, für alle Ihre Frechheiten zu beſtrafen ...“

So hatte ihre Koketterie ſich die Antwort Alexanders ausgelegt; doch er ſagte an dieſem Tage nichts mehr.

„Sie wird ſich vielleicht, Gott weiß, was einbilden!“ dachte er, ſie wird anfangen zu affektieren und zu kokettieren ... wie einfältig!“

Seit der Zeit wiederholten ſich die Beſuche des Alten und ſeiner Tochter täglich. Zuweilen kam Liſa ohne den Alten mit ihrer Wärterin. Sie nahm ihre Arbeit mit, ihre Bücher, und ſetzte ſich unter einen Baum, indem ſie ſich bemühte, Alexander gegenüber vollkommen gleichgültig zu ſcheinen.

Sie dachte, dadurch ſeine Eigenliebe zu verletzen und ihn, wie ſie ſich ausdrückte, zu quälen. Sie unterhielt ſich mit der Wärterin recht laut von dem Hauſe, von der Wirtſchaft, um zu zeigen, daß ſie Alexander gar nicht bemerkte. Er bemerkte ſie zuweilen in der That nicht, und wenn er ſie bemerkte, ſo grüßte er ſie trocken und ſprach kein Wort. Als ſie ſah, daß dieſes gewöhnliche Manöver ſeine Wirkung verfehlte, änderte ſie den Plan und fing ein paarmal ſelbſt mit ihm ein Geſpräch an, oder nahm ihm die Angel. Alexander wurde allmählich geſprächiger, doch ließ er es zu keiner Aufrichtigkeit kommen. War es eine Berechnung von ſeiner Seite, oder hatte noch nichts ſeine frühere Wunden heilen können; er blieb ihr gegenüber kalt. Eines Tages ließ der Alte eine Theemaſchine ans Ufer bringen; Liſa goß den Thee ein Alexander weigerte ſich hartnäckig Thee zu trinken, indem er vorgab, des Abends nicht daran gewöhnt zu ſein. „Dieſes Theetrinken führt nur eine Annäherung mit ſich ... Bekanntſchaft ... ich will nicht!“ dachte er.

„Was fehlt Ihnen? Sie haben geſtern vier Glas getrunken!“ ſagte Koſtiakow.

„Ich trinke in der freien Luft nicht,“ ſetzte Alexander haſtig hinzu.

„Schade!“ ſagte Koſtiakow. „Das iſt ein herrlicher Blumenthee, wird wohl fünfzehn Rubel koſten. Könnte man nicht auch Rum bekommen, meine Gnädige.“

Man brachte Rum.

Der Alte lud Alexander zu ſich ein. Alexander ſchlug die Einladung rund ab. Als Liſa ſeine Weigerung hörte, warf ſie ſchmollend die Lippen auf. Sie bemühte ſich, die Urſache ſeiner Menſchenſcheu zu erfahren. Sie konnte noch ſo ſchlau das Geſpräch auf dieſes Thema leiten, Alexander brach es noch ſchlauer ab. Dieſes geheimnisvolle Weſen reizte ihre Neugierde und auch vielleicht noch ein andres Gefühl. Auf ihren Zügen, die bis dahin hell geweſen, wie der ſommerliche Himmel, lag eine Wolke von Unruhe und Nachdenklichkeit. Oft richtete ſie einen traurigen Blick auf Alexander, wendete dann ſeufzend die Augen ab und ſchlug ſie zu Boden, es ſchien, als dachte ſie: „Sie ſind unglücklich! Vielleicht hat man Sie betrogen ... o, wie würde ich es verſtehen, Sie zu beglücken ... wie würde ich Sie pflegen und lieben ... ſelbſt vor dem Schickſale würde ich Sie verteidigen ...“ u. ſ. w. So denkt der größte Teil der Frauen, und der größte Teil täuſcht diejenigen, welche dieſem Sirengeſang glauben. Alexander that, als bemerke er nichts. Er ſprach mit ihr, wie er mit einem Freunde oder mit dem Onkel geſprochen hätte, ohne den geringſten Anflug von jener Zärtlichkeit, welche ſich unwillkürlich in die Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib einſchleicht und dieſem Verhältniſſe den Freundſchaftston nimmt. Deshalb ſagt man auch, daß zwiſchen Mann und Weib keine Freundſchaft beſtehen könne, daß die ſogenannte Freundſchaft nichts andres als der Anfang, oder der Reſt, oder die Liebe ſelbſt ſei. Doch wenn man das Verhältnis zwiſchen Adujew und Liſa betrachtete, ſo konnte man glauben, daß ſolch eine Freundſchaft exiſtiere. Nur einmal entdeckte er ihr gegenüber ſeine Denkungsart. Er ergriff das von ihr gebrachte Buch und ſchlug es auf. Es war Tſchaild Harold ins Franzöſiſche überſetzt. Alexander ſchüttelte den Kopf, ſeufzte und legte das Buch ſchweigend auf ſeinen Platz zurück.

„Gefällt Ihnen Byron nicht? Sie ſind gegen Byron?“ ſagte ſie. „Byron! Ein ſo großer Dichter, und er gefällt Ihnen nicht!“

„Ich habe nichts geſagt, und Sie fallen ſchon über mich her,“ erwiderte Alexander.

„Warum ſchüttelten Sie den Kopf?“

„So, es thut mir nur leid, daß dieſes Buch in Ihre Hände gefallen iſt.“

„Wer thut Ihnen denn leid? das Buch oder ich?“

Alexander ſchwieg.

„Warum ſoll ich Byron nicht leſen?“ fragte ſie.

„Aus zwei Gründen!“ ſagte Alexander nach kurzem Schweigen. Er legte ſeine Hand auf die ihrige; geſchah es, weil er ſeinen Worten mehr Nachdruck verleihen wollte, oder weil ſie ein weißes, weiches Händchen hatte, das weiß ich nicht; denn er fing leiſe und gemeſſen zu ſprechen an, indem ſein Blick bald auf ihren Locken, bald auf ihrem Halſe, bald auf ihrer Taille ruhte. Je nachdem ſein Blick von dem einen zum andern glitt, wurde ſeine Stimme allmählich lauter. „Erſtens, aus dem Grunde,“ ſprach er, weil Sie Byron in franzöſiſcher Sprache leſen und Ihnen alſo die Schönheit und Kraft der Sprache des Dichters entgehen. Sehen Sie nur, wie die Sprache hier fade, farblos, erbärmlich iſt! Das ſind die Ueberreſte des Dichters; ſeine Gedanken ſcheinen in Waſſer aufgelöſt zu ſein. Zweitens, ich rate Ihnen nicht, Byron zu leſen, weil er in Ihrer Seele Saiten erwecken könnte, die ſonſt ewig geſchlafen hätten ...“

Bei dieſen Worten drückte er ausdrucksvoll ihre Hand, als wenn er ſeinen Worten mehr Kraft leihen wollte. „Warum ſollen Sie Byron leſen?“ fuhr er fort. „Vielleicht wird Ihr Leben ſo ſtill, wie dieſer Bach verfließen; ſehen Sie nur, wie klein und flach er iſt, weder der ganze Himmel, noch die Wolken können ſich darin widerſpiegeln; an ſeinen Ufern gibt es weder Felſen, noch Abgründe; er fließt ſpielend; leichte Wellen kräuſeln ſeine Oberfläche; nur das Laub der Ufer, ein Stückchen Himmel und kleine Wölkchen ſpiegeln ſich darin ... ſo würde wahrſcheinlich auch Ihr Leben vergehen, warum rufen Sie unnütze Erregungen und Stürme herbei, warum wollen Sie durch ein dunkles Glas das Leben und die Menſchen betrachten ... laſſen Sie es, leſen Sie nicht! Betrachten Sie alles lächelnd, blicken Sie nicht in die Ferne, leben Sie Tag für Tag, ohne die Schattenſeiten des Lebens und der Menſchen zu analyſieren, ſonſt ...“

„Was geſchieht ſonſt?“

„Nichts!“ ſagte Alexander, zur Beſinnung kommend.

„Nein, ſagen Sie mir; wahrſcheinlich haben Sie etwas erlebt?“

„Wo iſt meine Angel? Entſchuldigen Sie, es iſt Zeit, daß ich gehe.“ Es ſchien ihn zu beunruhigen, daß er ſich ſo unvorſichtig verraten hatte.

„Nein, noch ein Wort,“ ſagte Liſa. „Der Dichter muß doch die Sympathien für ſich gewinnen; Byron iſt ein großer Dichter; warum wollen Sie nicht, daß ich ihm ſympathiſiere? Bin ich denn ſo dumm und unbedeutend, daß es mir unmöglich iſt, ihn zu verſtehen?"

Sie war beleidigt.

„Das iſt es gar nicht; ſympathiſieren Sie dem, was Ihrem weiblichen Herzen entſpricht, ſuchen Sie das, was mit ihm harmoniert, ſonſt kann ein fürchterlicher Zwieſpalt im Kopf und im Herzen entſtehen." Er ſchüttelte den Kopf, als wenn er damit ſagen wollte, daß er ſelbſt ein Opfer dieſes Zwieſpalts ſei. „Der eine," fuhr er fort, „zeigt Ihnen nur die Blume und zwingt Sie, ihren Duft und ihre Schönheit zu genießen, der andre zeigt Ihnen nur den giftigen Saft ihres Kelches . . . Schönheit und Duft gehen Ihnen dann verloren. Sie bedauern, daß es einen giftigen Saft gibt, und vergeſſen den Duft . . . Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Menſchen und zwiſchen der Sympathie, die man für ſie fühlt. Suchen Sie nicht das Gift, bemühen Sie ſich nicht, die Urſache alles deſſen zu ergründen, was um uns und in uns geſchieht, trachten Sie nicht nach einer überflüſſigen Erfahrenheit; ſie bringt kein Glück."

Er ſchwieg. Sie lauſchte vertrauensvoll und nachdenklich ſeinen Worten.

„Sprechen Sie, ſprechen Sie . . ." ſagte ſie mit einer kindlichen Ergebenheit, „ich bin bereit, Ihnen tagelang zu lauſchen, Ihnen in allem zu gehorchen; Ihr Wille iſt für mich Geſetz . . ."

„Mir?" ſagte Alexander kalt. „Erbarmen Sie ſich, was habe ich ich für ein Recht, über Ihren Willen zu beſtimmen? . . . Entſchuldigen Sie, daß ich mir erlaube, eine Bemerkung zu machen; leſen Sie, was Sie wollen . . . Tſchaild Harold iſt ein gutes Buch, Byron ein großer Dichter!"

„Nein, heucheln Sie nicht! Sprechen Sie nicht ſo; ſagen Sie, was ſoll ich leſen?"

Er ſchlug ihr mit pedantiſcher Wichtigkeit einige geſchichtliche Bücher und Reiſebeſchreibungen vor; doch ſie ſagte, daß dieſe Sachen ſchon in der Penſion ihren Ueberdruß erregt hätten. Er nannte ihr Walter Scott, Cooper, mehrere franzöſiſche und engliſche Schriftſteller und Schriftſtellerinnen, auch ein paar ruſſiſche, indem er, wie von ungefähr, ſeinen litterariſchen Geſchmack zu offenbaren ſuchte.

Ein ähnliches Geſpräch wiederholte ſich nicht mehr. Alexander wollte ihr aus dem Wege gehen.

„Was ſind mir die Weiber," ſprach er, „lieben kann ich nicht, ich bin für ſie ſchon zu alt . . ."

„Schon gut, ſchon gut!" gab Koſtiakow darauf zur Antwort, „das werden wir ſehen, wenn Sie heiraten werden. Auch ich liebte, mit jungen Dirnen und Weibern zu ſpielen, aber als die Zeit kam, wo ich zum Altar gehen ſollte, da war es, als hätte man mir einen Pfahl in den Kopf geſchlagen . . . ich mußte heiraten!"

Und Alexander floh nicht. In ihm erwachten alle früheren Träume. Das Herz ſchlug den Takt in einem beſchleunigten Tempo. Vor ſeinen Augen ſchwebte bald die Taille, bald das Füßchen, bald eine Locke Liſas und ſein Leben heiterte ſich auf. Schon ſeit drei Tagen brauchte ihn Koſtiakow nicht zu nötigen; er ſelbſt ſchleppte

Koſtiakow auf den Fiſchfang. „Wieder! wieder dasſelbe!“ ſprach Alexander, „aber ich bin feſt!“ Und doch eilte er haſtig ans Ufer. Liſa erwartete täglich mit Ungeduld die Ankunft der Freunde. Es wurde dem Koſtiakow jeden Abend eine Taſſe aromatiſchen Thees mit Rum zubereitet, und vielleicht hatte Liſa es dieſer Liſt zu verdanken, daß ſie keinen Abend verſäumten. Wenn ſie verſpäteten, ſo ging Liſa mit dem Vater ihnen entgegen. Wenn das ſchlechte Wetter die Freunde abhielt, ſo nahmen am andern Tage die Vorwürfe kein Ende.

Alexander dachte viel darüber nach und beſchloß ſeine Spaziergänge auf eine kurze Zeit einzuſtellen. Gott weiß aus welchem Grunde, er wußte ihn ſelbſt nicht anzugeben, ging er während einer ganzen Woche nicht auf den Fiſchfang. Auch Koſtiakow ging nicht. Endlich gingen ſie. Sie hatten noch eine Werſt bis zu dem Orte, wo ſie angelten, zurückzulegen, als ihnen Liſa mit der Wärterin begegnete. Sie ſchrie auf, als ſie die beiden erblickte, und errötete verlegen. Adujew grüßte kalt, Koſtiakow fing an zu ſchwatzen. „Da ſind wir,“ ſagte er, „Sie haben uns nicht erwartet? ei, ei, ich ſehe ſchon, daß Sie uns nicht erwartet haben, auch die Theemaſchine fehlt! Lange haben wir uns nicht geſehen, meine Gnädige! Ob der Fiſch wohl anbeißen wird! Mich zog es hin, aber es war unmöglich, Alexander Fedorowitſch zu überreden . . . er ſitzt immer zu Hauſe, oder nein, er liegt.“

Sie ſah Adujew mit einem vorwurfsvollen Blicke an.

„Was bedeutet das?“ fragte ſie.

„Was denn?“

„Daß Sie eine ganze Woche ausgeblieben ſind?“

„Ja, ich bin ungefähr eine Woche nicht hier geweſen.“

„Warum denn?“

„Ich hatte keine Luſt . . .“

„Sie hatten keine Luſt!“ ſagte ſie erſtaunt.

„Ja, wie ſo?“

Sie ſchwieg. Es ſchien ihr unglaublich, daß er keine Luſt haben konnte, herzukommen.

„Ich wollte meinen Vater zur Stadt, zu Ihnen ſchicken,“ ſagte ſie, „doch wußte ich nicht, wo Sie wohnen.“

„Zur Stadt, zu mir, warum?“

„Eine ſchöne Frage!“ verſetzte ſie beleidigt. „Warum? Um zu erfahren, ob Ihnen nicht vielleicht etwas zugeſtoßen ſei, ob Sie geſund ſind?“

„Was haben Sie denn davon?“

„Was ich davon habe? O Gott!“

„O Gott! Was heißt das?“

„Was ich davon habe!“ . . . Ihre Bücher ſind ja bei mir . . . „Sie geriet in Verwirrung. Eine ganze Woche auszubleiben!“ ſetzte ſie hinzu.

„Muß ich denn durchaus täglich hier ſein?“

„Durchaus!“

„Warum?“

„Warum, warum!“ ſie ſah ihn traurig an und wiederholte: „warum, warum!“

Er ſah ſie an. Was war das? Thränen, Verwirrung, Freude, Vorwürfe? Sie war bleich, hatte etwas abgenommen, die Augen waren gerötet.

„Da haben wir es ſchon!“ dachte Alexander. „So ſchnell habe ich es nicht erwartet!“ Er lachte laut auf.

„Warum, fragen Sie? Hören Sie,“ fuhr ſie fort. In ihren Augen flammte etwas, wie ein Entſchluß, auf. Es ſchien, als wollte ſie ihm etwas Wichtiges ſagen; doch in dem Augenblick trat der Vater hinzu. „Morgen,“ ſagte ſie, „morgen muß ich mit Ihnen ſprechen, heute kann ich nicht, mein Herz iſt zu voll . . . Sie werden morgen kommen? ja, nicht wahr? Sie werden uns nicht vergeſſen? . . .“ Ohne die Antwort abzuwarten, eilte ſie von ihm weg.

Der Vater ſah erſt ſeine Tochter, dann Adujew aufmerkſam an und ſchüttelte den Kopf.

Alexander ſah ihr ſchweigend nach. Es that ihm leid; er war mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß er ſie unbemerkt in dieſen Zuſtand verſetzt hatte; das Blut ſtieg nicht zum Herzen, ſondern zu Kopf.

„Sie liebt mich,“ dachte Alexander auf dem Rückwege. „O, mein Gott, wie langweilig! Welche Thorheit! Jetzt kann man da nicht mehr angeln; ſchade, der Fiſch beißt ſo gut an . . . ärgerlich!“

Und doch war er innerlich nicht ganz unzufrieden damit; er ſcherzte und ſprach ſehr viel mit Koſtiakow.

Die dienſtfertige Phantaſie malte ihm das Bild Liſas in Lebensgröße, die üppigen Schultern, die ſchlanke Geſtalt, ohne das Füßchen zu vergeſſen. Eine ſeltſame Empfindung erwachte in ihm, ein Schauer überlief ihn und erſtarrte, ohne die Seele zu erreichen. Er analyſierte dieſe Empfindung von ihrem Urſprung aus. „Du biſt ein Tier!“ murmelte er. „Alſo das haſt du im Sinne . . . den entblößten Nacken, die Büſte, die Füßchen . . . das Vertrauen und die Unerfahrenheit zu benutzen . . . zu hintergehen . . . nun gut, und wenn es dir gelingt, ſie zu betrügen, was dann? Wieder dieſelbe Langeweile und vielleicht noch Gewiſſensbiſſe? Nein, nein! Dazu werde ich es nicht bringen; o, ich bin feſt! Ich fühle noch genug Herzensreinheit und Edelſinn in mir . . . Ich werde nicht in den Staub ſinken und ſie nicht fortreißen.“

Am folgenden Tage erwartete Liſa den Abend anfangs mit einer fieberhaften Ungeduld, doch ſpäter wurde ihr Herz beklommen; ſie erſchrak, ohne ſelbſt zu wiſſen warum; eine Traurigkeit überwältigte ſie; ſie wünſchte faſt, daß Alexander nicht käme. Als aber die beſtimmte Stunde nahte und Alexander nicht da war, verwandelte ſich ihre Ungeduld in eine qualvolle Sehnſucht. Mit dem letzten Sonnenſtrahl war jede Hoffnung geſchwunden; ſie fing an zu weinen. Den andern Tag lebte ſie wieder auf, war heiter am Morgen; doch gegen Abend fing ihr das Herz an weh zu thun; Furcht und Hoffnung bewegten es. Sie kamen wieder nicht. Dasſelbe wiederholte ſich den dritten und vierten Tag. Die Hoffnung lockte ſie ans Ufer; wenn ſich in der Ferne ein Boot zeigte, oder zwei menſchliche Schatten am Ufer auftauchten, erbebte ſie in freudiger Erwartung. Doch wenn ſie ſah, daß das Boot nicht die Erwarteten brachte, daß die Schatten nicht ihnen gehörten, ließ ſie traurig den Kopf ſinken, die Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer Bruſt . . . Einen Augenblick darauf flüſterte die grauſame Hoffnung ihr wieder einen tröſtlichen Vorwand der Verzögerung ins Ohr, und wieder ſchlug das Herz in banger Erwartung.

Doch Alexander zögerte, wie abſichtlich. Endlich als ſie eines Tages erſchöpft, mit einem von Verzweiflung erfüllten Herzen auf ihrem Platze unter dem Baume ſaß, hörte ſie plötzlich ein Geräuſch; ſie kehrte ſich um und erbebte, freudig erſchreckt; vor ihr ſtand mit gekreuzten Armen Alexander. Sie ſtreckte ihm mit Thränen der Freude die Hände entgegen und konnte noch lange nicht zur Beſinnung kommen. Er ergriff ihre Hand und ſchaute ihr erregt in die Augen.

„Sie haben abgenommen!“ ſagte er leiſe. „Leiden Sie?“

Sie ſeufzte.

„Wie lange Sie nicht gekommen ſind!“ ſagte ſie.

„Haben Sie mich erwartet?“

„Ich?“ verſetzte ſie lebhaft. „O wenn Sie wüßten!“ . . . Sie ſprach nicht weiter und drückte ſeine Hand.

„Und ich bin gekommen, um Ihnen lebewohl zu ſagen!“ ſprach er und hielt inne, die Wirkung ſeiner Worte beobachtend. Sie ſah ihn erſchreckt und ungläubig an.

„Das iſt nicht wahr!“ ſagte ſie.

„Das iſt wohl wahr!“ erwiderte er.

„Hören Sie!“ fing ſie plötzlich an, ſich ängſtlich nach allen Seiten umſehend, „um Gotteswillen, fahren Sie nicht weg! Ich muß Ihnen ein Geheimnis verraten, . . . hier kann mein Vater aus dem Fenſter ſehen; kommen Sie zu uns in den Garten, in die Laube . . . ich werde Sie dahin führen.“

Sie gingen. Alexander verwandte kein Auge von ihrem Nacken und der ſchlanken Geſtalt; er fühlte ein fieberhaftes Beben.

„Was iſt denn dabei, daß ich gehe?“ dachte er. „Es iſt ja nur ſo . . . um zu ſehen, wie es bei ihnen in der Laube ausſieht . . . der Vater lud mich doch ein, ich konnte einen offenen, geraden Weg wählen . . . ich bin der Verſuchung fern, bei Gott, ich bin ihr fern, das werde ich beweiſen; ich bin mit der Abſicht gekommen, ihr zu ſagen, daß ich wegfahre . . . obgleich das gar nicht der Fall iſt! Nein, Dämon! Du wirſt mich nicht verführen!“ Doch in dem Augenblick war es, als ob ihm der böſe Geiſt, welcher in Kriloffs Fabel vom Einſiedler hinter dem Ofen hervorkommt, ins Ohr flüſterte: „Warum biſt du denn gekommen? Das war gar nicht nötig; wäreſt du nicht gekommen, ſo hätte man dich in zwei Wochen vergeſſen . . .“ Aber Alexander glaubte eine edle That der Selbſtverleugnung zu vollbringen, indem er von Angeſicht zu Angeſicht einen Kampf mit der Verſuchung unternahm. Die erſte Trophäe ſeines Sieges war ein Kuß, den er Liſa raubte; dann umarmte er ſie und ſagte, daß er gar nicht die Abſicht habe wegzufahren, daß er es nur geſagt hätte, um ſie zu prüfen und um zu erfahren, ob ſie ihn liebe. Um ſeinem Siege die Krone aufzuſetzen, verſprach er, am andern Tage um dieſelbe Stunde in der Laube zu ſein. Auf dem Rückwege nach Hauſe dachte er über ſeine Handlung nach, und es wurde ihm bald heiß, bald kalt. Er verging vor Entſetzen, glaubte ſich ſelbſt kaum und beſchloß, morgen nicht hinzugehen, — ſtatt deſſen erſchien er noch vor der feſtgeſetzten Stunde.

Es war im Auguſt. Es dunkelte ſchon. Alexander hatte verſprochen, um neun Uhr zu kommen; ſtatt deſſen kam er um acht, allein, ohne Angel. Wie ein Dieb ſchlich er ſich durch, der Laube zu, ſich bald ängſtlich umſehend, bald Hals über Kopf vorwärtseilend. Doch jemand war ihm zuvorgekommen. Derſelbe ſtürzte ganz außer Atem in die Laube und ſetzte ſich auf den Diwan in eine dunkle Ecke.

Man ſchien Alexander auflauern zu wollen. Er öffnete leiſe die Thür, näherte ſich in heftiger Erregung auf den Fußſpitzen dem Diwan und ergriff leiſe die Hand — von Liſas Vater. Alexander fuhr zuſammen, ſprang zurück und wollte fliehen; doch der Alte hielt ihn am Rockſchoß feſt und ſetzte ihn mit Gewalt neben ſich.

„Wie ſind Sie hierhergekommen?“ fragte er.

„Ich . . . komme nach den Fiſchen . . . murmelte Alexander, kaum die Lippen bewegend. Seine Zähne klapperten. Der Alte war gar nicht furchtbar; doch Alexander zitterte, wie jeder Dieb, den man auf der That ertappt hatte.

„Nach den Fiſchen!“ widerholte der Alte ſpöttiſch. „Wiſſen Sie, was das heißt, im trüben Waſſer Fiſche fangen? Schon lange habe ich Sie beobachtet und Sie nun endlich kennen gelernt; meine Liſa kenne ich ſchon von den Windeln an, ſie iſt gut und zutraulich. Sie ſind ein gefährlicher Schelm . . .“

Alexander wollte ſich erheben; doch der Alte hielt ihn zurück.

„Ja, mein Herr, nehmen Sie es nicht übel. Sie haben ſich für unglücklich ausgegeben, abſichtlich Liſa vermieden, um ſie zu verführen . . . iſt das edel? Wie ſoll ich das nennen?“

„Ich ſchwöre Ihnen, bei meiner Ehre, daß ich die Folgen nicht vorausgeſehen habe . . .,“ ſagte Alexander mit dem Ausdruck der tiefſten Ueberzeugung, „ich wollte nicht . . .“

Der Alte ſchwieg einige Augenblicke.

„Vielleicht iſt es auch das!“ ſagte er, „vielleicht haben Sie nicht aus Liebe, ſondern nur ſo zum Zeitvertreib dem armen Mädchen den Kopf verdreht, ohne ſelbſt zu wiſſen, was daraus entſtehen würde; gelingt es, ſo iſt es gut; gelingt es nicht, ſo thut es auch nichts! In Petersburg gibt es viele ſolche Burſchen . . . wiſſen Sie, wie man ſolche Stutzer behandelt?“

Alexander hatte den Blick geſenkt. Es fehlte ihm der Mut, ſich zu rechtfertigen.

„Ich hatte anfangs eine beſſere Meinung von Ihnen; doch habe ich mich ſehr geirrt! Sie haben recht gut den Stillen geſpielt! Gott ſei Dank, daß ich noch zur rechten Zeit zur Beſinnung gekommen bin . . . Hören Sie, es iſt keine Zeit zu verlieren; das dumme Mädchen kann jeden Augenblick zu dem Stelldichein erſcheinen. Ich habe euch geſtern belauſcht. Es iſt nicht nötig, daß ſie uns ſieht; Sie werden ſich entfernen und, ſelbſtverſtändlich, nicht mehr wiederkehren; ſie wird glauben, daß Sie ſie betrogen haben, und das wird ihr eine Lehre ſein. Nehmen Sie ſich nur in acht, daß ich Sie nie wieder hier treffe, ſonſt . . . werde ich Sie nicht eben freundlich hinausbegleiten . . . ſuchen Sie ſich eine andre Stelle für den Fiſchfang . . . Ein Glück, daß Liſa mir noch offen in die Augen ſehen kann; ich habe ſie den ganzen Tag beobachtet . . . ſonſt wären Sie nicht auf dieſem Wege von hier gegangen . . . Leben Sie wohl!“

Alexander wollte etwas entgegnen; doch der Alte öffnete die Thür und ſtieß ihn hinaus.

Alexander entfernte ſich in einem Zuſtande, von dem ſich der Leſer ſelbſt eine Vorſtellung machen kann, wenn er ſich nicht ſchämt, ſich für einen Augenblick in Alexanders Lage zu verſetzen. Thränen brachen aus den Augen meines Helden, Thränen der Scham, der Wut, der Verzweiflung . . .

„Wozu lebe ich?“ ſagte er laut. „Ein widerliches, tödliches Leben! und ich, ich . . . nein! Wenn ich auch nicht im ſtande geweſen bin, der Verſuchung zu widerſtehen, ſo werde ich doch den Mut haben, dieſer unnützen, elenden Exiſtenz zu entſagen . . .“

Mit raſchen Schritten näherte er ſich dem Fluſſe. Er war ſchwarz. Auf den Wellen ſpielten fantaſtiſche, häßliche Schatten. Das Ufer, wo Alexander ſtand, war flach.

„Hier kann man auch nicht einmal ſterben!“ ſagte er verächtlich und ging zur Brücke, welche hundert Schritte entfernt war. Alexander ſtützte ſich auf das Geländer in der Mitte der Brücke und blickte nach unten. Er nahm im Geiſt Abſchied vom Leben, ſchickte ſeiner Mutter Seufzer, ſegnete die Tante, vergab ſogar der Nadinka. Thränen der Rührung brachen aus ſeinen Augen . . . Er bedeckte das Geſicht mit den Händen . . . Gott weiß, was er gethan hätte, als plötzlich die Brücke unter ſeinen Füßen ſchwankte; er ſah ſich um: mein Gott, er befand ſich am Rande eines Abgrundes, das Grab gähnte ihm entgegen; die Hälfte der Brücke hatte ſich losgeriſſen und ſchwamm fort . . . die Barke eilte vorüber, noch einen Augenblick, und dann lebe wohl! Er ſammelte ſeine ganze Kraft und that einen verzweifelten Sprung . . . auf die andre Seite. Da hielt er an, atmete auf und griff nach ſeinem Herzen.

„Gnädiger Herr, haben Sie ſich erſchreckt?“ fragte ihn der Wächter.

„Und wie noch, mein Lieber, es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre ich hineingefallen!“ entgegnete Alexander mit bebender Stimme.

„Gott behüte! Das Unglück iſt leicht geſchehen!“ ſprach der Wächter gähnend. „Vor zwei Sommern, da iſt ein Arbeiter von der Barke ſo hereingefallen.“

Alexander ging nach Hauſe, ſich mit einer Hand das Herz haltend. Von Zeit zu Zeit ſah er ſich nach dem Fluſſe um, nach der auseinandergeriſſenen Brücke, und wandte ſich zitternd ſogleich wieder weg, ſeine Schritte beſchleunigend.

Unterdeſſen kleidete ſich Liſa kokett, nahm weder Vater, noch Wärterin mit und ſaß jeden Abend, bis die Nacht einbrach, unter dem Baume.

Die dunklen Abende begannen; ſie wartete noch immer; von den Freunden war nichts zu hören, nichts zu ſehen.

Der Herbſt kam. Gelbe Blätter fielen von den Bäumen und bedeckten die Ufer; das Laub war erblichen, der Fluß hatte eine bleierne Farbe angenommen; der Himmel war beſtändig grau; ein kalter Wind wehte nebſt einem feinen Regen. Die Ufer und Flüſſe waren vereinſamt; man hörte weder fröhliche Lieder, noch helle Stimmen; die Barken hatten aufgehört, auf und ab zu eilen. Im Graſe ſummte kein Käfer; kein Vogel ſang auf dem Baume; nur das Geſchrei der Krähen und Dohlen erfüllte die Seele mit Betrübnis; auch der Fiſch biß nicht mehr an. Doch Liſa wartete noch immer. Sie mußte durchaus Alexander ſprechen, ihm ein Geheimnis verraten. Sie ſaß ſtets auf der Bank, unter dem Baume, in einen Ueberwurf gehüllt. Sie hatte abgenommen, die Augen waren etwas eingefallen, die Wangen mit einem Tuche verbunden. So traf ſie eines Tages der Vater.

„Komm, wollen wir gehen, höre auf hier zu ſitzen,“ ſagte er, vor Kälte zitternd, „ſieh, deine Hände ſind ganz blau, du frierſt, komm!“

„Wohin?“

„Nach Hauſe; wir ziehen heute zur Stadt.“

„Warum?“ fragte ſie verwundert.

„Warum? der Herbſt iſt da; wir ſind nur allein auf dem Lande geblieben.“

„Ach mein Gott!“ ſagte ſie. „Hier wird es auch im Winter ſchön ſein; wollen wir bleiben!“

„Was du dir ausgedacht haſt! Komm, wollen wir gehen!“

„Warten Sie!“ bat ſie flehend, „die ſchönen Tage werden wiederkehren.“

„Höre!“ entgegnete der Vater, ihre Wange ſtreichelnd, indem er auf die Stelle hindeutete, wo die Freunde geangelt hatten. „Sie werden nicht wiederkehren . . .“

„Sie werden nicht wiederkehren?“ widerholte ſie in einem fragend traurigen Tone; dann reichte ſie dem Vater die Hand, ließ den Kopf ſinken und ging nach Hauſe, ſich von Zeit zu Zeit umſehend.

Adujew und Koſtiakow angelten ſchon lange in einer dieſem Orte entgegengeſetzten Richtung.

Fünftes Kapitel.

Alexander vergaß allmählich ſowohl Liſa, als auch den unangenehmen Auftritt mit ihrem Vater. Er wurde wieder ruhig, ſogar heiter, und lachte oft über die flachen Späße von Koſtiakow. Die Anſicht, welche dieſer Menſch vom Leben hatte, amüſierte ihn. Sie faßten ſogar den Plan, recht weit wegzufahren, ſich am Ufer eines an Fiſchen reichen Fluſſes eine Hütte aufzubauen und dort den Reſt ihrer Tage zu verbringen. Die Seele Alexanders verſank wieder in den Schlamm armſeliger Begriffe und einer materiellen Exiſtenz.

Doch das Schickſal ſchlummerte nicht, und es gelang ihm nicht, in dieſem Schlamme unterzugehen.

Im Herbſte erhielt er von der Tante einen Brief mit der dringenden Bitte, ſie ins Konzert zu begleiten, weil der Onkel ſich unwohl fühlte. Ein Künſtler, eine europäiſche Berühmtheit, war angereiſt.

„Wie, ins Konzert!“ rief Alexander in heftiger Aufregung, „ſoll ich ins Konzert gehen, wieder unter die Menge, in den Glanz des Flitters, der Lüge, der Heuchelei . . . nein, ich werde nicht gehen.“

„Koſtet wohl noch gar fünf Rubel,“ bemerkte Koſtiakow.

„Das Billet koſtet fünfzehn Rubel,“ ſagte Alexander, „doch ich würde gern fünfzig geben, um nicht hinzufahren.“

„Fünfzehn Rubel!“ rief Koſtiakow, die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagend. „Das ſind ’mal Spitzbuben! Sie kommen her, um uns zu betrügen und zu beſtehlen. Verfluchte Schmarotzer! fahren Sie nicht, Alexander Fedorowitſch! Wenn es noch irgend eine Sache wäre, die man nach Hauſe nehmen, auf den Tiſch ſtellen, oder aufeſſen könnte, aber nein, zahle fünfzehn Rubel, nur um etwas zu hören! Das iſt ein Wahnſinn! Für fünfzehn Rubel kann man ſchon ein Füllen kaufen!“

„Zuweilen zahlt man auch mehr, um einen Abend vergnügt zu verbringen,“ bemerkte Alexander.

„Um einen Abend vergnügt zu verbringen? ja, wiſſen Sie was? wollen wir in die Badſtube gehen; da werden wir ihn herrlich verbringen! Wenn ich mich langweile, gehe ich immer dahin; es iſt eine wahre Freude, man geht ungefähr um ſechs hin und verläßt ſie um zwölf; man erwärmt ſich, der Körper wird einem ordentlich gekratzt, zuweilen macht man auch eine angenehme Bekanntſchaft, es kommt ein Geiſtlicher, oder ein Kaufmann, oder ein Offizier, man unterhält ſich von dem Handel, oder von dem Untergang der Welt . . . man möchte faſt gar nicht herausgehen! Und das Ganze kommt einem nur ſechzig Kopeken zu ſtehen! Man weiß nicht, wo man den Abend verbringen ſoll!“

Doch Alexander fuhr hin. Er zog ſeufzend den ſchon lange nicht angehabten Frack hervor, legte weiße Handſchuhe an.

„Die Handſchuhe koſten fünf Rubel, alſo im ganzen zwanzig!“ zählte Koſtiakow, welcher der Toilette Adujews beiwohnte. „Zwanzig Rubel für einen Abend hinzuwerfen! Das iſt zum Erſtaunen!“

Alexander war entwöhnt, ſich ordentlich zu kleiden. Des Morgens begab er ſich in die Dienſtbehörde in einem bequemen Vizeuniformsrock; des Abends trug er einen alten Ueberrock oder ein Paletot. Er fühlte ſich unbehaglich im Frack. Hier war es ihm zu eng, da fehlte etwas; der Hals hatte es in dem ſeidenen Tuche zu heiß, die Bruſt unter dem Oberhemde zu kalt, der Kragen des Frackes ſtemmte ſich gegen den Nacken, die lackierten Stiefel drückten ihn.

Die Tante begrüßte ihn freundlich, ſie dankte ihm herzlich dafür, daß er ſich entſchloſſen hatte, ihretwegen ſeine Einſamkeit zu verlaſſen; doch ſprach ſie kein Wort, weder von ſeiner Lebensweiſe, noch von ſeinen Beſchäftigungen. Nachdem Adujew einen Platz für Liſaweta Alexandrowna beſorgt hatte, lehnte er ſich an eine Kolonne neben einem breitſchulterigen Meloman und gab ſich der Langeweile hin. Er ſuchte mit der Hand ein Gähnen zu verbergen, doch in demſelben Augenblicke ertönte ein betäubender Applaus, welcher den Künſtler begrüßte. Alexander ſah ihn nicht einmal an. Man ſpielte eine Introduktion. An ihre letzten Laute knüpften ſich andre, anfangs heitere, graziöſe, welche an die Kinderſpiele zu erinnern ſchienen; man hörte lärmende, fröhliche Kinderſtimmen, dann wurden die Laute allmählich ruhiger und männlicher, ſie ſchienen die Sorgloſigkeit der Jugend, den Mut, den Ueberfluß an Leben und Kraft auszudrücken. Dann floſſen ſie langſamer, leiſer, als wollten ſie den Erguß der Liebe, die Sprache des Herzens wiedergeben, ſanken allmählich zu einem leidenſchaftlichen, geheimnisvollen Geflüſter herab und verſtummten ... Doch die Menge lauſchte noch immer. Niemand wagte ſich zu rühren. Endlich entfuhr allen ein einſtimmiges Ach! und wurde flüſternd durch den Saal getragen. Die Menge rührte ſich ſchon, als plötzlich die Laute wieder erwachten und ſich crescendo in einen wilden Strom ergoſſen, ſich dann in tauſend kleine Kaskaden zerſplitterten und hinſtürzten, einander verdrängend. Darin erklangen Vorwürfe der Eiferſucht; ſie brauſten in der Wut der Leidenſchaft; das Ohr konnte ſie kaum auffangen, ſie brachen plötzlich ab, als hätte das Inſtrument Kraft und Stimme verloren. Dem Violinbogen entfuhr ein dumpfes, abgebrochenes Stöhnen; man hörte ſchluchzende, traurige, flehende Laute, und alles verſchmolz in einen krankhaften, anhaltenden Seufzer ... Das Herz drohte zu zerſpringen; es ſchien, als ſangen die Töne von getäuſchter Liebe und hoffnungsloſer Sehnſucht. Alle Leiden, der ganze Schmerz der Menſchenſeele, lagen darin. Alexander erbebte. Er erhob den Kopf und ſah unter Thränen über die Schulter ſeines Nachbars hinweg. Ein hagerer Deutſche ſtand, über ſeinem Inſtrument gebückt, vor der Menge und beherrſchte ſie. Jetzt hatte er geendigt und wiſchte ſich gleichgültig mit dem Tuche Stirn und Hände. Der Saal erzitterte von einem donnernden Applaus. Und plötzlich ſah man den Künſtler ſich demütig vor der Menge verneigen und ihr danken.

„Auch er bückt ſich vor ihr,“ dachte Alexander, indem er ſchüchtern dieſe tauſendköpfige Hyder betrachtete, „er, der ſo hoch ſteht ...“

Der Künſtler ergriff den Bogen, und augenblicklich verſtummte alles. Die in Bewegung geratene Menge verſchmolz zu einem unbeweglichen Körper. Es erklangen andre, feierliche, majeſtätiſche Töne; der Zuhörer nahm eine gerade Haltung an, ſein Haupt erhob ſich, der Blick richtete ſich nach oben. Sie erweckten im Herzen den Stolz und riefen Träume des Ruhmes hervor. Das Orcheſter ſpielte eine gedämpfte Begleitung, wie das entfernte Brauſen der Menge, wie das Gemurmel des Volkes ... Alexander erbleichte und ließ den Kopf ſinken. Dieſe Laute ſprachen deutlich von ſeiner Vergangenheit, von ſeinem ganzen bitteren und getäuſchten Leben.

„Sieh’ nur, was dieſer für ein Geſicht hat!“ ſagte jemand, auf Alexander hindeutend. „Ich begreife nicht, wie man ſich ſolch eine Blöße geben kann; ich habe Paganini gehört, ohne mit den Augenbrauen zu zucken.“

Alexander verwünſchte die Einladung der Tante, den Künſtler, am meiſten aber das Schickſal, welches ihm keine Vergeſſenheit gewährte. „Und wozu? Zu welchem Zweck?“ dachte er. „Was will es von mir erlangen? Wozu erinnert es mich an meine Schwäche, an die Schande, an die Nutzloſigkeit der Vergangenheit, die ſchon nicht mehr zu ändern iſt!“

Nachdem er die Tante begleitet hatte, wollte er nach Hauſe fahren; doch ſie hielt ihn zurück.

„Werden Sie denn nicht eintreten?“ fragte ſie vorwurfsvoll.

„Nein.“

„Warum denn nicht?“

„Es iſt ſchon ſpät, ein andersmal.“

„Und das ſchlagen Sie mir ab?“

„Ihnen mehr noch, als einem andern.“

„Warum denn?“

„Das wäre lange zu erzählen. Leben Sie wohl!“

„Eine halbe Stunde, Alexander, hören Sie? nicht mehr. Wenn Sie mir das verweigern, ſo haben Sie nie eine Spur von Freundſchaft für mich gehegt.“ Sie bat ſo innig, ſo dringend, daß Alexander nicht den Mut hatte, ſich zu weigern; er folgte ihr mit geſenktem Kopfe. Peter Iwanowitſch war in ſeinem Kabinette.

„Habe ich es wirklich verdient, von Ihnen mit Geringſchätzung behandelt zu werden, Alexander?“ fragte Liſaweta Alexandrowna, nachdem er ſich am Kamine niedergelaſſen hatte.

„Sie irren ſich, das iſt keine Geringſchätzung,“ entgegnete er.

„Was bedeutet es dann? Wie ſoll ich das nennen? Wie oft habe ich Ihnen geſchrieben, Sie eingeladen, Sie kamen nicht und hörten ſogar auf, die Briefe zu beantworten.“

„Das iſt keine Geringſchätzung . . .“

„Was denn?“

„So!“ ſagte Alexander und ſeufzte, „leben Sie wohl, ma tante!“

„Warten Sie! Was habe ich Ihnen gethan? Was fehlt Ihnen, Alexander, warum ſind Sie ſo gleichgültig gegen alles, gehen nicht aus und leben in einer Geſellſchaft, die nicht für Sie paßt?“

„Dieſe Lebensweiſe gefällt mir, ma tante, man lebt ſo ruhig, das paßt für mich . . .“

„Finden Ihr Herz und Ihr Geiſt Nahrung in ſolch einem Leben, in der Geſellſchaft ſolcher Menſchen?“

Alexander nickte mit dem Kopfe.

„Heucheln Sie nicht, Alexander; Sie haben irgend ein großes Leid erfahren und ſchweigen. Früher wußten Sie, wem Sie Ihren Kummer vertrauen ſollten; Sie wußten, wo Sie Troſt oder wenigſtens Teilnahme finden konnten; haben Sie denn jetzt niemand?“

„Niemand.“

„Sie glauben keinem?“

„Keinem.“

„Denken Sie denn nie an Ihre Mutter . . . an ihre Liebe, an ihre Liebkoſungen? . . . iſt es Ihnen nie eingefallen, daß Sie auch hier von jemand geliebt werden, wenn es auch nur eine ſchweſterliche, freundſchaftliche Liebe iſt?“

„Leben Sie wohl, ma tante!“ ſagte er.

„Leben Sie wohl, Alexander, ich halte Sie nicht mehr zurück,“ verſetzte die Tante. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

Alexander griff nach dem Hute; doch er legte ihn ſogleich wieder weg und ſah Liſaweta Alexandrowna an.

„Nein, ich kann nicht gehen, die Kraft fehlt mir!“ ſagte er. „Was thun Sie mit mir?“

„Seien Sie wieder der frühere Alexander, wenn auch nur für einen Augenblick, erzählen Sie, vertrauen Sie mir alles . . .“

„Ja, ich kann Ihnen gegenüber nicht ſchweigen, ich will Ihnen alles vertrauen, was mir auf dem Herzen liegt,“ ſagte er. „Sie fragen, warum ich die Menſchen fliehe, warum ich gegen alles gleichgültig bin, warum ich nicht zu Ihnen komme? . . . warum? So wiſſen Sie denn, daß ich des Lebens ſchon lange überdrüſſig geworden bin; ich habe mir eine Exiſtenz gewählt, wo das Leben weniger bemerkbar iſt. Ich will nichts, ich ſuche nichts, als Ruhe, als einen Schlaf für die Seele. Ich habe die Leere und die Unbedeutendheit des Lebens kennen gelernt und verachte es. Wer gelebt und nachgedacht hat, der muß im Innern ſeines Herzens die Menſchen verachten. Die Thätigkeit, die Sorgen, die Zerſtreuungen, alles langweilt mich. Ich will nichts zu erlangen ſtreben; ich habe kein Ziel; denn alles, was man zu erreichen trachtet, iſt nach genauer Betrachtung nur ein Traumbild. Für mich gibt es keine Freuden mehr; ſie laſſen mich kalt. Wenn ich in der gebildeten Welt lebe, ſo treten die ſchlechten Seiten des Lebens deutlicher hervor, während ich in meiner Einſamkeit, fern von der Menge, erſtarre und in dieſem Schlafe weder mich ſelbſt noch die Menſchen bemerke. Ich thue nichts, ſehe weder fremde, noch meine Handlungen, und bin ruhig . . . es iſt mir alles einerlei; es gibt kein Glück, und das Unglück ſoll mich nicht überwältigen . . .“

„Das iſt furchtbar, Alexander!“ ſagte die Tante. „In Ihrem Alter ſolch eine Gleichgültigkeit . . .“

„Sie wundern ſich darüber, ma tante? Verlaſſen Sie auf einen Augenblick den engen Horizont, von dem Sie eingeſchloſſen ſind; betrachten Sie das Leben, die Welt, was iſt das? . . . Was geſtern groß war, iſt heute unbedeutend; wonach man geſtern geſtrebt, danach ſtrebt man heute nicht mehr, der geſtrige Freund iſt heute unſer Feind. Lohnt es ſich denn, nach etwas zu ſtreben, zu lieben, zu ſtreiten, mit einem Worte: zu leben! Iſt es nicht beſſer, wenn das Herz und der Geiſt ſchlafen? Ich ſchlafe und gehe deshalb nicht aus, am wenigſten würde ich zu Ihnen kommen . . . Sie erwecken das Herz und den Geiſt und ſtoßen dieſelben wieder in den Strudel hinaus. Wenn Sie mich heiter, geſund, lebend, ja ſogar, nach den Begriffen des Onkels, glücklich ſehen wollen, ſo laſſen Sie mich da, wo ich jetzt bin. Dieſe Aufregung muß ſich beruhigen, die Träume müſſen ſich legen, der Geiſt und das Herz erſtarren, die Augen das Weinen und die Lippen das Lächeln verlernen, und dann, vielleicht nach ungefähr zwei Jahren, werden Sie mich zu jeder Prüfung bereit finden; dann werden Sie ſich vergeblich bemühen, etwas zu erwecken, während jetzt . . .“

Er machte eine Bewegung der Verzweiflung.

„Sehen Sie, Alexander,“ unterbrach ihn die Tante lebhaft, „Sie haben ſich in einem Augenblicke verändert; Ihre Augen füllen ſich mit Thränen; Sie ſind noch immer derſelbe, heucheln Sie doch nicht, halten Sie das Gefühl nicht zurück, geben Sie ihm freien Lauf . . .“

„Warum? Ich werde dadurch nicht beſſer werden! Ich werde mich nur um ſo mehr quälen. Der heutige Abend hat mich in meinen eignen Augen vernichtet. Ich habe deutlich eingeſehen, daß ich kein Recht habe, meiner trüben Gemütsſtimmung wegen jemand anzuklagen; ich habe ſelbſt mein Leben zu Grunde gerichtet. Ich träumte von Ruhm, Gott weiß aus welchem Grunde, und vernachläſſigte meine Pflicht; ich habe meinen beſcheidenen Beruf verdorben, und jetzt iſt es ſchon zu ſpät, die Vergangenheit zu verbeſſern! Ich floh die Menge und verachtete ſie; ich floh, ich verachtete, während dieſer Deutſche mit ſeiner erhabenen, mächtigen, poetiſchen Seele ſich nicht von der Welt losſagt, die Menge nicht flieht; er iſt ſtolz auf ihren Beifall. Er ſieht es ein, daß er nur ein kaum bemerkbares Glied der unendlichen Kette der Menſchheit ſei; er weiß auch alles, wie ich, die Leiden ſind ihm nicht fremd. Hörten Sie es, wie er in den Tönen ſein Leben erzählte, die Freuden, den Kummer, das Glück, das Leid der Seele? Er verſteht ſie. Wie tief bin ich heute mit meinem Kummer und mit meinen Leiden in den eignen Augen geſunken . . . Er hat in mir das bittere Bewußtſein erweckt, daß ich ſtolz und machtlos bin . . . Ach, warum haben Sie mich aufgeſtört? Leben Sie wohl, laſſen Sie mich gehen . . .“

„Bin ich denn ſchuld, Alexander? Iſt es denn möglich, daß ich ein Gefühl der Bitterkeit in Ihnen erwecken konnte? . . .“

„Darin liegt eben das Unglück; Ihr ſanftes Engelsbild, ma tante, Ihre Reden, Ihr freundſchaftlicher Händedruck, alles verwirrt und rührt mich; ich möchte weinen, wieder leben und leiden . . . wozu?“

„Wozu? Bleiben Sie ſtets mit uns, und wenn Sie mich Ihrer Freundſchaft für würdig halten, ſo werden Sie vielleicht auch bei einer andern Troſt finden können; man wird Sie zu ſchätzen verſtehen.“

„Ja! Glauben Sie denn, daß es mich tröſten könnte? Glauben Sie denn, daß ich einer Erregung des Augenblickes vertrauen würde? Sie ſind wirklich ein Weib in dem edelſten Sinne des Wortes; Sie ſind zur Freude und zum Glücke des Mannes geſchaffen; kann man aber auf dieſes Glück bauen? Wer bürgt dafür, daß es dauerhaft iſt, daß nicht vielleicht heute oder morgen das Schickſal dieſes glückliche Leben zerſtört? . . . Das iſt eben die Frage! Kann man an etwas glauben, ſogar an ſich ſelbſt? Iſt es nicht beſſer, ohne irgend welche Hoffnungen und Erregungen zu leben? Nichts erwarten, keine Freuden ſuchen und folglich auch keinen Verluſt beweinen?“

„Ihrem Schickſale werden Sie nicht entgehen, Alexander; auch dahin, wo Sie jetzt ſind, wird es Ihnen folgen . . .“

„Ja, das iſt wahr; doch da kann es nicht ſein Spiel mit mir treiben; ich verſpotte es; reißt ſich ein Fiſch von der Angel los, nachdem ich ſchon die Hand danach ausgeſtreckt habe, oder regnet es, wenn ich zur Stadt will, ſo muß ich lachen ...“

Liſaweta Alexandrowna wußte nicht, was ſie entgegnen ſollte.

„Sie werden heiraten ... lieben,“ ſagte ſie zögernd.

„Heiraten! Glauben Sie wirklich, daß ich mein Glück einem Weibe anvertrauen würde, wenn ich es auch lieben könnte, was übrigens auch unmöglich iſt? Oder glauben Sie, daß ich es unternehmen würde, ein Weib glücklich zu machen? Nein, ich weiß, daß wir einander betrügen und uns gegenſeitig täuſchen werden. Der Onkel Peter Iwanowitſch und die Erfahrung haben es mich gelehrt ...“

„Peter Iwanowitſch! ja, er trägt die größte Schuld,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna ſeufzend, „das hat er alles mit ſeiner Analyſe und ſeinen Methoden angerichtet ... doch Sie hatten das Recht, ihn nicht zu hören ... und wären in der Ehe glücklich geweſen ...“

„Ja, auf dem Lande, natürlich, aber jetzt ... nein, ma tante, die Ehe iſt nichts für mich. Jetzt kann ich nicht heucheln, ſobald ich zu lieben und glücklich zu ſein aufhören werde; auch kann ich es nicht ſehen, wenn die Frau heuchelt; wir werden beide einander hintergehen wollen, wie zum Beiſpiel Sie und der Onkel es thun ...“

„Wir?“ fragte Liſaweta Alexandrowna erſtaunt und erſchreckt.

„Ja! Sagen Sie, ſind Sie ſo glücklich, wie Sie es ſich geträumt haben?“

„Nicht ſo, wie ich es mir geträumt habe, ich bin auf eine andre Weiſe glücklich ... vielleicht vernünftiger ... iſt das nicht einerlei?“ ... erwiderte Liſaweta Alexandrowna verwirrt. „Auch Sie ...“

„Vernünftiger! ach, ma tante, das hätten Sie nicht ſagen ſollen; ſo ſpricht der Onkel. Ich kenne dieſes Glück nach ſeiner Methode; es mag vielleicht vernünftiger ſein, aber iſt es größer? Für ihn gibt es kein Unglück, alles iſt Glück. Gott mit ihm! Nein! mein Leben iſt erſchöpft; ich bin des Lebens müde ...“

Beide ſchwiegen. Alexander ſuchte mit den Augen ſeinen Hut; die Tante überlegte, wodurch ſie ihn noch zurückhalten könnte.

„Und das Talent!“ ſagte ſie plötzlich lebhaft. „Haben Sie das Talent vergeſſen?‘

„Ei! ma tante! Wie können Sie ſich noch über mich luſtig machen! Haben Sie das Sprichwort vergeſſen: ‚den Liegenden ſchlägt man nicht.‘“

„Ich mache mich luſtig?“ ſagte Liſaweta Alexandrowna, indem ſie ihre Verwirrung zu verbergen ſuchte.

„Ja, Sie wiſſen recht gut, daß ich kein Talent beſitze.“

„Das weiß ich gar nicht!“ erwiderte ſie gedehnt.

„Heucheln Sie nicht! Der Onkel hat Ihnen wahrſcheinlich die Antwort des Journaliſten gezeigt ...“

„Ach, glauben Sie doch dem Onkel nicht; Sie wiſſen gar nicht, was er für ein Heuchler iſt; er möchte, daß Sie ſich dieſelbe Beſchäftigung wählen, wie er; deshalb bemühte er ſich aus allen Kräften, Ihnen entgegen zu arbeiten; er hat es ſeinem Freunde angeſagt, Ihnen ſolch einen Brief zu ſchreiben; ich habe ihn ſchon deswegen geſcholten.“

„Gebrauchen Sie keine Liſt, ma tante! Der Onkel hat ſo etwas nicht gethan. Ich danke Ihnen ſehr für die gute Abſicht; doch ſie wird Ihnen nicht gelingen. Es iſt Zeit, daß ich ſelbſt darüber ins klare komme, was ich im ſtande bin zu thun und was nicht. Ich beſitze durchaus kein Talent. Ich habe Gefühl; ich hatte einen heißen Kopf und ſah meine Träumereien für Schöpfungsgeiſt an. Es iſt noch nicht lange her, daß ich etwas von meinen alten Sünden fand; ich las und mußte ſelbſt darüber lachen. Der Onkel hatte recht, als er mich zwang, alles zu verbrennen. Ach, wenn ich doch zu der Vergangenheit zurückkehren könnte! Wie ganz anders würde ſie ſich geſtalten!“

„Laſſen Sie ſich nicht vollſtändig enttäuſchen!“ ſagte ſie, „jeder von uns hat ein ſchweres Kreuz zu tragen . . .“

„Wer hat ein Kreuz?“ fragte Peter Iwanowitſch, ins Zimmer tretend. „Guten Abend, Alexander! Du vielleicht?“ Peter Iwanowitſch ging gebückt und konnte kaum die Füße bewegen.

„Ja, ich!“ erwiderte Alexander.

„Nur nicht ſo eins, wie du es meinſt,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna, „ich ſpreche von dem ſchweren Kreuz, welches Alexander trägt . . .“

„Ah! was trägt er da noch?“ fragte Peter Iwanowitſch, ſich mit der größten Vorſicht in einen Lehnſtuhl niederlaſſend. „Ach! was für ein Schmerz! Welch eine Strafe!“

Liſaweta Alexandrowna half ihm ſich ſetzen, ſchob ein Kiſſen unter und rückte einen Fußſchemel heran.

„Was fehlt Ihnen, Onkel?“ fragte Alexander.

„Siehſt du, auch ich trage ein ſchweres Kreuz! Ach, mein Rücken! Das iſt ’mal ein Kreuz; auch das habe ich ausgedient! Ach! mein Gott!“

„Warum ſitzeſt du denn ſo viel; du kennſt das hieſige Klima,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna, „der Arzt hat dir verordnet, recht viel zu gehen, aber nein; den ganzen Morgen ſchreibſt du und ſpielſt am Abend Karten.“

„Soll ich denn mit aufgeſperrtem Munde auf den Straßen herumgehen und Zeit verlieren?“

„Dafür biſt du auch beſtraft.“

„Dem kann man hier nicht entgehen, wenn man arbeiten will. Wer hat nicht Kreuzſchmerzen? Das iſt, ſo zu ſagen, das Ehrenzeichen eines jeden Geſchäftsmannes . . . ach! man kann nicht einmal den Rücken geradebiegen. Nun, Alexander, was thuſt du denn?“

„Das, was ich früher gethan habe.“

„Ah! nun, dann wirſt du keine Kreuzſchmerzen bekommen; das iſt wirklich ein Wunder!“

„Wie kannſt du dich darüber wundern? Biſt du nicht ſelbſt teilweiſe daran ſchuld, daß er ſo geworden iſt?“ ſagte Liſaweta Alexandrowna.

„Ich? Das gefällt mir! Habe ich ihn an den Müßiggang gewöhnt?“

„In der That, Onkel, Sie ſollten ſich nicht wundern,“ ſagte Alexander, „Sie haben viel dazu beigetragen, daß ich ſo geworden bin, aber ich zürne Ihnen nicht; ich bin ſelbſt daran ſchuld, daß ich es nicht verſtand, oder richtiger geſagt, daß ich nicht im ſtande war, Ihre Lehren, wie es ſich gehörte, zu benutzen, da ich nicht dazu vorbereitet war. Sie ſind vielleicht teilweiſe nur daran ſchuld, daß Sie mich gleich vom erſtenmal kennen gelernt hatten und trotzdem umarbeiten wollten; als ein erfahrener Mann hätten Sie ſehen ſollen, daß es unmöglich ſei . . .“

„Was iſt denn das für ein Verbrechen? Worin liegt das Unglück?“

„Darin,“ erwiderte Alexander, „daß Sie den Kampf von zwei verſchiedenen Lebensanſichten in mir erregten, ohne ſie verſöhnen zu können; was entſtand daraus? Alles in mir hat ſich in Zweifel, in ein Chaos verwandelt.“

„Ach, mein Kreuz!“ ſtöhnte Peter Iwanowitſch. „Ein Chaos!“ ſagte er. „Nun, eben aus dieſem Chaos wollte ich etwas machen.“

„Ja, und was haben Sie gethan? Sie haben mir das Leben in ſeiner häßlichen Nacktheit dargeſtellt. In dieſem Alter, wo ich nur die hellen Seiten kennen ſollte!“

„Das heißt, ich bemühte mich, dir das Leben ſo darzuſtellen, wie es iſt, damit du dir nicht etwas in den Kopf ſetzteſt, was gar nicht exiſtiert. Ich erinnere mich noch, was du für ein Burſche warſt, als du vom Lande kamſt; jemand mußte dir doch ſagen, daß du unmöglich ſo bleiben konnteſt. Ich habe dich vor vielen Fehlern und Dummheiten gewarnt, ſonſt hätteſt du ihrer noch viel mehr angerichtet!“

„Das kann ſein. Aber Sie haben nur eines aus dem Auge gelaſſen, Onkel! — das Glück. Sie haben vergeſſen, daß der Menſch nur durch Irrtümer und Träume glücklich iſt; die Gegenwart beglückt nicht . . .“

„Was ſchwatzeſt du für einen Unſinn! Dieſe Anſicht haſt du direkt von der aſiatiſchen Grenze hergebracht; in Europa glaubt man nicht mehr daran. Die Träumereien ſind Spielſachen, Betrug . . . das taugt alles nur für Weiber und Kinder, der Mann muß die Sache kennen, ſo wie ſie wirklich iſt. Nach deiner Meinung iſt es ſchlechter, als ſich zu täuſchen?“

„Ja, Onkel, ſagen Sie, was Sie wollen, das Glück beſteht aus Träumen, Hoffnungen, aus dem Vertrauen zu den Menſchen, aus dem Glauben an ſich ſelbſt, aus Liebe, Freundſchaft und einem edlen Ziele. Sie wiederholten mir, daß die Liebe ein Unſinn, ein leeres Gefühl, daß es leicht und ſogar beſſer ſei, ohne dieſe auszukommen, daß eine leidenſchaftliche Liebe kein großes Verdienſt ſei, daß man ſich dadurch den Tieren gleichſtelle . . .“

„Erinnere dich doch, wie du lieben wollteſt; du träumteſt von Dolchen und Blutvergießen; deine Schöne ſollte nachts aus dem Elternhauſe, wenn es möglich wäre noch gar bei Mondſchein, nach einer unbewohnten Inſel fliehen; da hätteſt du ſie vor Tieren und Räubern verteidigt und des Nachts unter ihrem Balkon Lieder geſungen und Gedichte verfaßt, die ſie hätte lernen müſſen . . . oder, was noch beſſer iſt, du verlangteſt, daß dieſe, wie heißt ſie doch? Grunja, nicht wahr? dich ihr Lebenlang lieben ſollte, während du ſie nur halbwegs lieben würdeſt . . . ſage ſelbſt, liegt darin wohl Sinn?“

Alexander errötete.

„Und wie liebſt du, ſage es doch?“ fragte Liſaweta Alexandrowna ihren Mann.

„Ach, es ſticht mir im Kreuz!“ ſtöhnte Peter Iwanowitſch.

„Dann ſagten Sie,“ fuhr Alexander fort, „daß es keine auf Sympathie beruhende Anhänglichkeit gebe, ſondern nur eine Gewohnheit . . .“

„Auch das haſt du geſagt?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Das heißt, meine Teure, ich ſagte es ihm . . . damit . . . damit . . . er . . . ach, ach, mein Kreuz!“

„Und das ſagten Sie,“ fuhr Alexander fort, „einem zwanzigjährigen Knaben, dem die Liebe alles war, deſſen Thätigkeit und Ziel ſich um dieſes Gefühl drehten, der darin Rettung oder Untergang zu finden hoffte.“

„Er ſpricht, als wäre er vor zweihundert Jahren geboren,“ murmelte Peter Iwanowitſch.

„Sie haben mir die Theorie der Liebe, der Täuſchungen, des Erkaltens auseinandergeſetzt,“ ſprach Alexander, „und warum? Ehe ich noch zu lieben anfing, wußte ich das alles, und indem ich liebte, analyſierte ich ſchon die Liebe, wie der Schüler unter der Leitung des Profeſſors den Körper anatomiert und anſtatt der Schönheit der Formen nur Muskeln und Nerven ſieht . . .“

„Das hat dich jedoch nicht gehindert, dieſe . . . wie heißt ſie doch? . . . Werotſchka, nicht wahr? . . . wahnſinnig zu lieben!“

„Ja, aber Sie ließen mir keine Täuſchung; ich hätte in der Untreue von Nadinka einen unglücklichen Zufall geſehen und von der Zukunft Glück erwartet; in dieſer Erwartung würde ich ein Alter erreicht haben, das die Liebe von ſelbſt ausſchließt; ſtatt deſſen haben Sie mir ihre Theorie beigebracht und mir gezeigt, daß die Untreue eine unvermeidliche Folge ſei; mit zwanzig Jahren verlor ich den Glauben an Glück und an das Leben; meine Seele war gealtert. Die Freundſchaft wollten Sie nicht anerkennen und nannten ſie Gewohnheit; Sie gaben ſich ſcherzend für meinen beſten Freund aus, vielleicht deshalb, weil Sie mir bewieſen hatten, daß es keine Freundſchaft gebe.“

Peter Iwanowitſch hörte zu, indem er ſich mit einer Hand den Rücken glättete. Er verteidigte ſich nachläſſig, wie ein Mann, der ſcheinbar durch ein Wort die gegen ihn geſchleuderten Anklagen vernichten konnte. „Du hatteſt einen ſchönen Begriff von der Freundſchaft,“ ſagte er, „von deinem Freunde verlangteſt du dieſelbe Komödie, die in alter Zeit von zwei Narren geſpielt wurde . . . wie hießen ſie doch? Der eine blieb als Bürge zurück, während der andre wegfuhr, um Abſchied zu nehmen . . . Wenn alle ſo handeln würden, ſo wäre die Welt ein Irrenhaus.“

„Ich liebte die Menſchen,“ fuhr Alexander fort, „ich glaubte an ihre Würde, ſah in ihnen meine Brüder, ſtreckte ihnen meine Arme entgegen . . .“

„Ja, das war ſehr nötig; ich erinnere mich deiner Umarmungen,“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch, „du haſt mich damit genug gelangweilt.“

„Sie zeigten mir ihren Wert; anſtatt mein Herz durch Anhänglichkeiten zu leiten, lehrten Sie mich, daß man nicht fühlen, ſondern die Menſchen analyſieren, beobachten und ſich vor ihnen in acht nehmen müſſe; ich lernte ſie kennen und liebte ſie nicht mehr!“

„Wer konnte das vorausſehen? Ich dachte, du würdeſt nur um ſo nachſichtiger gegen die Menſchen werden. Ich kenne ſie auch, und doch haſſe ich ſie nicht . . .“

„Liebſt du denn die Menſchen?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Ich habe mich an ſie gewöhnt.“

„Gewöhnt!“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Auch er hätte ſich gewöhnt,“ ſagte Peter Iwanowitſch, „doch iſt er auf dem Lande von der Tante und von gelben Blumen zu ſehr verdorben worden; deshalb geht es mit ſeiner Entwickelung ſo langſam vorwärts.“

„Auch glaubte ich an mich ſelbſt,“ fing Alexander wieder an. „Sie zeigten mir, daß ich ſchlechter ſei als die andern; da fing ich an, mich zu haſſen.“

„Wenn du die Sache kaltblütiger betrachtet hätteſt, ſo würdeſt du eingeſehen haben, daß du weder ſchlechter, noch beſſer biſt als die andern; du würdeſt weder dich ſelbſt, noch die andern haſſen, ihre Dummheiten gleichgültiger ertragen und gegen die deinigen aufmerkſamer ſein. Auch ich kenne meinen Wert; zwar ſehe ich ein, daß ich ſchlecht bin, und doch muß ich geſtehen, daß ich mich ſehr liebe.“

„Ah! Hier iſt bei dir die Liebe im Spiel und nicht Gewohnheit!“ ſetzte Liſaweta Alexandrowna hinzu.

„Ach, mein Kreuz!“ ſtöhnte Peter Iwanowitſch.

„Dann haben Sie erbarmungslos, ohne mich vorzubereiten, mit einem Schlage meinen ſchönſten Traum zerſtört; ich glaubte einen Funken von poetiſchem Talent zu beſitzen; Sie haben mir grauſam bewieſen, daß ich nicht zum Prieſter des Schönen geſchaffen ſei; Sie riſſen mir dieſen Splitter aus dem Herzen und ſchlugen mir eine Arbeit vor, die mich mit Ekel erfüllte. Ohne Sie würde ich ſchreiben . . .“

„Und den Ruf eines talentloſen Schriftſtellers haben,“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch, „iſt das gut?“

„Was geht mich das Publikum an? Ich ſorge für mich; mein Mißlingen würde ich der Bosheit, dem Neide zuſchreiben und mich allmählich an den Gedanken gewöhnen, daß es beſſer wäre, die Schriftſtellerei aufzugeben, um etwas andres zu unternehmen. Wie können Sie ſich darüber wundern, daß ich, nachdem ich alles erfahren, den Mut ſinken ließ?“

„Nun, was ſagſt du dazu?“ fragte Liſaweta Alxandrowna.

„Die Luſt fehlt mir, auf ſolch einen Unſinn noch etwas zu antworten. Ich trage die Schuld, daß du auf deiner Reiſe hierher dir vorgeſtellt haſt, lauter gelbe Blumen, Liebe und Freundſchaft hier vorzufinden; du dachteſt, daß die Menſchen nichts andres thun, als die einen ſchreiben Gedichte, die andern hören zu, oder ſie legen ſich, zur Veränderung, auf die Proſa! ... Ich ſuchte dich davon zu überzeugen, daß die Menſchen überall und beſonders hier arbeiten müſſen... es gibt keine gelbe Blumen, ſondern Rang und Geld, was viel beſſer iſt. Ich hoffte, daß du endlich begreifen würdeſt, was das Leben eigentlich ſei und wie man es in jetziger Zeit auffaßt. Du haſt es begriffen; doch als du ſahſt, daß es nur wenig Blumen und Verſe gibt, da ſetzteſt du dir in den Kopf, daß das Leben ein großer Irrtum ſei, daß du nur allein es bemerkteſt und deswegen ein Recht hätteſt, dich zu langweilen, während andre es nicht bemerken und deshalb vergnügt leben. Warum biſt du unzufrieden? Was fehlt dir? Ein andrer hätte an deiner Stelle das Schickſal geſegnet. Weder Not, noch Krankheit, noch irgend ein reeller Kummer hat dich heimgeſucht. Was fehlt dir? Vielleicht Liebe? Haſt du noch immer nicht genug? Zweimal haſt du geliebt und biſt geliebt worden. Man iſt dir untreu geworden; du biſt nun quitt. Wir haben erfahren, daß du wahre Freunde haſt, die ein andrer nur ſelten hat. Zwar werden ſie ſich nicht für dich ins Waſſer ſtürzen, oder ins Feuer gehen, auch lieben ſie nicht ſich zu umarmen; doch das iſt ja äußerſt einfältig, wirſt du das nicht endlich einmal begreifen lernen! dafür kannſt du aber bei ihnen Rat, Hilfe, ſogar Geld finden ... Sind das nicht wahre Freunde. Mit der Zeit wirſt du heiraten, deine Zukunft liegt vor dir; gehe nur an die Arbeit und die Fortuna wird nicht ausbleiben. Thue alles, was die andern thun, und das Schickſal wird dir deinen Teil nicht verſagen; du wirſt das Deinige finden. Es iſt lächerlich, wenn man ſich einbildet, ein beſonderer, großer Menſch zu ſein, und doch nicht dazu geſchaffen iſt! Nun, worüber trauerſt du denn?“

„Ich beſchuldige Sie nicht, Onkel; im Gegenteil, ich verſtehe Ihre Abſichten zu ſchätzen und bin Ihnen von ganzer Seele dankbar dafür. Was iſt dabei zu thun, wenn der Erfolg ausgeblieben iſt? Beſchuldigen Sie auch mich nicht. Wir haben einander nicht verſtanden, das iſt eben das Unglück! Was Ihnen, einem zweiten, dritten gefallen kann, das gefällt mir nicht ...“

„Was mir und einem zweiten, dritten gefallen kann! Mein Lieber, du irrſt dich! Bin ich denn der einzige, der ſo denkt und handelt, wie ich es dich gelehrt habe? ... Sieh' dich 'mal um; betrachte die Maſſe, die Menge, wie du ſie nennſt, nicht jene, die auf dem Lande lebt, ſondern die moderne, gebildete, denkende und handelnde Menge; was will ſie und wonach ſtrebt ſie? wie denkt ſie? Gerade ſo, wie ich es dich lehrte. Was ich von dir verlangte, das habe ich mir nicht ſelbſt ausgedacht.“

„Wer denn?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Das Zeitalter.“

„Muß man denn durchaus allem dem folgen, was ſich das Zeitalter ausdenkt?“ fragte ſie. „Iſt das alles wahr und heilig?“

„Das iſt alles wahr und heilig!“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Wie! Iſt es wahr, daß man mehr überlegen, als fühlen müſſe? Daß man ſeine Gefühle beherrſchen und ſich nicht aufrichtigen Herzensergießungen hingeben ſollte?“

„Ja,“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Immer nach einer gewiſſen Methode handeln, den Menſchen kein Vertrauen ſchenken, alles für vergänglich anſehen und nur für ſich ſelbſt leben?“

„Ja.“

„Iſt auch das heilig, daß die Liebe nicht die Hauptbedingung des Lebens ſei, daß man mehr ſeine Arbeit, als den geliebten Menſchen lieben müſſe, daß man keiner Anhänglichkeit vertrauen könne, daß die Liebe ſich ſtets in Erkalten, Untreue oder Gewohnheit auflöſen müſſe? daß die Freundſchaft eine Gewohnheit ſei? Iſt das alles wahr?

„Das iſt immer wahr geweſen,“ erwiderte Peter Iwanowitſch, „doch wollte man es früher nicht glauben; jetzt iſt es eine allgemein bekannte Wahrheit.“

„Iſt auch das heilig, daß man alles analyſieren, berechnen und bedenken müſſe, ohne ſich zu vergeſſen, ohne zu träumen und ohne ſich von einer Täuſchung hinreißen zu laſſen, die glücklich machen könnte? . . .“

„Es iſt heilig, weil es vernünftig iſt,“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Iſt auch das wahr, daß man im Umgang mit den Seinigen, wie zum Beiſpiel, mit ſeiner Frau auch nur Vernunft anwenden müſſe? . . ,“

„Noch nie hatte ich ſolche Kreuzſchmerzen . . . ach!“ ſtöhnte Peter Iwanowitſch, ſich auf dem Stuhle krümmend.

„Ach! Kreuzſchmerzen! Ein ſchönes Zeitalter, wahrlich!“

„Ein ſehr ſchönes, meine Liebe; es geſchieht nichts aus Laune; überall herrſcht Vernunft, Zweck, Erfahrung, Gradation und folglich auch Erfolg, alles ſtrebt nach Vervollkommnung und Beſſerung.“

„In Ihren Worten liegt vielleicht Wahrheit, Onkel, doch ſie tröſtet mich nicht,“ ſagte Alexander. „Ihre Theorie hat mir alles gezeigt; ich betrachte die Dinge mit Ihren Augen, ich bin ein Zögling Ihrer Schule, und demnach iſt mir das Leben unerträglich . . . wie kommt das?“

„Weil du dich noch nicht an die neue Ordnung gewöhnt haſt. Du biſt nicht der einzige; es gibt ſolche Zurückgebliebene; das ſind alles Märtyrer. Sie ſind wirklich bedauernswert; doch was iſt dabei zu thun? Wegen eines kleinen Menſchenhaufens kann die ganze Maſſe nicht zurückbleiben. Auf alles, was du mir vorwirfſt, habe ich nur eine Rechtfertigung,“ ſagte Peter Iwanowitſch nach einem kurzen Nachdenken. „Erinnerſt du dich noch; als du herkamſt, riet ich dir, nachdem ich kaum fünf Minuten mit dir geſprochen hatte, ſogleich wieder umzukehren? du haſt meinen Rat nicht befolgt. Warum fällſt du denn jetzt über mich her? Ich habe dir vorhergeſagt, daß du dich an die hieſige Ordnung nicht wirſt gewöhnen können; doch du bauteſt auf meine Leitung, bateſt mich um Rat, ſprachſt in deiner erhabenen Sprache von den modernen Fortſchritten des Geiſtes, von den Beſtrebungen der Menſchheit, von der praktiſchen Richtung des Zeitalters, jetzt haſt du es. Ich konnte mich doch nicht vom Morgen bis zum Abend mit dir abgeben; was war mir daran gelegen! Ich konnte dir weder den Mund zudecken, um ihn vor Fliegen zu ſchützen, noch dich bekreuzen. Ich wollte dir Vernunft beibringen, weil du mich um Rat gebeten hatteſt; was daraus entſtanden iſt, das geht mich nichts an. Du biſt kein Kind und auch nicht dumm, kannſt nach eignem Gutdünken handeln . . . Anſtatt deine Pflicht zu thun, ſo ſtöhnſt du, weil dir eine Dirne . . . untreu geworden iſt, entweder du leideſt an Seelenleere, oder an Fülle von Empfindungen; was iſt das für ein Leben? Das iſt ja eine Qual! Betrachte doch die jetzige Jugend, was ſind das für brave Burſchen! Alles arbeitet mit Geiſt, mit Energie, wie leicht und geſchickt werden ſie mit all dieſem Unſinn fertig, der in eurer alten Sprache Erregung, Leid . . . Gott weiß wie genannt wird!"

„Wie du leicht urteilſt!" ſagte Liſaweta Alexandrowna. „Thut dir Alexander denn gar nicht leid?"

„Nein. Ja, wenn er Kreuzſchmerzen hätte, dann würde er mir wohl leid thun; das iſt keine Erdichtung, kein Traum, keine Poeſie, ſondern ein reelles Leid . . . ach!"

„So raten Sie mir doch wenigſtens, was ich jetzt thun ſoll, Onkel! Wie werden Sie mit Ihrem Verſtande dieſe Aufgabe löſen?"

„Was du jetzt thun ſollſt? Aufs Land reiſen."

„Aufs Land!" rief Liſaweta Alexandrowna. „Biſt du von Sinnen, Peter Iwanowitſch? Was wird er da anfangen?"

„Aufs Land!" wiederholten Alexander und Liſaweta Alexandrowna, indem ſie beide Peter Iwanowitſch anſahen.

„Ja! aufs Land; da wirſt du deine Mutter wiederſehen, ſie tröſten; du ſuchſt doch ein ruhigeres Leben, hier regt dich alles auf; wo iſt es ruhiger, als da, am See, bei der Tante . . . Ich rate dir wirklich, hinzureiſen. Wer weiß? Vielleicht wirſt du dort . . ach!"

Er griff mit der Hand nach ſeinem Rücken.

Ungefähr zwei Wochen darauf trat Alexander aus dem Dienſt und kam, um von Onkel und Tante Abſchied zu nehmen. Die Tante und Alexander waren traurig und ſchweigſam. Liſaweta Alexandrowna hatte Thränen in den Augen. Nur Peter Iwanowitſch ſprach.

„Weder Karriere, noch Fortuna!" ſagte er kopfſchüttelnd. „Wozu biſt du hergekommen? Du haſt das Geſchlecht der Adujew blamiert!"

„So höre doch auf, Peter Iwanowitſch," ſagte Liſaweta Alexandrowna. „Du langweilſt uns mit deiner Karriere."

„Wie iſt das möglich, meine Liebe, in acht Jahren nichts zu erlangen!"

„Leben Sie wohl, Onkel," ſagte Alexander, „ich danke Ihnen für alles . . ."

„Keine Urſach! lebewohl Alexander! Brauchſt du vielleicht Geld auf den Weg?"

„Nein, ich danke, ich habe genug."

„Was ſoll das heißen? Nie wird er annehmen! Das bringt mich auf. Nun, mit Gott, mit Gott!"

„Thut es dir nicht leid, dich von ihm zu trennen?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„M . . m . . m . .“ brummte Peter Iwanowitſch. „Ich habe mich ſehr an ihn gewöhnt. Denke daran, Alexander, daß du einen Onkel und Freund in mir haſt, hörſt du? Wenn du Arbeit, oder das verachtete Metall, oder in Dienſtangelegenheiten etwas nötig haben wirſt, ſo wende dich an mich; bei mir wirſt du ſtets alles das finden.“

„Und wenn Sie der Teilnahme bedürfen werden,“ ſagte Liſaweta Alxandrowna, „oder des Troſtes, oder einer warmen zuverläſſigen Freundſchaft . . .“

„Mit aufrichtigen Herzensergießungen,“ ſetzte Peter Iwanowitſch hinzu.

„So denken Sie daran,“ fuhr Liſaweta Alexandrowna fort, „daß Sie in mir eine Freundin beſitzen.“

„Nun, meine Liebe, davon wird er auch auf dem Lande genug haben; da iſt alles Blumen, Liebe, Herzensergießungen und ſogar eine Tante . . .“

Alexander war gerührt. Er konnte kein Wort hervorbringen. Beim Abſchied ſtreckte er, zwar weniger lebhaft als vor acht Jahren, dem Onkel ſeine Arme entgegen; doch Peter Iwanowitſch umarmte ihn nicht, ſondern ergriff ſeine beiden Hände und drückte ſie ſtärker als vor acht Jahren zurück. Liſaweta Alexandrowna brach in Thränen aus.

„Ach! ein Stein iſt mir vom Herzen gefallen, Gott ſei Dank!“ ſagte Peter Iwanowitſch, nachdem Alexander weggefahren war. „Sogar meine Kreuzſchmerzen ſcheinen beſſer geworden zu ſein!“

„Was hat er dir gethan?“ ſagte die Frau unter Thränen.

„Was er mir gethan hat! Eine wahre Qual, ſchlimmer, als mit den Fabrikarbeitern; wenn die närriſch werden, ſo prügelt man ſie durch; was kann man aber mit ihm anfangen?“

Die Tante weinte den ganzen Tag, und als Peter Iwanowitſch ſich nach dem Mittag erkundigte, ſo ſagte man ihm, daß nichts zubereitet worden ſei, weil die gnädige Frau ſich in ihrem Kabinett eingeſchloſſen und den Koch nicht angenommen hätte.

„An allem iſt Alexander ſchuld!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Iſt das doch eine Qual mit ihm!“

Er brummte noch lange und fuhr nach dem engliſchen Klub, um da zu ſpeiſen.

Am frühen Morgen ſchleppte ſich die Diligence langſam aus der Stadt, Alexander Fedorowitſch und Ewſey mit ſich forttragend.

Alexander hatte den Kopf aus dem Wagenfenſter geſteckt und ſuchte auf verſchiedene Weiſe in eine recht traurige Stimmung zu verfallen, die ſich endlich in einen Monolog auflöſte. Friſeure, Dentiſten, Modiſtinnen, Paläſte ſchwebten vorüber. „Lebe wohl,“ ſprach er, den Kopf ſchüttelnd und mit der Hand in ſein dünnes Haar fahrend, „lebe wohl, du Stadt der falſchen Haare, der eingeſetzten Zähne, der wattierten Nachahmungen der Natur, der runden Hüte; lebe wohl, du Stadt des höflichen Hochmuts, der erkünſtelten Gefühle, des lebloſen Wirrwarrs! Lebe wohl, du herrliches Grab aller tiefen, heftigen, zarten und innigen Erregungen der Seele! Ja! Acht Jahre habe ich Angeſicht zu Angeſicht mit dem modernen Leben gekämpft und der Natur den Rücken zugewendet; jetzt hat ſie ſich von mir losgeſagt; meine Lebenskräfte ſind erſchöpft, mit 29 Jahren habe ich gealtert; wo iſt die Zeit . . .“

> Lebewohl, lebewohl, du Stadt,
> Wo ich gelitten und geliebt,
> Wo ich mein Herz begraben.

Euch breite ich meine Arme aus, weite Felder, euch, geſegnete Dörfer und Triften meiner Heimat! Nehmt mich in euern Schoß, damit ich neubelebt auferſtehe!“

Er deklamierte ein Gedicht von Puſchkin, trocknete die feuchten Augen und warf ſich in das Innere des Wagens zurück.

Sechſtes Kapitel.

Es war ein herrlicher Morgen. Der unſern Leſern bekannte See auf dem Gute Gratſchi wurde von leichten Wellen gekräuſelt. Die Augen wurden unwillkürlich von dem blendenden Glanze der Sonnenſtrahlen geſchloſſen, deren Funken wie Smaragden und Diamanten auf dem Waſſer funkelten. Die Trauerweiden badeten im See ihre Zweige; die Ufer waren ſtellenweiſe von Riedgras bewachſen, in welchem ſich große gelbe Blumen bargen, die auf breiten, ſchwimmenden Blättern ruhten. Von Zeit zu Zeit zogen leichte Wölkchen herauf; dann ſchien es, als wenn die Sonne plötzlich dem Gute den Rücken zukehrte; der See, das Wäldchen, das Dorf, alles verfinſterte ſich, und nur in der Ferne ſah man einen glänzenden Schimmer. Doch das Wölkchen verſchwand, und wieder ſtrahlte der See, und wieder wurden die Fluren von einem goldigen Glanze übergoſſen.

Von fünf Uhr an ſaß Anna Paulowna auf dem Balkon. Was hatte ſie herbeigelockt? Der Sonnenaufgang, die friſche Luft, oder der Lerchengeſang? Nein! Sie verwandte kein Auge von dem Wege, welcher durch das Wäldchen führte. Agrafena erſchien und bat um die Schlüſſel. Ohne den Blick von dem Wege abzuwenden, reichte ſie ihr die Schlüſſel und fragte nicht einmal, wozu jene ſie nötig hatte. Der Koch kam; ohne ihn anzuſehen, erteilte ſie ihm eine Menge Befehle. Am andern Tage ſollte der Tiſch für zehn Perſonen gedeckt werden. Anna Paulowna war wieder allein. Plötzlich erglänzten ihre Augen. Alle Kräfte ihrer Seele gingen in Sehkraft über. Es ſchimmerte etwas auf dem Wege. Es kam jemand gefahren; doch es bewegte ſich langſam. Ach! es war nur ein beladener Bauernwagen, welcher den Berg hinunterfuhr. Anna Paulowna runzelte die Stirn.

„Hol' dich der Henker!“ brummte ſie. „Warum konnte er nicht herumfahren; ſie müſſen alle durchaus hier durchkriechen.“

„Aergerlich ließ ſie ſich wieder in den Lehnſtuhl nieder und richtete in fieberhafter Erwartung den Blick auf das Wäldchen, ohne zu bemerken, was ringsum vorging. Und doch gab es etwas zu bemerken; die Dekoration hatte ſich bedeutend verändert. Die mittägliche Luft, von den Strahlen der Sonne erhitzt, wurde ſchwül und drückend. Die Sonne verſchwand. Es wurde dunkel. Der Wald, die fernen Dörfer, das Gras, alles nahm eine unbeſtimmte, unheilverkündende Farbe an. Anna Paulowna erwachte und ſah nach oben. Mein Gott! In weſtlicher Richtung zog, wie ein lebendiges Ungeheuer, ein ſchwarzer, häßlicher Flecken mit kupferfarbigen Rändern herauf; er näherte ſich dem Dorfe und dem Wäldchen, ſeine ungeheuren Flügel darüber ausbreitend. Die ganze Natur verſtummte. Die Kühe ließen die Köpfe hängen. Die Pferde hoben den Schweif, ſchnaubten und ſchüttelten die Mähnen. Der Staub unter ihren Hufen erhob ſich nicht, ſondern legte ſich ſchwer, wie Sand, unter den Rädern. Die Wolke kam drohend näher. Bald darauf ertönte ein ferner Donner. Alles verſtummte und ſchien etwas Ungewöhnliches zu erwarten. Wo waren die Vögel geblieben, die ſo fröhlich in der Sonne geſungen hatten? die Inſekten, welche ſo mannigfaltig im Graſe geſummt? Alles ſchwieg. Auch die lebloſen Gegenſtände ſchienen dieſe Ahnung von einem bevorſtehenden Unheil zu teilen. Die Bäume waren unbeweglich und berührten einander nicht mehr mit den Zweigen. Sie hatten eine gerade Haltung angenommen und neigten nur von Zeit zu Zeit die Wipfel, als wenn ſie einander vor der nahen Gefahr warnen wollten. Die Wolke hatte ſchon den Horizont bedeckt und ein bleiernes undurchdringliches Gewölbe gebildet. Im Dorfe waren alle bemüht, ſich zeitig in die Häuſer zurückzuziehen. Einen Augenblick währte ein allgemeines, feierliches Schweigen. Plötzlich erhob ſich als Vorbote aus dem Walde ein friſcher Wind; er wehte dem Wanderer Kühle entgegen, rauſchte durch die Blätter, ſchlug im Vorübergehen die Pforte eines Bauernhauſes zu, wirbelte den Staub von der Straße auf und verlor ſich in den Sträuchern. Ihm folgte auf dem Fuße ein ſtürmiſcher Wirbelwind, der eine große Staubſäule auf dem Wege vor ſich her trieb. Er drang in das Dorf, warf mehrere verfaulte Bretter vom Zaun, riß ein Strohdach ab, ſpielte mit dem Rock einer Bäuerin und jagte die Hähne und Hühner der Straße entlang. Endlich legte er ſich. Wieder war es ſtill. Alles eilte, um Schutz zu finden. Nur das einfältige Schaf ſchien nichts zu ahnen. Es ſtand gleichgültig in der Mitte der Straße und kaute, ohne die allgemeine Aufregung zu begreifen; eine Feder und ein Strohhalm kreiſten in der Luft und jagten dem Wirbelwinde nach. Es fielen ein paar Regentropfen und plötzlich blitzte es. Der Greis erhob ſich von der Bank und führte die kleinen Enkel ins Haus; die Alte machte das Zeichen des Kreuzes und ſchloß das Fenſter. Es donnerte. Der Donner übertönte das Geräuſch von den Stimmen und rollte feierlich und majeſtätiſch durch die Luft. Ein erſchrecktes Pferd riß ſich von dem Fußſtricke los und ſprengte ins Feld; der Landmann lief ihm nach. Und der Regen fiel immer dichter und dichter, immer ſtärker ſchlug er an die Dächer und Fenſter. Eine weiße Hand ſchob ängſtlich den Gegenſtand ihrer zarten Sorgfalt, die Blumen, auf den Balkon.

Beim erſten Donnerſchlage machte Anna Paulowna das Zeichen des Kreuzes und verließ den Balkon.

„Nein, heute lohnt es ſich ſchon nicht mehr, zu warten,“ ſagte ſie ſeufzend. „Das Gewitter hat ihn wahrſcheinlich aufgehalten, vielleicht, daß er in der Nacht . . .“

Plötzlich ertönte das Geräuſch von Rädern, jedoch nicht aus dem Wäldchen, ſondern von einer andern Seite. Der Wagen fuhr in den Hof. Ihr verging der Atem.

„Wie iſt das möglich?“ dachte ſie. „Vielleicht wollte er unerwartet kommen? Doch nein, das iſt ja nicht ſein Weg.“

Sie wußte nicht, was ſie denken ſollte. Doch bald erklärte ſich alles. Einen Augenblick darauf trat Anton Iwanowitſch ein. Sein Haar war ſtellenweiſe grau geworden; er hatte zugenommen, übermäßiges Eſſen und das müßige Leben hatten dazu beigetragen. Er trug denſelben Ueberrock und dieſelben breiten Beinkleider.

„Ich habe Sie erwartet, Anton Iwanowitſch,“ fing Anna Paulowna an. „Ich dachte ſchon, Sie würden nicht kommen, hatte ſchon die Hoffnung verloren.“

„Wie konnten Sie das denken! Ja, wenn es noch zu einem andern wäre, nicht ein jeder kann mich anlocken, aber zu Ihnen! Es iſt nicht meine Schuld, daß ich mich verſpätete; jetzt muß ich ja mit einem Pferde herumfahren!“

„Wieſo?“ fragte Anna Paulowna zerſtreut, ſich dem Fenſter nähernd.

„Ach, meine Teure! Seit der Taufe bei Pawel Sawitſch fing der Schecke an zu lahmen; der Kutſcher, hol’ ihn der Henker, hatte eine alte Thür über den Graben gelegt . . . ſehen Sie, was das für arme Leute ſind! Sie haben kein neues Brett! Die Thür hatte einen Haken, oder einen Nagel, der Teufel weiß es! Kaum war das Pferd darauf getreten, als es auch ſogleich zur Seite ſprang. Beinahe hätte ich mir den Hals gebrochen . . . verfluchte Menſchen! Seit der Zeit lahmt es . . . was es doch für Geizhälſe auf der Welt gibt! Sie können ſich gar nicht vorſtellen, wie es bei ihnen im Hauſe ausſieht; in einem Armenhauſe werden die Leute beſſer gehalten. Und doch verleben ſie in Moskau an der Kusnetzow Brücke jährlich ungefähr zehntauſend.“

Anna Paulowna hörte zerſtreut zu und ſchüttelte ein wenig den Kopf, nachdem er geendigt hatte.

„Und ich habe von Saſchenka einen Brief erhalten, Anton Iwanowitſch!“ unterbrach ſie ihn. „Er ſchreibt, daß er ungefähr den zwanzigſten hier zu ſein denkt; die Freude hätte mir beinahe die Beſinnung genommen.“

„Das habe ich gehört, meine Teure, Proſchka erzählte es mir; doch konnte ich ihn anfangs nicht ſo recht verſtehen und glaubte, daß er ſchon angekommen wäre; vor Freude trat mir der Schweiß auf die Stirn.“

„Gott erhalte Sie dafür, Anton Iwanowitſch, daß Sie uns lieb haben.“

„Wie ſollte ich es nicht? Ich habe ja Alexander Fedorowitſch auf den Händen getragen; er iſt mir ebenſo lieb, wie ein Verwandter."

„Ich danke Ihnen, Anton Iwanowitſch; der liebe Gott wird es Ihnen lohnen! Schon die zweite Nacht ſchlafe ich faſt gar nicht und laſſe auch die Leute nicht ſchlafen; es könnte ſein, daß er ankäme; wenn wir dann alle ſchliefen, das wäre doch nicht paſſend! Geſtern und vorgeſtern bin ich ihm bis zum Wäldchen zu Fuß entgegengegangen, auch heute wäre ich gegangen; doch das Alter überwältigt mich. Die ſchlafloſe Nacht hat mich erſchöpft. Setzen Sie ſich doch, Anton Iwanowitſch! Sie ſind ja ganz durchnäßt; wollen Sie ſich nicht durch einen kleinen Imbiß ſtärken? Mit dem Mittage würde es vielleicht noch lange dauern, wollen wir den lieben Gaſt erwarten."

„Warum nicht? Ein Imbiß wäre nicht übel. Zwar habe ich ſchon gefrühſtückt."

„Wo ſind Sie ſchon dazugekommen?"

„Im Vorüberfahren hielt ich bei Marja Karpowna an. Ich that es mehr des Pferdes wegen, um ihm einige Erholung zu gönnen. Es iſt kein Spaß, bei der heutigen Hitze zwölf Werſt zu machen! Da frühſtückte ich auch zugleich. Gut, daß ich mich nicht bereden ließ, zu bleiben; ſonſt hätte mich das Gewitter gezwungen, den ganzen Tag da zu verbringen."

„Nun, wie geht es denn der Marja Karpowna?"

„Gott ſei Dank! Sie hat mir einen Gruß an Sie aufgetragen."

„Danke unterthänigſt; und Sophja Michailowna mit ihrem Manne, wie geht es denen?"

„Ziemlich gut; ſchon das ſechſte Kind wird erwartet. Sie baten mich, nach ungefähr zwei Wochen anzukommen. Es herrſcht in ihrem Hauſe eine ſolche Armut, daß man gar nicht hinſehen möchte. Man ſollte glauben, daß in ſolchen Umſtänden Kinder durchaus nicht am Platze wären, aber nein ..."

„Was Sie ſagen!"

„Bei Gott! alle Pfoſten in den Zimmern haben eine ſchiefe Richtung angenommen; der Fußboden ſchwankt unter den Füßen; überall regnet es durch. Auf den Tiſch kommt Suppe, Käſekuchen und Lammfleiſch, das iſt alles; und doch wie eifrig laden ſie einen ein."

„Und dieſe Krähe hatte auf meinen Saſchenka ein Auge geworfen!"

„Wie konnte ſie daran denken! Auf ſolch einen Falken! Ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo ich ihn erblicken werde; was muß es für ein ſchöner Mann geworden ſein! Ich vermute etwas, Anna Paulowna, er hat ſich gewiß mit einer Fürſtin oder Gräfin verlobt und kommt nun, um Ihren Segen zu erbitten und Sie zur Hochzeit einzuladen?"

„Wäre es möglich, Anton Iwanowitſch!" ſagte Anna Paulowna, vor Freude zitternd.

„Wirklich!"

„Ach! mein Lieber, Gott erhalte Sie! ... Ja! Beinahe hätte ich es vergeſſen; wußte ich doch, daß ich Ihnen etwas zu erzählen hatte, nur konnte ich nicht daraufkommen, was es eigentlich war, obgleich es mir auf der Zunge ſchwebte; ich wäre im ſtande geweſen es ganz zu vergeſſen. Wollen Sie zuerſt frühſtücken, oder ſoll ich es Ihnen erzählen?“

„Einerlei, meine Teure, vielleicht erzählen Sie es mir während des Frühſtücks; kein Stück ... kein Wort, wollte ich ſagen, ſoll mir entgehen.“

„Nun hören Sie,“ begann Anna Paulowna, nachdem man das Frühſtück gebracht und Anton Iwanowitſch ſich zu Tiſch geſetzt hatte. „Ich träumte ...“

„Werden Sie denn ſelbſt nicht eſſen?“ fragte Anton Iwanowitſch.

„O nein! Wie könnte ich jetzt ans Eſſen denken? Jedes Stück würde mir in der Kehle ſtecken bleiben; ich konnte nicht einmal meine Taſſe Thee austrinken. Alſo ich hatte einen Traum; es träumte mir, als ſäße ich ſo wie jetzt, mir gegenüber ſtand Agrafena mit einem Theebrett. Ich fragte ſie, warum ſie ein leeres Theebrett in der Hand halte? Sie ſchwieg und ſah immer nach der Thüre. ‚Ach, mein Gott!‘ dachte ich im Traume, ‚warum ſieht ſie immer dahin?‘ Da richtete ich auch meinen Blick auf die Thür und ſehe plötzlich ... Saſchenka ... er tritt ein, nähert ſich mir und ſagt traurig, faſt ſchien es mir, als wachte ich: ‚Leben Sie wohl, Mamachen, ich habe eine weite Reiſe dahin‘, dabei zeigte er auf den See, ‚und werde nicht wiederkehren‘. ‚Wohin denn, mein Liebling?‘ frage ich, während mein Herz ſich von einem tiefen Weh erfüllt. Er ſchwieg und ſah mich ſo ſeltſam traurig an. ‚Von wo kommſt du denn, mein Liebling?‘ fragte ich ihn wieder. Und er, mein Herzenskind, zeigte ſeufzend auf den See. ‚Aus dem Strudel‘, ſprach er leiſe, ‚von den Waſſergeiſtern‘. Ein Schauer überfiel mich, ich erwachte. Mein Kiſſen war in Thränen gebadet; ich konnte gar nicht zur Beſinnung kommen, ſaß auf dem Bette und weinte bitterlich. Als ich aufſtand, zündete ich ein Lämpchen vor dem Bilde der Mutter Gottes an. Vielleicht wird ſie, unſre barmherzige Beſchützerin, ihn vor Unheil bewahren. O Gott, dieſer Traum hat meine Seele von Zweifeln erfüllt! Es iſt mir unbegreiflich, was er bedeuten könnte? Vielleicht iſt ihm etwas zugeſtoßen? Dieſes ſchreckliche Gewitter ...“

„Das hat etwas Gutes zu bedeuten, meine Liebe, wenn man im Traume weint!“ ſagte Anton Iwanowitſch, indem er ein Ei am Teller zerſchlug. „Morgen wird er ankommen.“

„Und ich dachte, ob wir nicht vielleicht nach dem Frühſtück ihm bis zum Wäldchen entgegengehen ſollten; irgendwie würde ich mich ſchon hinſchleppen; es iſt aber ſchrecklich ſchmutzig geworden.“

„Nein, heute wird er nicht kommen; dafür habe ich ein Merkmal!“

In dieſem Augenblicke wurde vom Winde der ferne Ton einer Glocke herangeweht und verſtummte plötzlich. Anna Paulowna hielt den Atem an.

„Ach!“ ſagte ſie ſeufzend. „Ich dachte ſchon ...“

Plötzlich ertönte die Glocke wieder.

„Mein Gott! Ich höre eine Glocke!“ ſagte ſie und ſtürzte zum Balkon.

„Nein!“ entgegnete Anton Iwanowitſch. „Ein Füllen weidet hier in der Nähe mit einer Glocke am Halſe; ich ſah es im Vorbeifahren und jagte es weg, ſonſt wäre es ins Korn gelaufen. Warum laſſen Sie es nicht koppeln?“

Plötzlich ließ ſich die Glocke ganz deutlich vernehmen, faſt unter dem Balkon; ſie erklang immer lauter und lauter.

„Ach, mein Gott! er iſt es! Er iſt es!“ ſchrie Anna Paulowna. „Ach, ach! Eilen Sie ihm entgegen, Anton Iwanowitſch! Wo ſind die Leute? Wo iſt Agrafena? Es iſt niemand da ... als wenn er in ein fremdes Haus heimkehre ... Mein Gott!“

Sie hatte die Faſſung verloren. Die Glocke ertönte immer lauter.

Anton Iwanowitſch ſprang vom Tiſche auf.

„Er iſt es! Er iſt es!“ ſchrie Anton Iwanowitſch. „Ewſey ſitzt auf dem Bock! Wo haben Sie ein Gottesbild, Salz und Brot? Geſchwind, geben Sie es, womit ſoll ich ihm denn entgegengehen? Wie kann man ohne Salz und Brot? Dafür gibt es ein Merkmal ... was iſt das für eine Unordnung! Niemand hat daran gedacht! Und Sie ſelbſt, Anna Paulowna, warum gehen Sie ihm nicht entgegen? So eilen Sie doch! ...“

„Ich kann nicht!“ brachte ſie mühſam hervor. „Die Füße verſagen mir.“

Mit dieſen Worten ſank ſie in einen Lehnſtuhl. Anton Iwanowitſch ergriff ein Stück Brot vom Tiſche, legte es auf den Teller, ſtellte das Salzfaß darauf und eilte zur Thür.

„Nichts iſt vorbereitet worden!“ brummte er.

Doch die Thür wurde von außen aufgeriſſen und ihm entgegen ſtürzten drei Diener und zwei Mägde herein.

„Er kommt! Er kommt! Er iſt da!“ ſchrieen ſie bleich, erſchreckt, als wenn es ſich um Räuber handelte.

Ihnen folgte Alexander.

„Saſchenka! Mein Herzenskind!“ rief Anna Paulowna und hielt plötzlich inne, indem ſie ihn verwundert betrachtete.

„Wo iſt denn Saſchenka?“ fragte ſie.

„Ich bin es ja, Mamachen!“ erwiderte er, ihr die Hand küſſend.

„Du biſt es?“ Sie ſah ihn aufmerkſam an.

„Ja, ja, du biſt es, mein Teurer!“ ſagte ſie und umarmte ihn. Dann ſah ſie ihn wieder an. „Was fehlt dir denn? Biſt du krank?“ fragte ſie unruhig, ohne ihn aus der Umarmung zu befreien.

„Ich bin geſund, Mamachen.“

„Geſund! Was iſt denn aus dir geworden, mein Liebling? Habe ich dich denn in dieſem Zuſtande entlaſſen?“

Sie drückte ihn an ihr Herz und weinte bitterlich. Sie küßte ihm das Haar, die Wangen, die Augen.

„Wo iſt dein Haar geblieben? Es war ja wie Seide!“ ſprach ſie ſeufzend, „die Augen glänzten wie zwei Sterne; die Wangen waren Milch und Blut; du ſelbſt warſt wie ein rotwangiger Apfel! Wahrſcheinlich haben dich böſe Menſchen verdorben; deine Schönheit und mein Glück flößte ihnen Neid ein! Warum hat denn der Onkel nicht aufgepaßt? Als einem geſcheiten Manne, habe ich dich ihm übergeben! Er hat es nicht verſtanden, den Schatz zu bewahren. Mein Liebling!“

Die Alte weinte und überhäufte Alexander mit Liebkoſungen.

„Thränen im Traume haben doch nichts Gutes zu bedeuten!“ dachte Anton Jwanowitſch.

„Warum weinen Sie um ihn, als wäre er geſtorben?“ flüſterte er ihr ins Ohr. „Das iſt nicht gut! Dafür gibt es ein Merkmal!“

„Guten Tag, Alexander Fedorowitſch!“ ſagte er, „hat’s Gott doch ſo gefügt, daß wir uns noch in dieſer Welt wiederſehen.“

Alexander reichte ihm ſchweigend die Hand. Anton Jwanowitſch verließ das Zimmer, um nachzuſehen, ob man aus dem Reiſewagen alles herausgenommen hatte; dann berief er das Hofgeſinde, damit es ſeinen Herrn begrüße. Alle hatten ſich ſchon auf dem Flur verſammelt. Er ſtellte ſie alle der Reihe nach auf und gab jedem eine Anweiſung, wie er den Herrn begrüßen ſollte; der eine konnte die Hand küſſen, der andre die Schulter, der dritte nur den Saum des Kleides. Einen Burſchen jagte er fort, indem er ihm ſagte: „waſche dir erſt das Maul aus und wiſche dir die Naſe ab.“

Ewſey, von einem Riemen umgürtet und ganz beſtaubt, begrüßte ſich mit dem Hofgeſinde, welches ihn umringt hatte. Er erteilte Petersburger Geſchenke; der eine erhielt einen ſilbernen Ring, der andre eine Tabaksdoſe aus Birkenholz. Als er Agrafena erblickte, blieb er wie verſteinert ſtehen und ſah ſie ſchweigend mit einem einfältigen Entzücken an. Sie warf ihm von der Seite einen mürriſchen Blick zu; doch konnte ſie ſich nicht länger halten und lachte vor Freude auf; dann war ſie dem Weinen nahe, doch ſie wandte ſich plötzlich ab und runzelte die Stirn.

„Warum ſchweigſt du?“ ſagte ſie; „Dummkopf, kannſt du mir nicht einen guten Tag wünſchen?“

Doch er konnte kein Wort hervorbringen. Mit demſelben einfältigen Lächeln näherte er ſich ihr. Sie ließ ſich von ihm umarmen.

„Hol’ dich der Henker!“ ſprach ſie mürriſch, indem ſie ihn von Zeit zu Zeit verſtohlen anſah, während ſich in ihren Augen und in ihrem Lächeln die größte Freude ausdrückte. „Die Petersburger haben wohl euch beiden, dir und deinem Herrn, den Kopf verdreht? Was haſt du dir für einen Schnurrbart angelegt!“

Er holte aus der Taſche eine kleine Papierſchachtel hervor und reichte ſie ihr. Darin befanden ſich Ohrringe aus Bronze. Dann zog er aus dem Sack einen Packen hervor, in welchem ein großes Tuch eingewickelt war.

Sie ergriff beides und ſteckte, ohne ſie zu beſehen, die beiden Sachen in den Schrank.

„Zeigen Sie die Geſchenke, Agrafena Jwanowna,“ baten einige aus dem Hofgeſinde.

„Was gibt es da zu ſehen? Macht, daß ihr fortkommt! Warum habt ihr euch hier verſammelt?“ ſchrie ſie.

„Da iſt noch etwas!“ brachte Ewſey endlich hervor, indem er ihr noch einen Packen reichte.

„Zeigen Sie, zeigen Sie!“ baten mehrere.

Agrafena riß ihm das Papier aus den Händen, und es fielen einige Spiele faſt ganz neuer Karten zu Boden.

„Das war auch nötig!“ ſagte Agrafena. „Glaubſt du, daß ich nichts andres zu thun habe, als mit dir Karten zu ſpielen? Was du dir einbildeſt! Ich ſoll mit dir ſpielen!“

Sie verwahrte auch die Karten. Eine Stunde darauf ſaß Ewſey ſchon auf ſeinem alten Platze, zwiſchen dem Tiſche und dem Ofen.

„O Gott! welche Ruhe!“ ſprach er, indem er abwechſelnd die Füße unterſchlug und ſie dann wieder ausſtreckte. „Es iſt hier doch eine ganz andre Sache? Bei uns, in Petersburg, da gibt es ein wahres Höllenleben! Haben Sie nicht einen kleinen Imbiß, Agrafena Iwanowna? Seit der letzten Station haben wir nichts gegeſſen.“

„Deine Gewohnheit haſt du alſo doch beibehalten! Na ſieh 'mal einer, wie er ſich drauf wirft! Wahrſcheinlich hat man euch da wohl gar nicht gefüttert?“

Alexander ſchritt durch alle Zimmer, durch den Garten, indem er vor jedem Strauche, vor jeder Bank ſtehen blieb. Die Mutter begleitete ihn. Sie betrachtete ſein bleiches Geſicht, ſeufzte, doch fürchtete ſie ſich, zu weinen; Anton Iwanowitſch hatte ſie eingeſchüchtert. Sie erkundigte ſich nach ſeinem Leben und Treiben; doch konnte ſie nicht die Urſache erfahren, warum er ſo bleich und mager war und wo er ſein Haar gelaſſen hatte. Sie bot ihm Eſſen und Trinken an; doch er lehnte alles ab, ſagte, daß er müde ſei und ſich hinlegen möchte.

Anna Paulowna unterſuchte, ob das Bett ordentlich aufgemacht war, ſchalt die Magd, weil ſie es zu hart fand, und befahl, es in ihrer Gegenwart umzumachen. Sie ging nicht eher weg, als bis Alexander ſich hingelegt hatte. Dann ſchlich ſie ſich auf den Fußſpitzen hinaus und befahl den Leuten, die Stiefel auszuziehen, nicht zu ſprechen und auch nicht laut zu atmen. Darauf ließ ſie Ewſey rufen.

Mit ihm erſchien auch Agrafena. Ewſey fiel ſeiner Herrin zu Füßen und küßte ihr die Hand.

„Was iſt aus Saſchenka geworden?“ fragte ſie drohend. „Wie ſieht er aus?“

Ewſey ſchwieg.

„Warum ſchweigſt du?“ fragte Agrafena. „Hörſt du, die gnädige Frau frägt dich!“

„Warum iſt er ſo mager geworden?“ fragte Anna Paulowna. „Wo iſt ſein Haar geblieben?“

„Das kann ich nicht wiſſen!“ ſagte Ewſey. „Das iſt des Herrn Sache!“

„Das kannſt du nicht wiſſen! Wo waren denn deine Augen?“

Ewſey wußte nicht, was er ſagen ſollte, und ſchwieg.

„Wie konnten Sie, gnädige Frau, dieſem Menſchen etwas anvertrauen!“ ſetzte Agrafena hinzu, indem ſie Ewſey liebevoll anſah. „Was haſt du da gethan? Sage es doch der gnädigen Frau! Du ſollſt ſchon kriegen!“

„Ich habe meinem Herrn mit Leib und Seele gedient!“ ſagte Ewſey ſchüchtern, indem er bald ſeine Herrin, bald Agrafena anſah. „Erkundigen Sie ſich nur bei Archipitſch . . .“

„Bei welchem Archipitſch?“

„Bei dem dortigen Hausknechte.“

„Was ſchwatzt er für einen Unſinn!“ bemerkte Agrafena. „Hören Sie doch nicht, was er ſagt, gnädige Frau! Laſſen Sie ihn in den Stall einſperren; da wird er ſchon zur Beſinnung kommen!“

„Ich bin bereit, nicht nur den Willen meiner Herrſchaften zu erfüllen, ſondern auch für ſie zu ſterben!“ fuhr Ewſey fort. „Das Heiligenbild will ich von der Wand herunternehmen . . .“

„Ihr ſeid alle gut, ſolange es ſich nur um Worte handelt!“ ſagte Anna Paulowna. „Wenn es aber gilt, das zu beweiſen, ſo ſeid ihr nicht dabei! Wie haſt du dem Herrn gedient! Wie konnteſt du es zulaſſen, daß er ſeine Geſundheit verlor! Das wird dir nicht ſo vorübergehen . . .“

Sie drohte ihm mit dem Finger.

„Wie habe ich aufgepaßt, gnädige Frau! Während der acht Jahre iſt aus der herrſchaftlichen Wäſche nur ein Hemd abhanden gekommen; ſogar die vertragenen ſind alle da.“

„Wie iſt es abhanden gekommen?“ fragte Anna Paulowna zornig.

Bei der Wäſcherin. Ich meldete es Alexander Fedorowitſch und fragte, ob man ihr abrechnen ſollte, doch der gnädige Herr haben mir nichts geantwortet.“

„Verdammte Diebin!“ bemerkte Anna Paulowna, „die gute Wäſche hat ſie in Verſuchung geführt.“

„Wie können Sie ſagen, daß ich nicht aufgepaßt habe!“ fuhr Ewſey fort. „Gott gebe einem jeden, ſo treu zu dienen. Der gnädige Herr pflegten noch zu ruhen, als ich ſchon in die Bäckerei eilte . . .“

„Was aß er für Brötchen?“

„Weiße, gute Brötchen.“

„Weiße! Das weiß ich, ich frage, ob ſie aus Butterteig zubereitet waren?“

„Das iſt 'mal ein Stock!“ ſagte Agrafena. „Kommt aus Petersburg, und doch kann man von ihm kein geſcheites Wort herausbringen!“

„Nein!“ erwiderte Ewſey, „es waren Faſtenbrötchen.“

„Faſtenbrötchen! ach, du Böſewicht! Seelenmörder! Räuber!“ ſagte Anna Paulowna, indem ihr die Röte des Zornes ins Geſicht ſtieg. „Wie konnteſt du nicht daran denken, ihm Brötchen aus Butterteig zu holen?“

„Der gnädige Herr haben es nicht befohlen . . .“

„Nicht befohlen! Meinem Liebling iſt es einerlei; er ißt alles, was ihm gereicht wird. Wie konnte dir ſo etwas nicht einfallen?

Haſt du denn vergeſſen, daß er hier ſtets Brötchen aus Butterteig bekommen hat? Ihm Faſtenbrötchen zu holen! Wahrſcheinlich haſt du das Geld in die Taſche geſteckt? Ich werde dich ſchon kriegen! Nun, erzähle weiter . . ."

„Nachdem der Herr Thee getrunken hatten," fuhr Ewſey eingeſchüchtert fort, „gingen der gnädige Herr in den Dienſt, während ich mich an die Stiefel machte; den ganzen Morgen putzte ich, manche zu dreimal; des Abends putzte ich ſie wieder. Bei keinem Herrn habe ich ſolche Stiefel geſehen. Auch Peter Iwanowitſch trug ſchlechter geputzte Stiefel, obgleich er drei Diener hatte."

„Warum ſieht er denn ſo aus?" ſagte Anna Paulowna erweicht.

„Wahrſcheinlich infolge des Schreibens."

„Schrieb er viel?"

„Sehr viel; alle Tage."

„Was ſchrieb er denn? Papiere?"

„Wahrſcheinlich, Papiere."

„Warum berieſſt du ihn nicht?"

„Ich berief den Herrn wohl, gnädige Frau. Wie oft ſagte ich dem Herrn: ‚Alexander Fedorowitſch, ſitzen Sie nicht, gehen Sie ſpazieren, das Wetter iſt ſchön, laſſen Sie das Schreiben! die Bruſt wird Ihnen wehe thun, Mamachen wird ſich grämen.'"

„Und was antwortete er?"

„Mach' daß du gehſt, Dummkopf!"

„Du biſt auch ein Dummkopf!" ſetzte Agrafena hinzu.

Bei dieſen Worten warf ihr Ewſey einen Blick zu; dann richtete er ihn wieder auf ſeine Herrin.

„Und der Onkel berief ihn nicht?" fragte Anna Paulowna.

„Der dachte nicht daran! Im Gegenteil, wenn er kam und den Herrn ohne Beſchäftigung fand, fiel er über den Herrn her. ‚Warum thuſt du nichts? Hier biſt du nicht auf dem Lande; man muß arbeiten und nicht faulenzen! Du träumſt immer!' Zuweilen ſchalt er den Herrn . . ."

„Er ſchalt ihn?"

„‚Provinz' . . . ſprach er . . . und dann ging es los . . . er ſchalt ihn, ſo daß einem oft die Ohren weh thaten!"

„Gott ſtrafe ihn dafür!" ſagte Anna Paulowna, ſpielend. „Anſtatt ihn zu berufen, ſo . . . o mein Gott, barmherziger Vater!" rief ſie. „Wem ſoll man heutzutage vertrauen, wenn ſchon die Verwandten ſchlechter ſind als Raubtiere? Ein Hund beſchützt ſeine Kleinen, und hier hat der Onkel ſeinen leiblichen Neffen umgebracht! Und du, Dummkopf, warum konnteſt du nicht dem Onkel ſagen, daß er doch den Herrn nicht anbellen möchte, ſondern gehen ſollte. Laß ihn doch ſeine Frau anſchreien! Da hat er an meinem Saſchenka einen gefunden, den er ſchelten konnte: arbeite! arbeite! Laß ihn ſich doch ſelbſt zu Tode arbeiten! Ein wahrer Hund! Gott verzeihe es mir! Wie ein Sklave ſollte Saſchenka arbeiten!"

Darauf folgte ein Schweigen.

„Iſt es ſchon lange her, daß Saſchenka ſo mager geworden iſt?" fragte ſie dann.

„Seit drei Jahren,“ erwiderte Ewſey, „haben Alexander Fedorowitſch angefangen, ſich zu grämen und wenig zu eſſen; der gnädige Herr nahmen plötzlich ab, ſchmolzen wie ein Licht.“

„Worüber grämte er ſich?“

„Gott weiß es, gnädige Frau. Peter Iwanowitſch ſprach mit dem Herrn darüber; ich horchte, doch konnte ich es nicht ſo recht verſtehen.“

„Was ſagte er denn?“

Ewſey überlegte einen Augenblick. Er ſchien ſich etwas ins Gedächtnis zurückrufen zu wollen und bewegte die Lippen.

„Wie nannte er doch den Herrn? Ich habe es vergeſſen ...“

Anna Paulowna und Agrafena ſahen ihn an und erwarteten ungeduldig die Antwort.

„Nun?“ ſagte Anna Paulowna.

Ewſey ſchwieg.

„So ſprich doch, Maulaffe,“ ſetzte Agrafena hinzu. „Die gnädige Frau wartet.“

„Ent ... enttäuſch ... ter ...“ brachte Ewſey endlich hervor.

Anna Paulowna ſah Agrafena an, Agrafena Ewſey, Ewſey ſah ſie beide an, und alle ſchwiegen.

„Wie?“ fragte Anna Paulowna.

„Ent ... enttäuſchter! So iſt es ganz richtig!“ erwiderte Ewſey mit Entſchiedenheit.

„O Gott, was iſt das für ein Uebel? Eine Krankheit vielleicht?“ fragte Anna Paulowna betrübt.

„Vielleicht heißt es, daß man ihn mit einem neidiſchen Blicke behext hat?“ ſetzte Agrafena haſtig hinzu.

Anna Paulowna erbleichte und ſpie.

„Wenn dir doch jemand ein Pflaſter auf den Mund legte!“ ſagte ſie. „Hat er die Kirche beſucht?“

Ewſey zögerte mit der Antwort.

„Man kann nicht ſagen, gnädige Frau, daß der gnädige Herr oft in der Kirche geweſen ſeien,“ erwiderte er unentſchloſſen. „Faſt könnte man ſagen, daß der gnädige Herr gar nicht geweſen ſeien ... da beſuchen die Herrſchaften die Kirche nicht ...“

„Alſo das iſt es!“ ſagte Anna Paulowna ſeufzend, indem ſie das Zeichen des Kreuzes machte. „Wahrſcheinlich war es dem lieben Gott doch nicht an meinen Gebeten allein gelegen. Der Traum hat ſeine Richtigkeit; er kommt, wie aus einem Strudel, mein Liebling!“

In dieſem Augenblicke erſchien Anton Iwanowitſch.

„Das Mittagseſſen wird kalt, Anna Paulowna!“ ſagte er. „Iſt es nicht ſchon Zeit, Alexander Fedorowitſch aufzuwecken?“

„Nein, nein, Gott behüte!“ erwiderte ſie. „Er hat ſich nicht wecken laſſen. ‚Speiſt ohne mich,‘ hat er geſagt, ‚ich habe keinen Appetit; ich werde mich hinlegen, der Schlaf wird mich ſtärken, vielleicht, daß ich am Abend etwas eſſen werde.‘ Anton Iwanowitſch, zürnen Sie mir nicht; ſpeiſen Sie allein, ich kann jetzt nicht ans Eſſen denken; während Saſchenka ſchläft, werde ich ein Lämpchen anzünden und beten.“

„Gut, gut, meine Liebe, ſeien Sie ruhig, ich werde meine Pflicht thun.“

„Erweiſen Sie mir auch zugleich eine Wohlthat,“ fuhr ſie fort. „Sie ſind unſer Freund, Sie haben uns ſo gern, laſſen Sie Ewſey rufen und fragen Sie ihn ordentlich aus, warum Saſchenka ſo nachdenklich und mager geworden ſei und wo ſein Haar geblieben iſt? Sie ſind ein Mann; Ihnen iſt es ſchicklicher . . . vielleicht hat man ihn beleidigt? Es gibt böſe Menſchen in der Welt! Suchen Sie, das alles zu erfahren.“

„Gut, meine Liebe; das werde ich ſchon ausforſchen, die Sache von Grund aus ans Tageslicht bringen. Schicken Sie nur den Ewſey zu mir; während ich ſpeiſe . . . werde ich das alles ausführen!“

„Guten Tag, Ewſey!“ ſagte er, ſich zu Tiſch ſetzend und das eine Ende der Serviette hinter das Halstuch ſteckend. „Wie geht es dir?“

„Guten Tag, gnädiger Herr! Was führen wir für ein Leben? Hier iſt es doch eine ganz andre Sache; Sie ſehen recht wohl aus.“

Anton Iwanowitſch ſpie.

„Wirf kein neidiſches Auge auf mich; das Unglück iſt leicht geſchehen!“ ſetzte er hinzu und machte ſich an die Kohlſuppe.

„Nun, wie iſt es euch da ergangen?“ fragte er.

„Nicht beſonders.“

„Das Eſſen war wohl ſchlecht? Was aßeſt du?“

„Was ich aß? Ich holte mir aus der Bude etwas Gallerte und kalte Pirogge — das war alles!“

„Aus der Bude? Hattet ihr denn keine Küche?“

„Es wurde nicht zu Hauſe gekocht. Dort haben die unverheirateten Herren keinen Tiſch.“

„Iſt es möglich!“ ſagte Anton Iwanowitſch, den Löffel beiſeite legend.

„Wirklich; auch für den Herrn wurde das Eſſen aus dem Gaſthauſe gebracht.“

„Welch ein Zigeunerleben! Wie ſollte man nicht mager werden! Da nimm, trink!“

„Meinen unterthänigſten Dank, gnädiger Herr! Auf Ihre Geſundheit!“

Man ſchwieg. Anton Iwanowitſch aß.

„Was koſten dort Gurken?“ fragte er, indem er ſich eine Gurke vorlegte.

„Zehn Stücke vierzig Kopeken.“

„Iſt es möglich?“

„Bei Gott! Eine wahre Schande! Oft werden ſaure Gurken aus Moskau hergebracht.“

„Ach, mein Gott! Wie ſollte man nicht mager werden!“

„Solch eine Gurke bekam man da nicht zu ſehen!“ fuhr Ewſey fort, indem er auf eine Gurke hindeutete. „Auch nicht im Traume! Da ſind alles kleine Dinger, die man hier gar nicht anſehen würde, während ſie dort von Herrſchaften gegeſſen werden! Es geſchieht nur ſelten, daß man zu Hauſe Brot backt. Kohlvorräte zu machen, Gurken einzuſalzen oder Pilze einzumachen, das iſt gar nicht Brauch.“

Anton Iwanowitſch ſchüttelte den Kopf, doch konnte er nichts ſagen, weil er einen vollen Mund hatte.

„Wie behelfen ſie ſich denn?“ fragte er, nachdem er hinuntergeſchluckt hatte.

„Alles iſt in der Bude zu haben! Was in der Bude fehlt, das findet man in irgend einem Wurſtladen; wenn es auch da nicht zu haben iſt, ſo geht man nach einer Konditorei; was man aber da nicht bekommt, das erhält man ſicher im engliſchen Magazine; die Franzoſen haben alles!“

Man ſchwieg.

„Nun, was koſten da Ferkel?“ fragte Anton Iwanowitſch, indem er faſt ein halbes Ferkel auf ſeinen Teller legte.

„Ich weiß nicht, wir haben ſie nicht gekauft; ich glaube, ungefähr zwei Rubel . . .“

„Ach, ach! Wie ſollte man nicht mager werden! Bei ſolch einer Teurung!“

„Von ordentlichen Herrſchaften werden ſie wenig gegeſſen, größtenteils von Beamten.“

Man ſchwieg wieder.

„Es war alſo dort ein ſchlechtes Leben?“ fragte Anton Iwanowitſch.

„Gott behüte jeden davor. Unſer Kwaß hier iſt beſſer, als dort das Bier; und wenn man dort Kwaß trinkt, ſo hat man den ganzen Tag Magenkrämpfe! Nur die Wichſe iſt gut; man kann ſich nicht ſatt ſehen daran! Und welch ein Duft! Man kommt in Verſuchung, ſie aufzueſſen!“

„Iſt es möglich?“

„Bei Gott!“

Man ſchwieg.

„Nun, wie war es denn?“ fragte Anton Iwanowitſch kauend.

„Nicht beſonders.“

„Schlechtes Eſſen?“

„Sehr ſchlecht. Der gnädige Herr aßen recht wenig, eine Kleinigkeit; nicht 'mal ein Pfund Brot wurde zu Mittag aufgegeſſen.“

„Wie ſollte man nicht mager werden!“ ſagte Anton Iwanowitſch. „Alles der Teurung wegen?“

„Teilweiſe der Teurung wegen; außerdem iſt es da nicht Brauch, ſich täglich ſatt zu eſſen. Die Herrſchaften ſpeiſen nur einmal täglich und auch das nur, wenn ſie Zeit haben, ungefähr um fünf oder ſechs Uhr; zuweilen begnügen ſie ſich auch nur mit einem kleinen Imbiß; das Eſſen iſt bei ihnen das letzte, erſt werden alle Geſchäfte abgemacht, dann kommt das Eſſen.“

„Das iſt 'mal ein Leben!“ ſprach Anton Iwanowitſch. „Wie ſollte man nicht mager werden! Ein Wunder, daß ihr nicht geſtorben ſeid! Geht es da immer ſo?“

„Nein, wenn die Herrſchaften ſich an Feiertagen verſammeln, dann eſſen ſie, weiß Gott, wie viel! In irgend einem deutſchen Gaſthauſe werden hundert Rubel für das Eſſen weggeworfen. Und wie ſie trinken — Gott behüte! Mehr als unſereins! Wenn ſich bei Peter Iwanowitſch Gäſte verſammelten, ſo ſetzten ſie ſich ungefähr in der ſechſten Stunde zu Tiſche und ſtanden erſt gegen vier Uhr morgens auf.“

Anton Iwanowitſch riß die Augen auf.

„Iſt es möglich!“ ſagte er. „Und aßen immerfort?“

„Ja, und aßen immerfort!“

„Wenn man ſo etwas doch anſehen könnte! Was aßen ſie denn?“

„Ach, gnädiger Herr, es lohnt ſich nicht, zu ſehen! Man weiß nicht, was man ißt; die Deutſchen legen, Gott weiß, was in die Speiſen hinein; man möchte es gar nicht in den Mund nehmen. Da haben ſie einen ganz andern Pfeffer, in die Sauce wird aus ausländiſchen Fläſchchen etwas zugegoſſen . . . Eines Tages gab mir der Koch von Peter Iwanowitſch von den herrſchaftlichen Speiſen zu koſten; drei Tage war mir übel davon. In einer Speiſe erblickte ich eine Olive; ah, denke ich, auch hier gibt es Oliven, ich zerbeiße ſie, und ſieh’, da drin ſteckt ein kleiner Fiſch; es erregte in mir einen Ekel und ich ſpie aus, nahm eine andre, eine dritte, überall dasſelbe . . . verdammte Menſchen!“

„Legen ſie denn die Fiſche abſichtlich hinein?“

„Gott weiß! Ich fragte, die Burſchen lachten mich aus und ſagten, ſie kämen ſchon ſo zur Welt. Und was ſind das für Speiſen! Zuerſt wird etwas Heißes gereicht mit Piroggen, ganz ſo, wie es ſich ſchickt, nur ſind die Piroggen wie Fingerhüte ſo groß; man ſteckt ſechs Stücke auf einmal in den Mund und will ſie zerbeißen, und ſieh’, ſie zerſchmelzen von ſelbſt . . . Auf das Heiße folgt etwas Süßes, dann Fleiſch und dann Gefrorenes, dann eine Art Kraut, Braten . . . man verliert alle Luſt zum Eſſen!“

„Der Ofen wurde bei euch alſo gar nicht geheizt? Nun, wie ſollte man nicht mager werden!“ ſetzte Anton Iwanowitſch, vom Tiſche aufſtehend, hinzu.

„Ich danke dir, Gott,“ ſprach er laut mit einem tiefen Seufzer, „daß du mich geſättigt haſt mit himmliſchen Gütern . . . was ſchwatze ich doch, mit irdiſchen Gütern; entzieh’ mir auch nicht dein himmliſches Reich. Nehmt alles vom Tiſche weg, die Herrſchaften werden nicht ſpeiſen. Zum Abend bereitet ein andres Ferkel . . . oder habt ihr vielleicht eine Truthenne? Alexander Fedorowitſch liebt Truthennen, er wird wohl hungrig ſein. Und jetzt bringt mir friſches Heu, ich werde mich ein paar Stunden ausruhen; zum Thee weckt mich. Sobald Alexander Fedorowitſch anfangen wird, ſich zu rühren, weckt mich auf.“

Als er aufgeſtanden war, begab er ſich zu Anna Paulowna.

„Nun, wie geht es, Anton Iwanowitſch?“ fragte ſie.

„Ganz gut, meine Liebe, danke unterthänigſt für das Salz und Brot . . . auch habe ich recht ſüß geſchlafen, das Heu iſt ſo friſch . . . duftig . . .“

„Wohl bekomm’s, Anton Iwanowitſch. Nun, was ſagt denn Ewſey? Haben Sie ihn gefragt?“

„Gewiß habe ich ihn gefragt, alles ausgeforſcht, dummes Zeug, er wird ſich ſchon erholen. Die Sache iſt die, daß die Nahrung ſchlecht geweſen ſein ſoll.“

„Die Nahrung?“

„Ja, bedenken Sie doch: zehn Gurken koſten vierzig Kopeken, ein Ferkel zwei Rubel, die Speiſen werden aus der Konditorei geholt, man kann ſich nicht ſatt eſſen. Wie ſollte er nicht mager werden! Beunruhigen Sie ſich nicht, meine Liebe! Wir werden ihn ſchon herſtellen. Laſſen Sie recht viel Birkenaufguß zubereiten; ich werde Ihnen ein Rezept geben, welches ich von Prokofi Aſtafitſch erhalten habe; geben Sie ihm morgens und abends zu einem Weinglas davon, auch vor dem Mittage iſt es gut, beſonders mit Weihwaſſer . . . haben Sie davon?“

„O ja, Sie ſelbſt brachten es mir.“

„In der That, ich brachte es Ihnen. Wählen Sie die fetteſten Speiſen. Ich habe ſchon zum Abend ein Ferkel oder eine Truthenne aufbraten laſſen.“

„Ich danke Ihnen, Anton Iwanowitſch.“

„Keine Urſache! Wäre es nicht gut, auch Keicheln mit weißer Sauce aufbraten zu laſſen?“

„Ich werde es gleich beſtellen . . .“

„Wozu ſollen Sie ſelbſt gehen? Wozu bin ich denn da? Ich werde es ſchon beſorgen, überlaſſen Sie es mir.“

„Beſorgen Sie es, helfen Sie, teurer Vater.“

Er entfernte ſich, ſie verſank in Gedanken. Der weibliche Inſtinkt und das Mutterherz ſagten ihr, daß nicht die Nahrung die Haupturſache von Alexanders Schwermut war. Sie ſuchte durch Andeutungen geſchickt nachzuforſchen; doch Alexander verſtand dieſe Andeutungen nicht und ſchwieg. So vergingen zwei, drei Wochen. Anton Iwanowitſch hatte eine Menge Ferkel, Keichel und Truthennen verzehrt, doch Alexander war noch immer nachdenklich, mager, auch das Haar wuchs bei ihm nicht.

Da entſchloß ſich Anna Paulowna, einen geraden Weg einzuſchlagen.

„Höre ’mal, mein Freund Saſchenka,“ ſagte ſie eines Tages. „Schon ſeit einem Monat biſt du hier und noch habe ich dich nicht lächeln geſehen; auf deiner Stirne liegt eine Wolke, den Blick haſt du zur Erde geſenkt. Gefällt es dir nicht in der Heimat? Wahrſcheinlich ſehnſt du dich nach der Fremde zurück? Wenn ich dich anſehe, ſo thut mir das Herz weh. Was iſt dir geſchehen? Erzähle mir doch, was dir fehlt. Für dich ſoll mir nichts leid thun. Hat dich jemand beleidigt, ſo werde ich auch ihn zu finden wiſſen . . .“

„Beunruhigen Sie ſich nicht, Mamachen,“ ſagte Alexander, „ich bin älter, vernünftiger und deshalb auch nachdenklicher geworden . . .“

„Warum biſt du aber ſo mager? Wo haſt du dein Haar gelaſſen?“

„Das weiß ich nicht . . . es iſt nicht möglich, alles wieder zu erzählen, was während dieſer acht Jahre geſchehen iſt; vielleicht hat auch die Geſundheit gelitten . . .“

„Was thut dir wehe?“

„Hier thut es mir wehe und auch da.“ Er zeigte auf den Kopf und auf das Herz.

Anna Paulowna berührte mit der Hand ſeine Stirn.

„Hitze haſt du nicht,“ ſagte ſie. „Was hätte das zu bedeuten? Haſt du Stiche im Kopfe?“

„Nein . . .“

„Saſchenka! Wollen wir Iwan Andreitſch kommen laſſen?“

„Wer iſt Iwan Andreitſch?“

„Der neue Arzt, vor zwei Jahren kam er hierher. Er iſt ein ganzer Meiſter. Arzneien verſchreibt er faſt nie, ſondern bereitet ſelbſt kleine Körner, und ſie helfen. Unſer Thomas litt am Magen, drei Tage heulte er; der Arzt gab ihm drei Körner und gleich war es wie mit der Hand weg! Laß dich von ihm behandeln, mein Liebling.“

„Nein, Mamachen, er wird mir nicht helfen; das wird auch ſo vorübergehen.“

„Warum trauerſt du denn? Was iſt das für ein Uebel?“

„So . . .“

„Was fehlt dir?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht, ich langweile mich.“

„Merkwürdig!“ ſagte Anna Paulowna. „Du ſagſt, daß dir das Eſſen gefällt, alle Bequemlichkeiten ſind da, du haſt einen guten Rang . . . was iſt noch zu wünſchen übrig? Und doch langweilſt du dich! Saſchenka,“ ſagte ſie leiſe, „iſt es nicht Zeit, daß du heirateſt?“

„Heiraten! Nein, ich werde nicht heiraten.“

„Und ich habe ſchon ein Mädchen im Auge, eine wahre Puppe, zart, roſig, mit einer feinen, ſchlanken Taille; ſie hat in einer ſtädtiſchen Penſion gelernt. Fünfundſiebzig Seelen und fünfundzwanzigtauſend bares Geld bringt ſie mit. Außerdem eine ſchöne Ausſteuer, alles iſt in Moskau gemacht worden, eine gute Verwandtſchaft . . . was meinſt du, Saſchenka? Ich habe ſchon eines Tages beim Kaffee mit der Mutter geſprochen und im Scherz ein Wörtchen fallen laſſen; ſie ſpitzte vor Freude die Ohren . . .“

„Ich werde nicht heiraten,“ wiederholte Alexander.

„Wie ſo, nie?“

„Nie.“

„Erbarme dich! Was ſoll daraus werden? Alle ſind ſo, wie ſie ſein ſollen, nur du allein biſt ganz aus der Art geſchlagen! Was hätte ich für eine Freude, Enkel zu pflegen! Heirate ſie, du wirſt ſie lieben . . .“

„Ich werde nicht lieben, Mamachen, ich habe ſchon geliebt.“

„Wie iſt das möglich? Du haſt geliebt, ohne zu heiraten? Wen haſt du denn geliebt?“

„Ein Mädchen.“

„Warum haſt du nicht geheiratet?“

„Sie iſt mir untreu geworden.“

„Untreu geworden? Du warſt doch noch nicht verheiratet?“

Alexander ſchwieg.

„Was habt ihr da für Mädchen! Sie lieben vor der Hochzeit! Untreu geworden! Abſcheuliches Frauenzimmer! Das Glück lag ihr auf der Hand; ſie verſtand es nicht zu ſchätzen, zu ergreifen! Wenn ich ſie ſehen würde, ins Geſicht würde ich ihr ſpeien. Warum hat denn der Onkel nicht aufgepaßt? Ich möchte doch ſehen, wen ſie hat vorziehen können? . . . Sie iſt nicht allein da; du wirſt noch einmal lieben.“

„Ich habe auch ſchon zum zweitenmal geliebt.“

„Wen denn?“

„Eine Witwe.“

„Nun, warum haſt du nicht geheiratet?“

„Der bin ich ſelbſt untreu geworden.“

Anna Paulowna ſah Alexander an und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte.

„Untreu geworden!“ wiederholte ſie. „Wahrſcheinlich war es irgend ein liederliches Frauenzimmer!“ ſetzte ſie dann hinzu. „Was ſind das für Menſchen, Gott verzeihe mir, ſie lieben ſich vor der Hochzeit, ohne den Segen der Kirche, werden untreu . . . Was doch jetzt in der Welt geſchieht? Wahrſcheinlich iſt der Weltuntergang nicht fern! . . . Nun, ſage mir, vielleicht fehlt dir etwas? Vielleicht ſchmeckt dir das Eſſen nicht? Ich werde aus der Stadt einen Koch verſchreiben . . .“

„Nein, danke, es iſt alles gut.“

„Vielleicht langweilſt du dich, weil du allein biſt; ich werde die Nachbarn einladen.“

„Nein, nein. Beunruhigen Sie ſich nicht, Mamachen! Ich fühle mich hier ſo wohl, es wird alles vorübergehen . . . ich habe mich noch nicht eingelebt.“

Das war alles, was Anna Paulowna von ihm herausbekommen konnte.

„Nein,“ dachte ſie, „ohne Gott kann man doch keinen Schritt machen.“ Sie ſchlug Alexander vor, ſie in das nächſte Dorf zur Meſſe zu begleiten. Doch er verſchlief zweimal, und ſie konnte ſich nicht entſchließen, ihn zu wecken. Endlich rief ſie ihn eines Tages zum Abendgottesdienſt. „Meinetwegen,“ ſagte Alexander, und ſie fuhren hin. Die Mutter ging in die Kirche hinein und ſtellte ſich neben den Chor, während Alexander an der Thüre ſtehen blieb. Die Sonne ging ſchon unter und warf ſchräge Strahlen, welche bald auf der goldenen Einfaſſung der Gottesbilder ſpielten, bald das dunkle, ſtrenge Antlitz der Heiligen beleuchteten und durch ihren Glanz den ſchwachen, ſchüchternen Schein der Kerzen vernichteten. Die Kirche war faſt leer. Die Landleute arbeiteten auf dem Felde. Nur am Eingang ſtanden mehrere alte Frauen mit weißen Tüchern auf dem Kopfe. Einige ſaßen auf der ſteinernen Stufe des Nebenaltars, den Kopf in die Hand geſtützt, und ſtießen von Zeit zu Zeit laute, ſchwere Seufzer aus; ob ſie ihren Sünden oder ihren häuslichen Sorgen galten, das wußte Gott. Andre hatten ſich auf die Kniee geworfen und berührten mit der Stirn den Boden; lange lagen ſie in dieſer Stellung, vielleicht beteten ſie um einen friedlichen Tod? Ein friſcher Wind fuhr durch das gußeiſerne Gitter in das geöffnete Fenſter, hob die Altardecke, ſpielte mit den grauen Haaren des Geiſtlichen, ſchlug ein Blatt im Buche um und löſchte eine Kerze aus. Die Schritte des Geiſtlichen und des Küſters ſchallten auf dem ſteinernen Fußboden der leeren Kirche, ihre Stimmen verhallten in dem weiten Gewölbe. Oben in der Kuppel ſchrieen die Krähen und zwitſcherten die Sperlinge, welche von einem Fenſter zum andern flatterten; das Geräuſch von ihren Flügeln und das Glockengeläute übertönte zuweilen den Gottesdienſt ... „So lange der Menſch noch Lebenskräfte in ſich fühlt,“ dachte Alexander, „ſo lange die Wünſche und Leidenſchaften ihr Spiel treiben und ſeine Sinne beſchäftigt ſind, flieht er jene beruhigenden, erhabenen, feierlichen Betrachtungen, welche die Religion erweckt ... man nimmt ſeine Zuflucht zu ihr, wenn die Kräfte erloſchen und vernichtet, die Hoffnungen zerſtört ſind und das Alter naht ...“

Beim Anblicke der bekannten Gegenſtände erwachten in der Seele Alexanders verſchiedene Erinnerungen. Im Geiſte verſetzte er ſich in ſeine Kindheit und Jugend zurück, vor der Reiſe nach Petersburg; er erinnerte ſich, wie er als Kind die Gebete wiederholte, welche ihm die Mutter vorſprach, wie ſie ihm von einem Schutzengel erzählte, der die menſchliche Seele bewacht und ſtets mit dem Böſen kämpft; wie ſie ihm die Sterne zeigte und dabei ſagte, daß es die Augen der Gottesengel ſeien, welche auf die Welt hinunterblicken und die guten und böſen Thaten der Menſchen zählen, wie die Himmelsbewohner weinen, wenn das Reſultat mehr böſe als gute Thaten vorweiſt, und wie ſie ſich freuen, wenn die Zahl der guten Thaten größer iſt. Sie zeigte ihm die Bläue des fernen Horizonts und ſagte, daß es der Sion ſei ... Alexander ſeufzte, als er aus dieſen Erinnerungen erwachte.

„Ach! wenn ich doch noch daran glauben könnte!“ dachte er. „Der kindliche Glaube iſt verloren, und was habe ich Neues, Wahres erfahren? ... nichts! Ich fand Zweifel, Theorien ... und bin von der Wahrheit nur noch weiter entfernt ... Wozu dieſe Ketzerei, dieſes Klügeln? O Gott! Wenn der Glaube nicht das Herz erwärmt, kann man dann glücklich ſein? Bin ich glücklicher?“

Der Abendgottesdienſt war zu Ende. Alexander kehrte noch trauriger nach Hauſe zurück, als er gekommen war. Anna Paulowna wußte nicht, was ſie thun ſollte. Eines Morgens wachte er früher als gewöhnlich auf und vernahm ein Geräuſch hinter ſeinem Kopfkiſſen. Er ſah ſich um, eine alte Frau ſtand über ihm und flüſterte. Sie verſchwand ſogleich, als ſie ſah, daß man ſie bemerkt hatte. Unter ſeinem Kopfkiſſen fand Alexander ein Kraut, an ſeinem Halſe hing ein Amulett.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte Alexander die Mutter. „Wer war dieſe Alte?“

Anna Paulowna geriet in Verwirrung.

„Das iſt Nikitiſchna,“ ſagte ſie.

„Was für eine Nikitiſchna?“

„Ja, ſiehſt du, mein Freund ... du wirſt dich doch nicht ärgern?“

„Sagen Sie doch, was iſt es?“

„Sie ſoll ſchon ſo manchem geholfen haben ... Sie flüſtert etwas über dem Waſſer und atmet auf den ſchlafenden Menſchen, und ſogleich geht alles vorüber.“

„Vor zwei Jahren kam zu der Witwe Sidoricha jede Nacht ein feuriger Drache durch den Schornſtein hereingeflogen,“ ſetzte Agrafena hinzu.

Anna Paulowna ſpie.

„Nikitiſchna beſprach den Drachen,“ fuhr Agrafena fort; „er hörte auf zu fliegen . . .“

„Nun, und Sidoricha?“ fragte Alexander.

„Sie brachte ein Kind zur Welt, es war ſo mager und ſchwarz und ſtarb nach zwei Tagen.“

Alexander lachte. Es war das erſte Mal ſeit ſeiner Ankunft.

„Von wo habt ihr ſie hergenommen?“ fragte er.

„Anton Iwanowitſch brachte ſie,“ entgegnete Anna Paulowna.

„Wie können Sie dieſem Narren glauben?“

„Narren! Ach, Saſchenka, was ſagſt du? Iſt das nicht eine Sünde? Anton Iwanowitſch ein Narr! Wie konnte deine Zunge ſo etwas ausſprechen? Anton Iwanowitſch iſt unſer Freund und Wohlthäter!“

„Nehmen Sie dieſes Amulett, Mamachen, und geben Sie es unſerm Freund und Wohlthäter; laß er es ſich um den Hals hängen.“

Seit der Zeit verſchloß er zur Nacht die Thür ſeines Schlafgemachs.

Es vergingen zwei, drei Monate. Die Einſamkeit, die Stille, das häusliche Leben und alle damit verbundenen materiellen Güter trugen allmählich zur Herſtellung Alexanders bei. Der Müßiggang, die Sorgloſigkeit und der Mangel an moraliſchen Erſchütterungen gaben ſeiner Seele den Frieden wieder, den er vergeblich in Petersburg geſucht hatte. Nachdem er da aus der Welt der Ideen, der Künſte geflohen war, wollte er, von ſteinernen Mauern eingeſchloſſen, einſchlafen, wie ein Maulwurf; doch wurde er unaufhörlich von den Regungen des Neides und der machtloſen Wünſche geweckt. Jede Erſcheinung in der Welt, der Wiſſenſchaft und Kunſt, jede neue Berühmtheit riefen in ſeinem Inneren die Frage hervor: „warum bin ich es nicht?“ Da mußte er auf jedem Schritte Vergleiche anſtellen, die für ihn unvorteilhaft ausfielen . . . Da war er ſo tief gefallen, da hatte er, wie in einem Spiegel, ſeine Schwächen geſehen . . . Da gab es einen unerbittlichen Onkel, der ſeine Denkungsart, Faulheit und unbegründete Ruhmbegierde verfolgte; da blühten die ſchönen Künſte und eine Menge Talente, unter denen er gar keine Rolle ſpielte; da bemühte man ſich, das Leben gewiſſen Regeln zu unterwerfen, die Gefühle, Leidenſchaften und Träumereien zu erſticken; da raubte man dem Leben den poetiſchen Reiz und wollte ihm eine langweilige, trockene Form geben . . . Während hier? Welche Luſt! Er iſt beſſer und klüger als alle! Hier iſt er der allgemeine Abgott. Außerdem wurde hier ſeine Seele, vor dem Angeſicht der Natur, auf jedem Schritte von friedlichen, beruhigenden Eindrücken heimgeſucht. Das Murmeln der Fluten, das Rauſchen der Blätter, die Kühle und zuweilen auch das Schweigen der Natur, alles rief Gedanken hervor und erweckte Gefühle. Im Garten, im Felde, überall überwältigten ihn Erinnerungen aus ſeiner Kindheit und Jugendzeit.

Anna Paulowna ſchien ſeine Gedanken zu erraten. Sie half ihm die ſeinem Herzen teuren Kleinigkeiten des Lebens auffriſchen, oder erzählte ihm das, was er ſchon vergeſſen hatte.

„Sieh' dieſe Linden," ſprach ſie, auf den Garten zeigend, „dein Vater hat ſie gepflanzt. Ich ſaß gewöhnlich auf dem Balkon und ſah zu, wie er arbeitete. Zuweilen blickte er zu mir auf, während große Schweißtropfen von ſeiner Stirne rollten. ‚Ah! du biſt hier?‘ ſprach er dann, ‚deshalb macht mir auch die Arbeit ſo viel Vergnügen!‘ und wieder ging er an die Arbeit. Da iſt die Wieſe, wo du mit den Dorfkindern ſpielteſt; böſe warſt du, wenn etwas nicht nach deinem Willen geſchah, ſo erhobſt du ein fürchterliches Geſchrei. Agaſchka, die jetzt Kuſma geheiratet hat, ihr Haus iſt das dritte, vom Zaun gerechnet, ſtieß dich eines Tages, du zerſchlugſt ihr die Naſe; dein Vater nahm ſie und prügelte ſie ſo lange, bis es mir gelang, Gnade für ſie zu erflehen."

Alexander dachte ſich noch andre Erinnerungen hinzu. „Da auf jener Bank, unter dem Baume ſaß ich mit Sophja und war damals glücklich," dachte er. „Da, zwiſchen zwei Sirenenbäumen, erhielt ich von ihr den erſten Kuß . . ." Alles das hatte er vor Augen. Er lächelte bei dieſen Erinnerungen und ſaß ſtundenlang auf dem Balkon, die Sonne begrüßend und begleitend, dem Geſang der Vögel, dem Plätſchern des Sees und dem Summen der Inſekten lauſchend.

„O Gott! Wie ſchön iſt es hier!" ſprach er unter dem Einfluſſe dieſer ſanften Eindrücke. „Fern von dem Geräuſche, von dem kleinlichen Leben, von jenem Ameiſenhaufen, wo die Menſchen weder die Kühle des Morgens, noch den Duft der Wieſen einatmen. Wie wird man dort des Lebens müde, während ſich hier, in dieſem einfachen, ungekünſtelten Leben die Seele erholt. Das Herz lebt auf, die Bruſt atmet freier, der Geiſt wird nicht von qualvollen Gedanken heimgeſucht und führt keine unendlichen Prozeſſe mit dem Herzen. Worüber ſollte man in Nachdenken verfallen! Sorglos, gedankenlos, mit ſchlummerndem Herzen und Geiſt läßt man den Blick vom Wäldchen zum Acker, vom Acker zum Hügel gleiten und taucht ihn dann in die bodenloſe Bläue des Himmels." Zuweilen trat er an das Fenſter, welches eine Ausſicht nach dem Hof und nach der Straße bot. Da gab es ein andres Bild, ein Bild des ſorgenvollen, thätigen Familienlebens. Barboß lag vor ſeinem Häuschen und hatte die Schnauze zwiſchen die Pfoten geſteckt. Ein Dutzend Hühner begrüßen den Morgen und gackern um die Wette; die Hähne raufen ſich. Auf der Straße wird das Vieh auf die Weide getrieben. Eine hinter der Herde zurückgebliebene Kuh ſteht mitten auf der Straße, ſieht ſich nach allen Seiten um und brüllt wehmütig. Bauern und Weiber gehen mit Harken und Senſen an die Arbeit. Von Zeit zu Zeit wurden ein paar Worte aus ihrer Unterhaltung von dem Winde an das Fenſter herangeweht. Ein Bauernwagen fuhr geräuſchvoll über die Brücke, ein Heufuder zog langſam nach. Blondlockige Kinder laufen mit aufgehobenen Hemden durch die Pfützen. Indem Alexander dieſes Bild betrachtete, lernte er die Poeſie kennen, die in einem regneriſchen Himmel, in einem verfallenen Zaune und in einem ſchmutzigen Teiche lag. Den engen, eleganten Frack hatte er durch einen breiten, zu Hauſe angefertigten Schlafrock erſetzt. Und an jeder Erſcheinung dieſes friedlichen Lebens, an jedem Eindruck des Morgens, des Abends, der Mahlzeit, der Ruhe, beteiligte ſich das ſtets wachende Auge der Mutterliebe.

Als ſie ſah, wie Alexander zunahm, wie die Farbe auf ſeinen Wangen wiederkehrte, wie die Augen von einem friedlichen Glanze belebt wurden, freute ſie ſich. „Nur das Haar wächſt nicht,“ ſprach ſie, „und es war wie Seide.“

Alexander machte oft Spaziergänge. Eines Tages traf er mit einem Haufen Weiber und Mädchen zuſammen, welche in den Wald gingen, um Pilze zu ſuchen; er ſchloß ſich ihnen an und wanderte den ganzen Tag umher. Als er nach Hauſe zurückkehrte, lobte er eines von den Mädchen, namens Maſcha, pries ihre Geſchicklichkeit und Gewandtheit; bald darauf wurde Maſcha in das Haus genommen, um dem gnädigen Herrn aufzuwarten. Zuweilen fuhr er hinaus, um die Arbeiten im Felde zu ſehen und das kennen zu lernen, wovon er ſo oft für das Journal geſchrieben und überſetzt hatte. „Wie oft haben wir gelogen . . .,“ dachte er, den Kopf ſchüttelnd, und bemühte ſich, der Sache auf den Grund zu gehen.

Eines Tages, als das Wetter ſchlecht war, verſuchte er ſich zu beſchäftigen; er fing an zu ſchreiben, und der Anfang der Arbeit fiel befriedigend aus. Um Nachforſchungen anzuſtellen, verſchrieb er ſich ein Buch aus Petersburg. Vergeblich bemühte ſich Anna Paulowna, ihn vom Schreiben abzuhalten, indem ſie ihm vorſtellte, daß er Bruſtſchmerzen bekommen könnte. Er wollte nichts davon hören. Sie ſchickte Anton Jwanowitſch zu ihm. Alexander folgte auch ihm nicht und fuhr fort zu ſchreiben. Nachdem drei, vier Monate vergangen waren und ihm das Schreiben ſo wohl bekommen hatte, daß er noch mehr zunahm, beruhigte ſich Anna Paulowna. So vergingen anderthalb Jahre. Bis dahin war alles gut gegangen; doch am Ende dieſer Friſt fing Alexander wieder an zu grübeln. Die Wünſche, die er hatte, waren leicht zu befriedigen, ſie überſchritten nicht die Grenzen des Familienlebens. Nichts beunruhigte ihn, weder Sorgen, noch Zweifel, und doch langweilte er ſich! Allmählich wurde er des engen, häuslichen Kreiſes überdrüſſig, die Sorgfalt der Mutter verdroß ihn, Anton Jwanowitſch war ihm zuwider; auch die Arbeit langweilte ihn. Die Natur hatte für ihn keinen Reiz mehr. Schweigend ſaß er am Fenſter und betrachtete gleichgültig des Vaters Linden, ärgerlich lauſchte er dem Plätſchern des Sees. Er dachte über die Urſache dieſer Schwermut nach und entdeckte, daß er ſich nach Petersburg ſehnte. Je mehr er ſich von der Vergangenheit entfernte, deſto mehr that ſie ihm leid. Das Blut tobte noch in ihm, das Herz ſchlug, die Seele und der Körper verlangten Thätigkeit . . . Wieder ein Rätſel. Mein Gott! er hätte weinen mögen, als er dieſe Entdeckung machte. Er dachte, daß dieſe Langeweile vorübergehen, daß er ſich auf dem Lande einleben würde, doch nein! Je länger er ſich da aufhielt, deſto mehr ſehnte ſich ſein Herz nach dem Strudel, der ihm jetzt nicht mehr fremd war. Er ſöhnte ſich mit der Vergangenheit aus und gewann ſie lieb. Die Einſamkeit hatte den Haß, die düſtere Lebensanſchauung, die Menſchenſcheu gemildert. Die Vergangenheit erſchien ihm in einem neuen Lichte, und ſogar die treuloſe Nadinka wie von einem Heiligenſchein umgeben. „Was thue ich hier eigentlich?“ ſprach er ärgerlich. „Warum welke ich? warum erlöſchen meine Fähigkeiten? Warum kann ich nicht auch durch meine Thätigkeit glänzen? . . . Jetzt bin ich vernünftiger geworden. Wodurch iſt der Onkel beſſer als ich? Kann ich denn nicht auch meinen Weg finden? Iſt es mir auch bis jetzt nicht gelungen, ſo geſchah es, weil ich die Sache anders auffaßte. Jetzt bin ich zur Beſinnung gekommen; es iſt Zeit, es iſt Zeit! Doch wie wird meine Abreiſe die Mutter betrüben! Es iſt notwendig, daß ich reiſe; ſoll ich denn hier untergehen! Dort hat ſich ſchon ſo mancher empor gearbeitet . . . während meine Karriere und Fortuna . . . ich allein bin zurückgeblieben . . . warum?“ Die Sehnſucht verzehrte ihn, er wußte nicht, wie er der Mutter ſein Vorhaben mitteilen ſollte. Doch die Mutter erlöſte ihn von dieſer ſchweren Aufgabe, ſie ſtarb.

Bald darauf ſchrieb er nach Petersburg an Onkel und Tante. Der Tante ſchrieb er folgendes:

„Als ich Petersburg verließ, ſagten Sie mir, ma tante, Worte, die ſich meinem Gedächtniſſe eingeprägt haben. „Wenn ich jemals einer innigen Freundſchaft, einer aufrichtigen Teilnahme bedürfen ſollte, würde ſich ſtets für mich ein Plätzchen in Ihrem Herzen finden,“ ſagten Sie. Der Augenblick iſt gekommen, wo ich den Wert dieſer Worte kennen gelernt habe. In den Rechten, welche Ihr Herz mir ſo großmütig eingeräumt, liegt für mich das Pfand des Friedens, der Stille, des Troſtes und vielleicht auch das Glück meines ganzen Lebens. Vor drei Monaten ſtarb meine Mutter; mehr ſage ich nicht. Sie wiſſen aus ihren Briefen, was ſie für mich geweſen iſt und werden ſich vorſtellen können, was ich in ihr verloren habe. Jetzt fliehe ich von hier und fliehe auf immer. Doch wohin ſollte ich einſamer Wanderer mich ſonſt wenden, als nicht dahin, wo Sie ſind? . . . Sagen Sie mir ein Wort; werde ich in Ihnen noch dasſelbe finden, was ich vor anderthalb Jahren zurückließ? haben Sie mich nicht vielleicht aus Ihrem Gedächtniſſe verbannt? werden Sie die langweilige Pflicht übernehmen, durch Ihre Freundſchaft, welche mich ſo oft getröſtet hat, die neue, tiefe Wunde zu heilen? Sie ſind meine einzige Hoffnung, Sie und eine andre, mächtige Bundesgenoſſin — die Thätigkeit. Sie wundern ſich, nicht wahr? Es ſcheint Ihnen ſeltſam, ſo etwas von mir zu hören? dieſe in einem ruhigen, mir fremden Tone geſchriebenen Zeilen zu leſen? Wundern Sie ſich nicht und ſehen Sie ohne Furcht meiner Rückkehr entgegen; ich bin nicht mehr derſelbe wahnwitzige Träumer, kein Enttäuſchter, kein Provinzialiſt, ſondern ein ebenſo gewöhnlicher Menſch, wie es deren viele in Petersburg gibt. Setzen Sie auch den Onkel von der in mir vorgegangenen Veränderung in Kenntnis. Wenn ich über mein vergangenes Leben nachdenke, muß ich mich ſchämen. Erſt jetzt, wo ich ſchon dreißig Jahre alt bin, bin ich zur Beſinnung gekommen! Die ſchwere Schule, die ich in Petersburg durchgemacht habe, und die ländlichen Betrachtungen haben mich vollſtändig über mein Schickſal aufgeklärt. Nachdem ich mich auf eine ehrwürdige Entfernung von den Lehren des Onkels und der eignen Erfahrung zurückgezogen hatte, lernte ich ſie hier in der Einſamkeit begreifen und ſehe nun ein, wozu ſie mich ſchon längſt geführt hätten, ich ſehe ein, wie unvernünftig ich mich von dem geraden Ziel entfernte. Ich bin jetzt ruhig, nichts quält mich, doch rühme ich mich deſſen nicht, vielleicht entſpringt dieſe Ruhe aus dem Egoismus; übrigens fühle ich, daß meine Anſicht vom Leben ſich bald derartig aufklären wird, daß ich eine andre reinere Quelle für dieſe Ruhe werde finden können. Jetzt muß ich nur bedauern, daß ich ſchon jene Grenze erreicht habe, wo die Jugend aufhört und die Zeit der Ueberlegung, der Analyſe, der Erkenntnis anfängt.

„Obgleich meine Anſichten vom Leben und von den Menſchen ſich wenig geändert haben, ſo ſind doch viele Hoffnungen verflogen, viele Wünſche zerſtört worden, mit einem Wort, die Illuſionen ſind eingebüßt, folglich wird man ſich ſchon nicht mehr ſo oft täuſchen laſſen; einerſeits iſt das ſehr troſtreich! Ich blicke heller in die Zukunft, das Schwerſte iſt überſtanden; die Erregungen flößen mir keine Furcht ein, weil ihrer nur wenige nachgeblieben ſind; die größten habe ich erfahren und ſegne ſie. Ich ſchäme mich, wenn ich daran denke, daß ich mir einbildete ein Märtyrer zu ſein und meinem Loſe und dem Leben fluchte. Ich fluchte! Welche erbärmliche Kinderei und Undankbarkeit! Wie ſpät habe ich es eingeſehen, daß die Leiden die Seele reinigen, daß nur ſie allein aus dem Menſchen ein für ſich ſelbſt und andre erträgliches Weſen machen, daß ſie ihn erhöhen . . . Ich ſehe jetzt ein, daß, wer nicht gelitten hat, der kennt nicht die ganze Fülle des Lebens; die Leiden entdecken ihm viele wichtige Bedingungen, deren Löſung er ſonſt nicht gefunden hätte. Ich ſehe in dieſen Gemütsbewegungen die Hand der Vorſehung, welche ſcheinbar dem Menſchen die ſchwierige Aufgabe ſtellt, vorwärts zu ſtreben und, ungeachtet des unaufhörlichen Kampfes mit täuſchenden Hoffnungen und qualvollen Hinderniſſen, das ihm von einem höheren Willen beſtimmte Ziel zu erreichen. Ja, ich ſehe, wie notwendig dieſer Kampf für das Leben ſei, ohne ihn wäre das Leben kein Leben, ſondern ein Stillſtand, ein Schlaf . . . Iſt der Kampf zu Ende, ſo iſt auch das Leben zu Ende; der Menſch hat gearbeitet, geliebt, genoſſen, gelitten, gekämpft, ſeine Pflicht gethan und folglich gelebt! Sehen Sie, wie ich urteile; ich bin aus der Finſternis heraus und ſehe, daß alles, was ich bis jetzt erlebt habe, nur eine Vorbereitung zu dem eigentlichen Wege, nur eine weiſe Lehre für das Leben war. Eine innere Stimme ſagt mir, daß die andre Hälfte des Weges leichter, ſtiller, verſtändlicher ſein werde . . . Die dunklen Stellen haben ſich aufgeklärt, die verwickelten Knoten von ſelbſt gelöſt; das Leben erſcheint mir als eine Wohlthat und nicht als ein Uebel. Bald werde ich wieder ſagen: wie ſchön iſt das Leben! Nicht wie ein von dem Genuſſe des Augenblickes hingeriſſener Jüngling werde ich das ſagen, ſondern mit dem vollen Bewußtſein ſeiner wahren Genüſſe und ſeiner Bitterkeit. Auch der Tod flößt mir keine Furcht ein, ſondern erſcheint mir als eine ſchöne Erfahrung. Schon jetzt wird meine Seele von einer unerklärlichen Ruhe erfüllt; keine Spur mehr von dem kindiſchen Aerger, von den Aufwallungen der gereizten Eigenliebe, von der kindiſchen Reizbarkeit und von dem lächerlichen Menſchenhaß, welcher dem Zorne des Mopſes gegen den Elefanten gleicht.

„Ich habe mich wieder mit den Menſchen ausgeſöhnt, mit welchen ich ſo lange verfeindet war und die hier dieſelben ſind, wie in Petersburg, nur noch härter, gröber und lächerlicher. Doch ſie ärgern mich hier nicht und werden mich da erſt recht nicht ärgern. Ich gebe Ihnen einen Beweis meiner Sanftmut; uns beſucht ein Sonderling namens Anton Iwanowitſch, logiert hier, um meinen Kummer zu teilen; morgen fährt er zu einem Nachbar auf die Hochzeit, um ſeine Freude zu teilen, dann zu einem andern, um die Pflichten einer Hebamme zu erfüllen. Doch weder der Kummer noch die Freude halten ihn davon ab, bei allen wenigſtens fünfmal täglich zu eſſen. Ich ſehe, daß es ihm einerlei iſt, ob ein Menſch geſtorben, oder geboren iſt, oder geheiratet hat, und doch iſt mir ſein Anblick nicht zuwider . . . ich dulde ihn und weiſe ihm nicht die Thür . . . Ein gutes Zeichen, nicht wahr, ma tante? Was werden Sie ſagen, nachdem Sie dieſe Lobrede, die ich mir ſelbſt halte, geleſen haben?“

Dem Onkel ſchrieb er:

„Mein teuerſter, beſter Onkel, und zugleich auch Exzellenz!

„Es freute mich ſehr zu erfahren, daß Ihre Laufbahn ſich ſo glänzend geſtaltet hat; die Fortuna haben Sie ja ſchon längſt für ſich gewonnen! Sie ſind wirklicher Staatsrat und Kanzleidirektor! Darf ich es wagen, Exzellenz, Sie an das Verſprechen zu erinnern, welches Sie mir bei meiner Abreiſe gaben: „wenn du der Protektion, der Arbeit oder des Geldes bedürfen wirſt, ſo wende dich an mich!“ ſagten Sie. Jetzt bedarf ich Ihrer Protektion, der Arbeit, werde gewiß auch des Geldes bedürfen. Der arme Provinzialiſt wagt es, Sie um eine Stelle und um Arbeit zu bitten. Welch ein Schickſal erwartet meine Bittſchrift? Vielleicht dasſelbe, welches den Brief von Sajesdſchalow traf, der Sie bat, ſich ſeiner Sache anzunehmen? . . . Was den Schöpfungsgeiſt anbetrifft, deſſen zu erwähnen Sie in einem Ihrer Briefe die Grauſamkeit hatten, ſo . . . iſt es eine Sünde, vergangene Dummheiten aufzuſtören, da ich mich ſelbſt ihrer ſchämen muß! . . . Ei, Onkel! Ei, Exzellenz! Wer iſt nicht jung und teilweiſe thöricht geweſen? Wer hatte nicht irgend einen ſonderbaren, einen ſogenannten Herzenswunſch, dem es nicht vergönnt war, ſich zu erfüllen? Da iſt, zum Beiſpiel, mein Nachbar rechts; er bildete ſich ein, ein Held, ein Rieſe, ein Erwählter Gottes zu ſein . . . er wollte durch ſeine Heldenthaten die Welt in Erſtaunen ſetzen und endete damit, daß er als Fähnrich ſeinen Abſchied nahm, ohne im Kriege geweſen zu ſein, und jetzt pflanzt er Kartoffeln und ſäet Rüben. Ein andrer ſchwärmte davon, auf ſeine Art die ganze Welt und Rußland zu organiſieren; ſtatt deſſen zog er ſich hierher zurück, nachdem er einige Zeit in der Kanzlei Papiere geſchrieben hatte, und kann bis jetzt nicht dazu kommen, ſeinen alten Zaun zu reparieren. Ich glaubte Schöpfungstalent zu beſitzen und wollte der Welt neue, ungekannte Myſterien offenbaren, ohne zu ahnen, daß es ſchon keine Myſterien mehr wären und daß ich kein Prophet ſei. Wir ſind alle lächerlich; doch ſagen Sie, wer wird es wagen, ohne zu erröten, dieſe jugendlichen, edlen, wenn auch nicht immer mäßigen Träumereien zu beſchimpfen? Wer nährte nicht zu ſeiner Zeit fruchtloſe Wünſche, wer verſetzte ſich nicht in die Stelle eines ruhmvollen Helden, den feſtliche Lieder und die Sagen der Vorzeit preiſen? Weſſen Phantaſie wurde nicht von jenen mythologiſchen Heldenzeiten angezogen? Wer weinte nicht, wer ſympathiſierte nicht dem Erhabenen und Schönen? Wenn ſich ſolch ein Menſch findet, ſoll er einen Stein nach mir werfen; ich beneide ihn nicht. Ich erröte für meine Jugendträume, doch achte ich ſie; ſie ſind das Pfand der Herzensreinheit, das Zeichen einer edlen, zum Guten geneigten Seele. Ich weiß, daß dieſe Beweiſe Sie nicht überzeugen werden; Sie müſſen einen poſitiven, praktiſchen Beweis haben; ich werde Ihnen einen ſolchen geben. Sagen Sie, wie könnten Talente entdeckt und bearbeitet werden, wenn die jungen Leute dieſe Neigungen frühzeitig erſticken würden, ohne ihren Träumereien freien Lauf zu laſſen, und wenn ſie mit knechtiſcher Ergebenheit die ihnen vorgeſchriebene Richtung verfolgen würden, ohne ihre Kräfte zu verſuchen? Außerdem iſt es ein allgemeines Naturgeſetz, daß die Jugend unruhig, aufbrauſend, heftig, zuweilen wahnwitzig und thöricht ſein müſſe, und daß dieſe Träumereien ſich mit der Zeit legen, wie ſie ſich auch bei mir gelegt haben. Hat ihre eigne Jugend denn nicht ſolche Sünden aufzuweiſen? Denken Sie nach, ſtrengen Sie Ihr Gedächtnis an. Ich ſehe von hier, wie Sie mit Ihrem ruhigen, ſich nie verändernden Blicke den Kopf ſchütteln und dabei ſagen: nein, es gibt nichts! Erlauben Sie mir, Sie zu überführen, der Liebe, zum Beiſpiel . . . Sie leugnen es? Das wird Ihnen nicht gelingen; den Beweis habe ich in der Hand . . . Denken Sie daran, daß ich die Sache auf dem Schauplatze der Thätigkeit unterſuchen konnte. Der See, welcher der Schauplatz Ihrer Liebesintrigen iſt, liegt vor meinen Augen. Da wachſen noch immer gelbe Blumen, von denen ich eine getrocknet habe, um ſie Ihnen, Exzellenz, als eine ſüße Erinnerung zuzuſchicken. Doch gibt es eine fürchterliche Waffe gegen die Nachſtellungen, womit Sie die Liebe überhaupt und beſonders die meinige verfolgt haben, ein Dokument . . . Sie runzeln die Stirn? und welch ein Dokument!!! Sie erbleichen? Ich habe dieſe koſtbare Antiquität von dem nicht minder hinfälligen Buſen der Tante entwendet und bringe es mit, um zu meiner Verteidigung einen Beweis gegen Sie zu haben. Zittern Sie, Onkel! Außerdem kenne ich ausführlich die

Geſchichte Ihrer Liebe; die Tante erzählt mir täglich beim Morgenthee und während der Abendmahlzeit eine intereſſante Begebenheit und ich trage alle dieſe koſtbaren Materiale in ein beſonderes Buch ein. Ich werde nicht ermangeln, es Ihnen, ſowie auch meine die Landwirtſchaft betreffenden Arbeiten einzuhändigen, mit denen ich mich ſchon ſeit einem Jahre beſchäftige. Ich halte es für meine Pflicht, die Tante der Unveränderlichkeit Ihrer Gefühle für ſie zu verſichern. Sobald ich von Ihnen, Exzellenz, eine günſtige Antwort auf meine Bitte erhalte, werde ich die Ehre haben, mit Darbringung von getrockneten Himbeeren und Honig bei Ihnen zu erſcheinen, nebſt einigen Briefen, mit welchen mich die Nachbarn in ihren Angelegenheiten verſehen wollten, Sajesdſchalow ausgenommen, der vor dem Ende ſeines Prozeſſes geſtorben iſt.“

Epilog.

Vier Jahre waren vergangen, nachdem Alexander ſeine zweite Reiſe nach Petersburg unternommen hatte. Wir treffen wieder mit den Hauptperſonen dieſes Romans zuſammen.

Eines Morgens ging Peter Iwanowitſch in ſeinem Kabinett auf und ab. Das war ſchon nicht mehr der frühere heitere, ſtarke und ſchlanke Peter Iwanowitſch mit dem ſtets ruhigen Blicke, mit dem ſtolz erhobenen Haupte und der geraden Haltung. Die Jahre oder die Umſtände hatten ihn niedergebeugt. Seine Bewegungen waren nicht mehr ſo lebhaft; der Blick hatte nicht mehr die frühere Schärfe. In dem Backenbarte und auf den Schläfen ſchimmerten graue Haare. Man ſah, daß er das fünfzigjährige Jubiläum ſeines Lebens gefeiert hatte. Er ging ein wenig gebückt. Was einem bei dieſem gleichgültigen, ruhigen Menſchen, wie wir ihn bis jetzt gekannt haben, auffiel, das war der mehr als ſorgenvolle, ja beinahe traurige Ausdruck ſeiner Züge, obgleich ſich auch darin ſein Charakter zeigte. Es ſchien, als wenn er über etwas nachgrübelte, was er ſich nicht erklären konnte. Er machte ein paar Schritte und blieb plötzlich mitten im Zimmer ſtehen, oder ging haſtig ein paarmal auf und ab. Ein ungewohnter Gedanke ſchien ihn zu beſchäftigen. Neben dem Tiſche ſaß im Lehnſtuhl ein Mann von mittlerer Größe, mit einem Kreuz am Halſe, in einem feſtgeknöpften Frack, die Füße übereinander gelegt. Es fehlte nur noch der Spazierſtock mit dem goldenen Knopfe, jener klaſſiſche Spazierſtock, an welchem der Leſer in den Romanen und Erzählungen gewöhnlich auf den erſten Blick einen Arzt erkannte. Es iſt möglich, daß dieſer Stab dem Arzte unentbehrlich ſei, wenn er zu Fuß herumwandert, ſtundenlang bei den Kranken ſitzt, ſie tröſtet und zuweilen in ſeiner Perſon zwei, drei Rollen vereinigt: die eines Arztes, eines praktiſchen Philoſophen, eines Hausfreundes u. dergl. Alles das kann nur da geſchehen, wo man frei und unabhängig lebt, wo man ſelten krank iſt, wo die Aerzte ein Luxusartikel und keine Notwendigkeit ſind. Nein! Der Arzt von Peter Iwanowitſch war ein Petersburger

Arzt. Er wußte nicht, was das hieß, zu Fuß gehen, obgleich er auch ſeinen Kranken Motion verſchrieb. Er war Mitglied eines Rats, Sekretär eines Vereins, Profeſſor, der Arzt mehrerer Kronanſtalten, Armenarzt, der unausbleibliche Beſucher aller Konſultationen; er hatte eine große Praxis. Er behielt ſogar den Handſchuh auf der linken Hand und würde auch den rechten nicht ausziehen, wenn er nicht den Puls fühlen müßte; nie knöpfte er den Frack auf und ſetzte ſich nur ſelten. Der Doktor hatte ſchon mehreremal ungeduldig die Füße gewechſelt, bald den linken Fuß auf den rechten, bald den rechten auf den linken gelegt. Es war ſchon lange Zeit, daß er fahren mußte, und Peter Iwanowitſch hatte noch immer nichts geſagt. Endlich!

„Was iſt zu thun, Herr Doktor?“ fragte Peter Iwanowitſch, plötzlich vor ihm anhaltend.

„Sie müſſen nach Kiſſingen reiſen,“ erwiderte der Doktor. „Es gibt nur ein Mittel. Die Anfälle wiederholen ſich zu oft bei Ihnen ...“

„Ach, Sie ſprechen immer von mir!“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch. „Ich ſpreche von meiner Frau. Ich bin in den Fünfzigern, während ſie noch in ihrer Blütezeit iſt; ſie muß leben, und wenn ihre Geſundheit zu erlöſchen anfängt . . .“

„Wer wird denn ſchon gleich von Erlöſchen ſprechen?“ bemerkte der Doktor. „Ich habe Ihnen nur meine Befürchtungen für die Zukunft mitgeteilt, bis jetzt iſt noch nichts daran. Ich wollte nur ſagen, daß ihre Geſundheit, oder nein, nicht ihre Geſundheit, ihr Zuſtand nicht normal zu ſein ſcheint . . .“

„Iſt es nicht dasſelbe? Sie haben Ihre Bemerkung nur oberflächlich gemacht; ſeit der Zeit beobachte ich ſie aufmerkſam und entdeckte in ihr immer neue, traurige Veränderungen . . . ſeit drei Monaten kenne ich keine Ruhe. Wie habe ich das nicht früher geſehen? Unbegreiflich! Der Dienſt und meine Geſchäfte nehmen mir die Zeit, die Geſundheit, und jetzt ſogar meine Frau.“

Er fing wieder an, auf und ab zu gehen.

„Haben Sie meine Frau heute ausgefragt?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja, aber ſie fühlt nichts. Anfangs ſetzte ich eine phyſiologiſche Urſache voraus; ſie hatte keine Kinder . . . doch nein! Vielleicht iſt die Urſache eine rein pſychologiſche . . .“

„Von Stunde zu Stunde nicht leichter!“ bemerkte Peter Iwanowitſch.

„Vielleicht iſt auch nichts dahinter. Es gibt durchaus keine verdächtigen Symptome! Sie haben zu lange in dieſem moraſtigen Klima geſeſſen. Reiſen Sie nach dem Süden, erfriſchen Sie ſich, ſammeln Sie neue Eindrücke und Sie werden ſehen, wie das helfen wird. Verbringen Sie den Sommer in Kiſſingen, brauchen Sie eine Waſſerkur, den Herbſt in Italien, den Winter in Paris; ich verſichere Sie, daß keine Spur von Anhäufung des Schleims, von Reizbarkeit zurückbleiben wird!“

Peter Iwanowitſch hörte kaum, was er ſagte.

„Eine pſychologiſche Urſache!“ ſagte er halblaut und ſchüttelte den Kopf.

„Das heißt, ſehen Sie, warum ich das meine,“ ſagte der Doktor, „ein andrer könnte, ohne Sie zu kennen, hier irgend welche Sorgen im Verdacht haben . . . oder nicht Sorgen, ſondern unterdrückte Wünſche . . . vielleicht Not, Mangel . . . ich wollte Sie auf den Gedanken bringen . . .“

„Not, Wünſche!“ unterbrach ihn Peter Iwanowitſch. „Man kommt allen ihren Wünſchen zuvor; ich kenne ihren Geſchmack, ihre Gewohnheiten . . . Und Not . . . hm! Sie weiß nicht, was Not iſt, Herr Doktor! Sehen Sie doch unſer Haus, Sie wiſſen, wie wir leben!“

„Ein prächtiges Haus,“ ſagte der Doktor, „Sie leben herrlich ... ein ausgezeichneter Koch und was für Zigarren! Hat Ihr Freund, der in London lebt, aufgehört, Ihnen Xeres zuzuſchicken? In dieſem Jahre habe ich bei Ihnen keinen geſehen . . .“

„Wie grauſam iſt das Schickſal, Herr Doktor! Bin ich nicht vorſichtig genug mit ihm umgegangen?“ hob Peter Iwanowitſch mit einem ungewohnten Eifer an, . . . „jeden Schritt habe ich überlegt . . . Nein, irgendwo muß es einem doch ſchaden! Und wann? Bei allen Erfolgen, bei einer ſolchen Karriere . . . was ſagen Sie dazu?“

Er winkte mit der Hand und fing wieder an, auf und ab zu gehen.

„Warum beunruhigen Sie ſich?“ ſagte der Doktor. „Es iſt durchaus nichts Gefährliches. Ich wiederhole Ihnen, was ich das erſte Mal geſagt habe, daß ihr Organismus nicht gelitten hat; Zerſtörungsſymptome ſind nicht vorhanden. Nur könnte ſie ſich in ihren Jahren einer beſſeren Geſundheit erfreuen . . . das iſt alles!“

„Wahrlich, eine Kleinigkeit!“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Ihr Unwohlſein iſt ein negatives, kein poſitives,“ fuhr der Doktor fort. „Nicht ſie allein leidet daran. Betrachten Sie alle diejenigen, die nicht hier geboren ſind; wie ſehen ſie aus? Verlaſſen Sie dieſe Gegend. Wenn Sie aber nicht reiſen können, ſo ſorgen Sie für ihre Zerſtreuung, führen Sie ſie in Geſellſchaft; ihr Geiſt und ihr Körper muß mehr Bewegung haben; beides befindet ſich in einer unnatürlichen Betäubung. Natürlich kann das mit der Zeit auf die Lungen fallen oder . . .“

„Leben Sie wohl, Herr Doktor! ich gehe zu ihr,“ ſagte Peter Iwanowitſch und ging mit ſchnellen Schritten in das Kabinett ſeiner Frau. An der Thüre blieb er ſtehen, ſchob die Portiere auseinander und richtete einen unruhigen Blick auf ſeine Frau.

Was hatte der Doktor an ihr bemerken können? Jeder, der ſie zum erſtenmal ſah, hätte in ihr eine Frau gefunden, wie es ihrer viele in Petersburg gibt. Sie war bleich, das iſt wahr, ihr Blick matt, die Bluſe legte ſich in Falten um die Schultern und um die flache Bruſt; die Bewegungen waren langſam, nachläſſig . . . Doch ſind denn rote, glänzende Augen und feurige Bewegungen die Unterſcheidungsmerkmale unſrer Schönen? Und der Reiz der Formen . . . Weder Phidias, noch Praxiteles hätten hier eine Venus für ihren Schrotmeißel gefunden. Nein! Die nordiſchen Schönen haben keine plaſtiſche Schönheit aufzuweiſen. Sie ſind keine Statuen. Die antiken

Stellungen, in welchen ſich die Schönheit der griechiſchen Frauen verewigt hat, gelingen ihnen nicht; woraus ſollten ſie auch dieſelben bilden? ſie haben nicht jene tadellos regelmäßigen Körperformen . . . die Sinnlichkeit ergießt ſich nicht in feurigen Strahlen aus ihren Augen; auf den halbgeöffneten Lippen ſchwebt nicht jenes naiv-wolluſtige Lächeln, welches auf den Lippen eines ſüdlichen Weibes glüht. Nein, unſern Frauen iſt eine andre, höhere Schönheit gegeben worden. Dem Schrotmeißel entgeht der geiſtvolle Ausdruck ihrer Züge, der Kampf des Willens mit der Leidenſchaft, das Spiel der Gemütsbewegungen, die nicht ausgeſprochen werden, mit den zahlloſen, feinen Schattierungen der Liſt, der erheuchelten Einfalt, des Zornes und der Güte, der heimlichen Freuden und Leiden . . . aller dieſer vorüberſtreifenden Blitze, welche einer konzentriſchen Seele entſpringen . . . Wie es auch ſein möge, jeder, der Liſaweta Alexandrowna zum erſtenmal ſah, hätte in ihr keine Zerrüttung bemerkt. Nur derjenige, der ſie früher kannte, der ſich der Friſche ihres Geſichtes, des glänzenden Blickes erinnerte, unter welchem es zuweilen ſchwer war, die Farbe ihrer Augen zu unterſcheiden, ſie verſanken förmlich in den reichen, zitternden Lichtwellen; wer ſich ihrer üppigen Schultern und der ſchlanken Büſte erinnerte, der hätte ſie jetzt mit ſchmerzlichem Erſtaunen wiedergeſehen; das Herz würde ihm wehe thun, wie es vielleicht jetzt bei Peter Iwanowitſch der Fall war, obgleich er es nicht eingeſtehen wollte. Er trat leiſe in das Kabinett und ſetzte ſich neben ſeine Frau.

„Was thuſt du?“ fragte er.

„Ich blättere in dem Ausgabebuch,“ erwiderte ſie. „Stelle dir vor, Peter Iwanowitſch, im vorigen Monate ſind für den Tiſch allein 1500 Rubel aufgegangen; das geht doch nicht an!“

Ohne ein Wort zu ſprechen, nahm er ihr das Buch aus der Hand und legte es auf den Tiſch.

„Höre,“ ſagte er, „der Doktor ſagt, daß mein Zuſtand ſich hier verſchlimmern könnte, und ratet mir, ins Ausland zu reiſen. Was ſagſt du dazu?“

„Was ſoll ich ſagen? Hier iſt der Rat des Doktors wichtiger als der meinige. Man muß reiſen, wenn er es für gut findet.“

„Und du? Würdeſt du dieſe Reiſe machen wollen?“

„Meinetwegen.“

„Oder möchteſt du lieber hier bleiben?“

„Gut, ich werde bleiben.“

„Was denn von beiden?“ fragte Peter Iwanowitſch ungeduldig.

„Verfüge über mich, wie du willſt,“ verſetzte ſie mit einer wehmütigen Gleichgültigkeit. „Wenn du befiehlſt, werde ich reiſen, wenn nicht, ſo werde ich hier bleiben . . .“

„Hier bleiben iſt unmöglich,“ bemerkte Peter Iwanowitſch, „der Doktor ſagt, daß auch deine Geſundheit . . . infolge des Klimas . . . gelitten habe . . .“

„Wie kommt er darauf?“ ſagte Liſaweta Alexandrowna. „Ich bin geſund; ich fühle nichts.“

„Eine langwierige Reiſe würde dich vielleicht ermüden,“ ſprach

Peter Iwanowitſch. „Möchteſt du nicht in Moskau bei der Tante bleiben, ſolange ich im Auslande ſein werde?“

„Gut, ich werde nach Moskau fahren.“

„Oder ſollen wir nicht beide den Sommer in der Krim verbringen?“

„Gut, meinetwegen auch in der Krim . . .“

Peter Iwanowitſch konnte ſich nicht länger halten; er erhob ſich vom Diwan und fing an, wie kurz vordem in ſeinem Kabinett, im Zimmer auf und ab zu gehen; dann hielt er vor ihr an.

„Iſt dir alles einerlei?“ fragte er.

„Einerlei,“ erwiderte ſie.

„Warum denn?“

Sie ſagte nichts und nahm wieder das Ausgabeheft vom Tiſche.

„Wie du willſt, Peter Iwanowitſch,“ ſprach ſie, „wir müſſen unſre Ausgaben mäßigen; tauſendfünfhundert Rubel für den Tiſch allein . . .“

Er nahm ihr das Heft aus der Hand und warf es unter den Tiſch.

„Intereſſiert es dich dermaßen?“ fragte er. „Oder thut dir das Geld leid?“

„Wie ſoll es mich nicht intereſſieren? Ich bin ja deine Frau! Selbſt haſt du mich gelehrt . . . und jetzt wirfſt du mir vor, daß ich mich damit beſchäftige . . . Ich thue meine Pflicht!“

„Höre, Liſa!“ ſagte Peter Iwanowitſch nach einer Weile. „Du willſt deine Natur umarbeiten, deinen Willen bekämpfen . . . das iſt nicht gut. Ich habe dir nie Zwang angethan; du wirſt mich nicht davon überzeugen, daß dieſe Kleinigkeiten“ — er zeigte auf das Heft — „dich intereſſieren können. Warum willſt du dich dazu zwingen? Ich gebe dir vollkommene Freiheit . . .“

„Mein Gott! Was ſoll ich mit der Freiheit?“ ſagte Liſaweta Alexandrowna. „Wozu kann ſie mir dienen? Bis jetzt haſt du ſo klug, ſo vernünftig über uns beide verfügt, daß ich mich von meinem eignen Willen entwöhnt habe; ſetze es ebenſo fort; ich bedarf nicht der Freiheit.“

Beide ſchwiegen.

„Schon lange,“ hob Peter Iwanowitſch wieder an, „habe ich, Liſa, keine Bitte, keinen Wunſch, keine Laune von dir gehört . . .“

„Ich brauche nichts,“ bemerkte ſie.

„Haſt du nicht vielleicht irgend welche beſondere, heimliche Wünſche?“ fragte er teilnehmend, indem er ſie aufmerkſam anſah.

Sie zögerte, ob ſie ſprechen ſollte, oder nicht.

Peter Iwanowitſch bemerkte es.

„Sage es mir, um Gotteswillen!“ fuhr er fort. „Deine Wünſche werden auch die meinigen ſein, ich werde ſie wie ein Geſetz erfüllen.“

„Nun gut,“ erwiderte ſie. „Wenn du es für mich thun kannſt, ſo . . . ſtelle unſre Freitage ein . . . dieſe Diners ermüden mich . . .“

Peter Iwanowitſch wurde nachdenklich.

„Du lebſt ſchon ſo abgeſchloſſen,“ ſagte er. „Wenn meine Freunde aufhören werden, ſich an Freitagen zu verſammeln, ſo wirſt du wie in einer Wüſte ſein. Uebrigens, wie du willſt, dein Wunſch ſoll erfüllt werden. Was wirſt du dann anfangen?“

„Gib mir deine Rechnungen, Bücher ... ich werde mich beſchäftigen ...“ ſagte ſie und bückte ſich, um das Ausgabeheft aufzuheben.

Peter Iwanowitſch erblickte darin eine ſchlecht verhehlte Verſtellung.

„Liſa! ...“ ſagte er vorwurfsvoll.

Das Buch blieb unter dem Tiſche liegen.

„Und ich dachte, ob du nicht einige Bekanntſchaften erneuern möchteſt, die wir ganz aufgegeben haben? Zu dem Zweck wollte ich einen Ball geben, damit du dich zerſtreuſt ...“

„Ach nein, nein!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna erſchreckt, „um Gotteswillen, keinen Ball!“

„Warum erſchreckt es dich? In deinen Jahren hat ein Ball noch nicht ſeinen Reiz verloren; du kannſt noch tanzen ...“

„Nein, Peter Iwanowitſch, ich bitte dich, laß das ſein!“ ſprach ſie lebhaft. „An die Toilette denken, ſich ankleiden, die Menge empfangen, ausfahren ... Gott behüte!“

„Wie es ſcheint, möchteſt du dein lebenlang in einer Blouſe umhergehen?“

„Ja, wenn du es erlaubſt, ſo werde ich ſie nicht ablegen. Wozu ſoll man ſich putzen? Es koſtet viel Geld, viel Mühe und bringt doch keinen Nutzen.“

„Weißt du was?“ ſagte Peter Iwanowitſch plötzlich. „Man ſagt, daß Rubini für dieſen Winter engagiert ſei; wir werden die italieniſche Oper beſuchen; ich habe gebeten, eine Loge für uns in Bereitſchaft zu halten ... was meinſt du?“

Sie ſchwieg.

„Liſa?“

„Wozu?“ ſagte ſie ſchüchtern. „Ich glaube, daß auch das mich ermüden würde ...“

Peter Iwanowitſch ließ den Kopf ſinken, näherte ſich dem Kamin, lehnte ſich daran und ſah ... wie ſollte man es nennen? wehmütig, nein, nicht wehmütig, ſondern unruhig, ängſtlich ſeine Frau an.

„Liſa, warum dieſe ...“ hob er an und endigte nicht. Das Wort ‚Gleichgültigkeit‘ kam nicht über die Lippen. Er ſah ſie lange ſchweigend an. In ihren lebloſen, matten Augen, in ihren Zügen, welchen das Spiel der Gedanken und Gefühle fehlte, in ihrer nachläſſigen Stellung und langſamen Bewegung las er die Urſache jener Gleichgültigkeit, von der er nicht ſprechen wollte; die Antwort hatte er ſchon damals erraten, als der Doktor ihm ſeine Befürchtungen andeutete. Da ſah er ein, daß, indem er ſeine Frau von allen Abweichungen fern gehalten, die ihren ehelichen Intereſſen geſchadet hätten, er ihr doch keinen Erſatz für die vielleicht unprivilegierten Freuden geboten hatte, die ſie außerhalb der Ehe finden könnte, daß ihre häusliche Welt nichts andres als eine, dank ſeiner Methode, für die Verſuchung unzugängliche Feſtung war; doch dafür konnte man da auf jedem Schritte Barrikaden und Patrouillen antreffen, die jedem geſetzmäßigen Gefühlsausbruche den Weg verſperrten ... Die nach einer gewiſſen Methode geregelte Trockenheit ſeines Verhältniſſes zu ihr war ohne ſein Wiſſen und Wollen in eine kalte, feine Tyrannei ausgeartet, und was war der Gegenſtand dieſer Tyrannei? das Herz der Frau. Für dieſe Tyrannei bot er ihr Reichtum, Luxus, alle äußerlichen und ſeiner Denkungsart entſprechenden Bedingungen des Glückes, — ein ſchrecklicher Irrtum, um ſo ſchrecklicher, da er nicht infolge von Unkenntnis ihres Herzens, ſondern aus Nachläſſigkeit und Egoismus begangen wurde! Er hatte vergeſſen, daß ſie weder diente, noch Karten ſpielte, noch eine Fabrik beſaß; daß ein ausgezeichneter Tiſch und der beſte Wein faſt keinen Wert in den Augen ſeiner Frau haben, und dennoch zwang er ſie, ſolch ein Leben zu führen. Peter Iwanowitſch war gut; wenn auch nicht aus Liebe zu ſeiner Frau, ſo doch aus Gerechtigkeitsgefühl, würde er, Gott weiß was, alles darum gegeben haben, das Uebel wieder gut zu machen; doch, wie ſollte es geſchehen? Seitdem der Doktor ihm ſeine Befürchtungen in betreff der Geſundheit ſeiner Frau mitgeteilt hatte, brachte er faſt jede Nacht ſchlaflos zu, immer nur daran denkend, wie er ein Mittel finden könnte, um ihr Herz mit ihrer gegenwärtigen Lage auszuſöhnen und die erlöſchenden Kräfte wieder herzuſtellen. Auch jetzt, während er am Kamin ſtand, beſchäftigte ihn dieſer Gedanke. Es fiel ihm ein, daß der Keim einer gefährlichen Krankheit ſchon vielleicht in ihr ſteckte, daß ſie von dem farbloſen, inhaltloſen Leben getötet ſei ... Kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn. Er verwarf ein Mittel nach dem andern und fühlte, daß die Erfindung derſelben mehr Herz als Verſtand verlangte. Wo ſollte er es hernehmen? Eine innere Stimme ſagte ihm, daß, wenn er ihr zu Füßen fallen, ſie liebevoll in ſeine Arme ſchließen und ihr mit der Stimme der Leidenſchaft ſagen könnte, daß er nur ihretwegen gelebt habe, daß ſie das Ziel ſeiner Mühen, ſeines Fleißes, ſeiner Karriere geweſen ſei, daß nur der feurige, eifrige Wunſch, ihr Herz zu feſſeln, ihm ſeine methodiſche Handlungsnot eingeflößt habe ... Er ahnte, daß dieſe Worte die Wirkung des Galvanismus auf eine Leiche hervorgebracht hätten, daß ſie plötzlich in Geſundheit und Glück aufblühen würde, ohne daß es nötig geweſen wäre, ins Bad zu reiſen.

Doch zwiſchen Sagen und Beweiſen liegt ein großer Unterſchied! Und das zu beweiſen, muß man in der That Leidenſchaft fühlen. Peter Iwanowitſch unterſuchte ſeine Seele und fand darin keine Spur davon. Er fühlte nur, daß ſeine Frau ihm notwendig ſei, ebenſo wie alle andern Lebensbedürfniſſe, an deren Befriedigung er ſich gewöhnt hatte. Er wäre vielleicht nicht abgeneigt, ſich zu verſtellen und die Rolle eines Liebhabers zu ſpielen, ſo lächerlich es auch ſei, ſich der Sprache der Leidenſchaft zu bedienen; doch wäre es möglich, eine Frau zu täuſchen, wenn man keine Leidenſchaft fühlt? Wird der Heroismus und die Kunſt ſo weit gehen, um in dieſer Rolle jene Grenze zu erreichen, wo die Forderungen des Herzens aufhören? Wird der beleidigte Stolz ſie nicht vollſtändig töten, wenn ſie bemerkt, daß etwas, was ihr vor einigen Jahren ein Zaubertrank geweſen wäre, ihr jetzt wie eine Arznei dargeboten wird! Nein, er erwog und überlegte dieſen ſpäten Schritt und entſchloß ſich nicht dazu. Er wollte dasſelbe in einer andern Weiſe ausführen. Schon ſeit drei Monaten beſchäftigte ihn ein Gedanke, den er früher für Wahnſinn gehalten hätte; jetzt war es eine andre Sache! Er ſchob ihn bis zum äußerſten Fall auf; der äußerſte Fall war eingetroffen, und er entſchloß ſich, ſeinen Plan auszuführen.

„Wenn das nicht hilft,“ dachte er, „dann gibt es keine Rettung mehr!“

Peter Iwanowitſch näherte ſich mit entſchloſſenen Schritten ſeiner Frau und ergriff ihre Hand.

„Du weißt, Liſa,“ ſagte er, „was ich im Dienſt für eine Rolle ſpiele, ich werde für den geſcheiteſten Beamten des Miniſteriums gehalten. In dieſem Jahre kann ich Geheimrat werden. Glaube nicht, daß meine Karriere damit enden würde; ich kann noch weitergehen und würde es auch ...“

Sie ſah ihn erſtaunt an, ohne zu begreifen, wozu das führen ſollte.

„Ich habe nie an deinen Fähigkeiten gezweifelt,“ ſagte ſie. „Ich bin feſt davon überzeugt, daß du nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben wirſt, ſondern das Ende erreichen ...“

„Nein, das werde ich nicht, in dieſen Tagen reiche ich mein Abſchiedsgeſuch ein.“

„Abſchiedsgeſuch?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ja.“

„Warum?“

„Höre, du weißt, daß ich mich mit meinen Kompagnons berechnet habe, und daß die Fabrik mir allein gehört; ſie trägt mir ungefähr vierzig Tauſend reiner Einnahme ohne die geringſte Mühe ein. Sie arbeitet wie eine aufgezogene Maſchine.“

„Das weiß ich, und was folgt daraus?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Ich werde ſie nach einem Monat verkaufen.“

„Was fällt dir ein, Peter Iwanowitſch?“ fragte Liſaweta Alexandrowna mit wachſendem Erſtaunen, indem ſie ihn erſchreckt anſah. „Wozu ſoll das alles führen? Ich begreife es nicht ...“

„Kannſt du es wirklich nicht begreifen?“

„Nein!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna.

„Du kannſt es nicht begreifen, daß ich meine Karriere aufgeben und dich von hier wegbringen will, da ich ſehe, wie du dich langweilſt, wie deine Geſundheit ... infolge des Klimas ... leidet? daß ich den Reſt meiner Tage dir widmen will? ... Liſa? haſt du mich wirklich eines Opfers für unfähig gehalten?“ ſetzte er vorwurfsvoll hinzu.

„Alſo meinetwegen ſoll das alles geſchehen!“ ſagte Liſaweta, nachdem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war. „Nein, Peter Iwanowitſch!“ ſprach ſie lebhaft in der größten Unruhe. „Um Gotteswillen, nur ja kein Opfer! Ich werde es nicht annehmen, hörſt du? Auf keinen Fall! Meinetwegen ſollſt du aufhören zu arbeiten, dich auszuzeichnen! Gott behüte! Ich bin eines ſolchen Opfers nicht wert; verzeihe mir, ich war viel zu unbedeutend für dich, viel zu ſchwach und nichtsſagend, um deine großen Ziele und edlen Mühen zu verſtehen und zu ſchätzen ... Nicht ein ſolches Weib hatteſt du nötig ...“

„Wieder Großmut!“ ſagte Peter Iwanowitſch, die Achſeln zuckend. „Meine Abſichten ſind unabänderlich, Liſa!“

„O Gott! Was habe ich angerichtet? Wie ein Stein liege ich dir im Wege; ich bin dir hinderlich ... Wie ſeltſam iſt mein Schickſal?“ ſetzte ſie faſt in Verzweiflung hinzu. „Wenn der Menſch des Lebens müde iſt, wenn er nicht leben ſollte, wird der liebe Gott ſich nicht ſeiner erbarmen, wird er mich nicht zu ſich nehmen? dir hinderlich zu ſein ...“

„Warum glaubſt du, daß mir dieſes Opfer ſchwer wird? Ich will aufhören, dieſes hölzerne Leben zu führen, ich will mich erholen, mich beruhigen, wo ſollte ich ſonſt Ruhe finden, wenn nicht bei dir? Wollen wir nach Italien reiſen?“

„Peter Iwanowitſch!“ ſagte ſie faſt mit Thränen in den Augen. „Du biſt gut, edel ... ich weiß, daß du einer großmütigen Verzichtung fähig wäreſt ... Doch vielleicht iſt das Opfer unnütz, vielleicht iſt es ſchon ... zu ſpät, und du wirſt deine Geſchäfte vernachläſſigt haben ...“

„Schone mich, Liſa, ſpreche dieſen Gedanken wenigſtens nicht laut aus,“ verſetzte Peter Iwanowitſch, „ſonſt wirſt du ſehen, daß ich nicht aus Eiſen geſchaffen bin. Ich wiederhole dir, daß ich nicht damit allein leben möchte,“ er zeigte auf den Kopf, „in mir iſt noch nicht alles erſtarrt.“

Sie ſah ihn aufmerkſam und ungläubig an.

„Und iſt das ... aufrichtig?“ fragte ſie nach einer Weile. „Sehnſt du dich wirklich nach Ruhe, oder reiſeſt du nur meinetwegen?“

„Nein, auch meinetwegen.“

„Wenn es für mich geſchieht, ſo werde ich auf keinen Fall einwilligen ...“

„Nein, nein, ich fühle mich nicht wohl, ich bin müde ... ich will mich erholen ...“

Sie reichte ihm die Hand. Er küßte ſie eifrig.

„Wir reiſen alſo nach Italien?“ fragte er.

„Gut, wollen wir reiſen,“ verſetzte ſie tonlos.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen. „Was wird daraus werden?“ dachte er.

Lange ſaßen ſie und wußten nicht, was ſie ſich ſagen ſollten. Gott weiß, wer von ihnen das Schweigen unterbrochen hätte, wenn ſie noch länger allein geblieben wären. Doch in dem anſtoßenden Gemach ließen ſich eilige Schritte vernehmen. Alexander erſchien. Eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen. Wie hatte er zugenommen und wie roſig ſah er aus! Wie würdevoll trug er den gewölbten Leib, den Orden am Halſe und die Glatze auf dem Kopf! Seine Augen ſtrahlten vor Freude. Er küßte mit einer ausnehmenden

Herzlichkeit die Hand der Tante und drückte recht innig diejenige des Onkels.

„Von wo kommſt du?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Raten Sie!“ erwiderte Alexander bedeutungsvoll.

„Du ſiehſt ganz beſonders feierlich aus!“ ſagte Peter Iwanowitſch, ihn fragend anſehend.

„Ich könnte wetten, daß Sie nicht erraten werden!“ ſprach Alexander.

„Ich erinnere mich, wie du vor zehn oder zwölf Jahren in einem ähnlichen Zuſtande zu mir hereinſtürzteſt,“ bemerkte Peter Iwanowitſch. „Damals zerſchlugſt du noch etwas in meinem Zimmer ... Da erriet ich auf den erſten Blick, daß du verliebt warſt, während jetzt ... wäre es möglich, daß du wieder ... doch nein, es kann nicht ſein, du biſt viel zu klug, um ...“ Er warf einen Blick auf ſeine Frau und hielt plötzlich inne.

„Können Sie nicht erraten?“ fragte Alexander.

Der Onkel ſah ihn an und dachte nach.

„Heirateſt du vielleicht?“ ſagte er unentſchloſſen.

„Sie haben erraten!“ rief Alexander feierlich. „Gratulieren Sie mir.“

„Wirklich? Wen denn?“ fragten Onkel und Tante.

„Die Tochter von Alexander Stephanowitſch.“

„Iſt es möglich? Sie iſt ja eine reiche Braut!“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Und der Vater hat nichts dagegen?“

„Ich bin ſoeben da geweſen. Warum ſollte der Vater nicht einwilligen? Im Gegenteil, er hörte mit Thränen in den Augen meinen Antrag an, umarmte mich und ſagte, daß er jetzt ruhig ſterben könne, da er wiſſe, wem er das Glück ſeiner Tochter anvertraue ... Treten Sie nur in die Fußſtapfen Ihres Onkels, ſagte er ...“

„Das hat er geſagt? Siehſt du, auch hier geht es nicht ohne Onkel ab!“

„Und was ſagte die Tochter dazu?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Sie ... that, was alle jungen Mädchen gewöhnlich thun,“ verſetzte Alexander. „Sie ſagte nichts, errötete nur, und als ich ihre Hand nahm, ſo ſchien es, als wenn ihre Finger in meiner Hand Klavier ſpielten ... ſie zitterten.“

„Sie ſagte nichts!“ bemerkte Liſaweta Alexandrowna, „haben Sie ſich wirklich nicht die Mühe gegeben, ihre Gefühle vor dem Antrage auszutauſchen? Iſt es Ihnen einerlei? Warum heiraten Sie denn?“

„Warum? Man kann ſich doch nicht immer ſo herumtreiben! Man wird der Einſamkeit überdrüſſig; die Zeit iſt gekommen, ma tante, wo man ſich anſiedeln, ein Haus gründen, ſeine Pflicht thun muß ... Die Braut iſt außerdem hübſch, reich ... Der Onkel wird es Ihnen übrigens ſagen, warum man heiratet; er verſteht es ſo ausführlich auseinanderzuſetzen ...“

Peter Iwanowitſch gab ihm verſtohlen durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er ſich nicht auf ihn berufen und ſchweigen ſollte; doch Alexander bemerkte es nicht.

„Vielleicht gefallen Sie ihr nicht?“ ſprach Liſaweta Alexandrowna, „vielleicht kann ſie Sie gar nicht lieben, was werden Sie dazu ſagen?“

„Onkel! Helfen Sie mir doch! Sie verſtehen es ſo gut auseinanderzuſetzen ... Uebrigens, ich kann Ihre Worte anführen,“ fuhr er fort, ohne zu bemerken, wie der Onkel ſich auf dem Stuhl hin und her drehte und bedeutungsvoll hüſtelte, um das Geſpräch zu unterbrechen, „wenn man aus Liebe heiratet,“ ſprach Alexander, „ſo vergeht nachher die Liebe und man lebt nur aus Gewohnheit zuſammen; heiratet man ohne Liebe, ſo kommt man zu demſelben Reſultat; man gewöhnt ſich an ſeine Frau. Liebe und Heirat ſind Dinge, die nicht immer zuſammentreffen, und es iſt beſſer, wenn ſie nicht zuſammentreffen ... Nicht wahr, Onkel? So lehrten Sie ...“

Er warf einen Blick auf Peter Iwanowitſch und hielt plötzlich inne, da er ſah, wie der Onkel ihm mit beiden Händen winkte und ihm zornige Blicke zuwarf. Mit offenem Munde ſah er verwundert bald die Tante, bald den Onkel an und ſchwieg. Liſaweta Alexandrowna ſchüttelte nachdenklich den Kopf.

„Du heirateſt alſo?“ ſagte Peter Iwanowitſch. „Jetzt iſt es Zeit, Gott ſegne euch! Und du wollteſt ſchon mit dreiundzwanzig Jahren heiraten.“

„Die Jugend, Onkel, die Jugend!“

„Ja, ja, die Jugend.“

Alexander wurde nachdenklich und lächelte dann.

„Warum lächelſt du?“ fragte Peter Iwanowitſch.

„Es fiel mir etwas ein, eine Tücke des Schickſals ...“

„Welche?“

„Als ich liebte ...“ verſetzte Alexander nachdenklich, „konnte ich nicht heiraten ...“

„Und jetzt, da du heirateſt, kannſt du nicht lieben,“ ergänzte der Onkel, und beide lachten.

„Daraus folgt, Onkel, daß Sie recht haben, wenn Sie die Gewohnheit für die Hauptſache halten ...“

Peter Iwanowitſch warf ihm wieder einen wütenden Blick zu und winkte mit der Hand. Alexander ſchwieg und wußte nicht, was er davon denken ſollte.

„Du heirateſt mit fünfunddreißig Jahren,“ ſprach Peter Iwanowitſch, „das iſt in der Ordnung. Erinnerſt du dich noch, wie du hier wie ein Wahnſinniger tobteſt, wie du ſchrieſt, daß dich ungleiche Ehen empören, daß man die Braut wie ein mit Blumen und Diamanten geſchmücktes Opfer fortzieht, um ſie in die Arme eines bejahrten, größtenteils häßlichen, kahlköpfigen Mannes zu ſtoßen ... Nun, zeige mir 'mal deinen Kopf, jetzt haſt du ſelbſt eine Glatze und heirateſt doch!“

„Die Jugend, die Jugend, Onkel! Ich verſtand nicht das Thatſächliche dabei,“ ſprach Alexander, ſich das Haar glättend.

„Das Thatſächliche!“ fuhr Peter Iwanowitſch fort. „Erinnerſt du dich, wie du in dieſe ... verliebt warſt, wie hieß ſie doch? Nataſcha ... nicht wahr? Wütende Eiferſucht, himmliſche Seligkeit ... Wo iſt das alles hingeraten?“

„Genug, Onkel, genug!“ ſprach Alexander errötend.

„Die koloſſale Leidenſchaft, die Thränen . . “

„Onkel!“

„Ah! jetzt wirſt du dich nicht mehr aufrichtigen Herzensergießungen hingeben, nicht mehr gelbe Blumen pflücken! Die Einſamkeit langweilt dich . . .“

„O, wenn Sie ſo ſind, Onkel, ſo werde ich beweiſen, daß nicht ich allein geliebt, getobt und geweint habe, daß nicht ich allein eiferſüchtig geweſen bin . . . warten Sie nur, ich habe ein ſchriftliches Dokument . . .“

Er holte die Brieftaſche hervor und brachte, nachdem er ziemlich lange geſucht hatte, ein altes, vergilbtes und zerfetztes Blatt Papier zum Vorſchein.

„Hier iſt der Beweis, ma tante,“ ſagte er, „daß der Onkel nicht immer ein ſo vernünftiger, mokanter und poſitiver Menſch geweſen iſt. Auch er hat aufrichtige Herzensergießungen gekannt und dieſelben nicht auf Stempelpapier wiedergegeben. Seit vier Jahren trage ich dieſen Fetzen bei mir und habe ſtets eine Gelegenheit geſucht, den Onkel zu überführen. Beinahe hätte ich es vergeſſen; doch Sie haben mich ſelbſt daran erinnert.“

„Welch ein Unſinn! Ich begreife nichts,“ ſagte Peter Iwanowitſch.

„Betrachten Sie dieſes genauer.“

Alexander näherte das Papier den Augen des Onkels. Das Geſicht von Peter Iwanowitſch färbte ſich plötzlich dunkel.

„Gib es mir ab, gib es mir ab, Alexander!“ rief er haſtig und wollte das Blatt ergreifen. Doch Alexander zog eilig die Hand zurück. Liſaweta Alexandrowna betrachtete neugierig die beiden.

„Nein, Onkel, ich werde es Ihnen nur in dem Fall abgeben,“ ſprach Alexander, „wenn Sie hier in Gegenwart der Tante das Geſtändnis ablegen, daß Sie einſt geliebt haben wie ich, wie alle . . . Wenn Sie ſich weigern, ſo wird dieſes Dokument Ihren Händen nicht übergeben.“

„Barbar!“ ſchrie Peter Iwanowitſch. „Was thuſt du mit mir?“

„Wollen Sie es nicht?“

„Ja, ja, ich habe geliebt, gib es nur her!“

„Nein, noch nicht; daß Sie getobt haben, daß Sie eiferſüchtig geweſen ſind?“

„Ja, ich habe getobt, ich bin eiferſüchtig geweſen . . .“ ſprach Peter Iwanowitſch, die Stirn runzelnd.

„Sie haben geweint?“

„Nein, ich habe nicht geweint.“

„Das iſt nicht wahr! Man hat es mir auf dem Lande erzählt; geſtehen Sie es nur ein“

„Es geht mir nicht über die Lippen, Alexander; es iſt möglich, daß ich jetzt weinen werde.“

„Ma tante! nehmen Sie das Dokument.“

„Zeigen Sie doch, was iſt es?“ fragte ſie, die Hand danach ausſtreckend.

„Ich habe geweint, ich habe geweint; gib es ab!“ rief Peter Iwanowitſch in Verzweiflung.

„Am See?“

„Ja, am See.“

„Und Sie haben gelbe Blumen gepflückt?“

„Ja, ja, hol' dich der Henker! Gib es her.“

„Nein, es iſt noch nicht alles, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie meine Dummheiten der Vergeſſenheit übergeben und nicht mehr daran denken werden.“

„Mein Ehrenwort.“

Alexander reichte ihm das Papier. Peter Iwanowitſch ergriff es, zündete ein Streichhölzchen an und verbrannte das Papier.

„Sagt mir doch wenigſtens, was es war?“ fragte Liſaweta Alexandrowna.

„Nein, meine Liebe, auch beim jüngſten Gericht werde ich es nicht ſagen,“ entgegnete Peter Iwanowitſch. „Habe ich es wirklich geſchrieben? Es kann nicht ſein ...“

„Ja, Onkel!“ unterbrach ihn Alexander. „Ich kann ſogar ſagen, was da geſchrieben ſtand; ich weiß es auswendig: „mein Engel, meine vergötterte ...“

„Alexander! Ich ſchwöre dir ewige Feindſchaft!“ ſchrie Peter Iwanowitſch zornig

„Wie eines Verbrechens ſchämen ſie ſich ihrer erſten, zarten Liebe!“ ſagte Liſaweta Alexandrowna.

Sie zuckte die Achſeln und wandte ſich von ihnen weg.

„In dieſer Liebe liegt ſo viel ... Dummheit,“ ſagte Peter Iwanowitſch weich, einſchmeichelnd. „Zwiſchen uns iſt von aufrichtigen Herzensergießungen, Blumen und Spaziergängen beim Mondſchein nie die Rede geweſen ... und dennoch liebſt du mich ... nicht wahr?“

„Ja, ich habe mich ſehr an dich gewöhnt,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna zerſtreut.

Peter Iwanowitſch glättete ſich nachdenklich den Backenbart.

„Nun, Onkel?“ fragte Alexander leiſe. „Iſt es Ihnen ſo recht?“

Peter Iwanowitſch winkte ihm mit den Augen zu, als wollte er damit ſagen: ſchweige.

„Daß Peter Iwanowitſch ſo denkt und handelt, iſt unverzeihlich,“ ſagte Liſaweta Alexandrowna. „Er iſt ſchon lange ſo geweſen und ich glaube nicht, daß ihn jemand anders geſehen hätte; doch von Ihnen, Alexander, habe ich ſolch eine Veränderung nicht erwartet ...“

Sie ſeufzte.

„Wem galt dieſer Seufzer, ma tante?“ fragte er.

„Dem frühern Alexander!“ antwortete ſie.

„Würden Sie es wirklich wünſchen, daß ich derſelbe geblieben wäre, wie vor zehn Jahren?“ verſetzte Alexander. „Der Onkel hat recht, dieſe einfältige Schwärmerei ...“

Die Züge von Peter Iwanowitſch nahmen einen zornigen Ausdruck an. Alexander ſchwieg.

„Nein, nicht derſelbe, der Sie vor zehn Jahren waren, ſondern wie Sie es vor vier Jahren geweſen ſind," erwiderte Liſaweta Alexandrowna. „Erinnern Sie ſich, was Sie mir für einen Brief geſchrieben haben? Wie ſchön waren Sie darin?"

„Ich ſchwärmte damals," ſagte Alexander.

„Nein, Sie ſchwärmten nicht. Sie hatten ſich eine klare Vorſtellung von dem Leben gemacht; Sie waren ſchön, edel, klug ... warum ſind Sie nicht ſo geblieben? Warum waren es nur leere Worte? Wie die Sonne hinter den Wolken hervorbricht, ſo brach dieſes Schöne nur für einen Augenblick hervor ..."

„Sie wollen damit ſagen, ma tante; daß ich jetzt weder ... klug ... noch edel ... ſei ..."

„Gott behüte! Nein! doch jetzt ſind Sie in einer andern Weiſe klug und edel, nicht ſo, wie ich es wünſchen möchte ..."

„Was iſt zu thun, ma tante," ſagte Alexander mit einem lauten Seufzer. „Wir leben in einem ſolchen Zeitalter! Ich ſchreite zugleich mit dem Zeitalter vorwärts; man kann doch nicht zurückbleiben! Ich werde mich auf den Onkel berufen, ſeine Worte anführen ..."

„Alexander!" ſagte Peter Iwanowitſch zornig. „Komm auf einen Augenblick zu mir in das Kabinett; ich habe dir etwas zu ſagen."

Sie gingen in das Kabinett.

„Was fällt dir heute ein, immer meine Worte anzuführen?" ſagte Peter Iwanowitſch. „Siehſt du denn nicht, in welchem Zuſtande ſich meine Frau befindet?"

„Wie ſo?" fragte Alexander erſchreckt.

„Du bemerkſt nichts! Ich verlaſſe den Dienſt, meine Geſchäfte, alles, und reiſe mit ihr nach Italien."

„Iſt es möglich, Onkel!" rief Alexander erſtaunt. „Sie müſſen doch in dieſem Jahre Geheimrat werden."

„Ja, ſiehſt du, aber mit der Geheimrätin ſteht es ſchlecht ..." Er ging ein paarmal nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Nein," ſagte er, „meine Karriere iſt zu Ende; die Pflicht iſt gethan; das Schickſal läßt mich nicht weiter gehen! Möge es geſchehen!" Er machte ein Zeichen mit der Hand.

„Wollen wir jetzt von dir ſprechen," ſagte er, „wie es ſcheint, folgſt du meinem Beiſpiel ..."

„Es wäre angenehm, Onkel!" ſetzte Alexander hinzu.

„Ja!" fuhr Peter Iwanowitſch fort. „Du biſt mit fünfunddreißig Jahren Kollegienrat, beziehſt ein gutes Gehalt von der Krone, verdienſt durch verſchiedene Arbeiten viel Geld und heirateſt eine Reiche ... ja, die Adujew thun ihre Pflicht! du biſt ganz mein Ebenbild; es fehlen nur noch die Kreuzſchmerzen ..."

„Es ſticht ſchon zuweilen ...," ſagte Alexander, mit der Hand den Rücken berührend.

„Alles das iſt ſehr ſchön, Alexander, natürlich mit Ausnahme der Kreuzſchmerzen," fuhr Peter Iwanowitſch fort. „Ich geſtehe, daß ich nicht erwartet habe, aus dir etwas Geſcheites werden zu ſehen, als du hierher kamſt. Du hatteſt verſchiedene, das Jenſeits betreffende Fragen im Kopf, ſchwebteſt in den Wolken ... doch jetzt iſt, Gott ſei Dank, alles vorüber! Ich möchte dir raten: folge in allem meinem Beiſpiele, nur . . .“

„Nur was, Onkel?“

„Ich wollte dir einige Ratſchläge in betreff deiner zukünftigen Frau erteilen . . .“

„Was denn? Sie machen mich neugierig.“

„Doch nein!“ fuhr Peter Iwanowitſch nach einer Weile fort. „Ich fürchte, nur noch mehr Unheil anzurichten. Thue, wie du es ſelbſt für gut findeſt, vielleicht kommſt du ſelbſt darauf . . . Wollen wir von deiner Heirat ſprechen. Man ſagt, daß deine Braut eine Mitgift von zweimalhunderttauſend erhält, iſt das wahr?“

„Der Vater gibt zweihundert, und hundert ſind von der Mutter nachgeblieben.“

„Alſo dreihundert!“ rief Peter Iwanowitſch erſchreckt.

„Außerdem ſagte er heute, daß er uns alle ſeine fünfhundert Seelen zur Verfügung ſtellen wolle, unter der Bedingung, daß wir ihm achttauſend jährlich auszahlen; wir werden alle zuſammenleben . . .“

Peter Iwanowitſch ſprang mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit vom Lehnſtuhle auf.

„Warte, warte!“ ſagte er. „Du haſt mich betäubt, habe ich dich auch recht verſtanden? Wiederhole wie viel?“

„Fünfhundert Seelen und dreimalhunderttauſend an Geld . . .“ wiederholte Alexander.

„Iſt das . . . dein Ernſt?“

„Ja, Onkel.“

„Und iſt das Gut nicht verſetzt?“ fragte Peter Iwanowitſch leiſe, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Nein.“

Der Onkel hatte die Arme gekreuzt und ſah den Neffen einige Augenblicke ehrerbietig an.

„Karriere und Fortuna!“ ſprach er vor ſich hin, in die Bewunderung des Neffen verſunken. „Und welch eine Fortuna! So plötzlich! alles, alles! Alexander!“ ſetzte er ſtolz und feierlich hinzu. „Du biſt mein Blut, du biſt ein Adujew! So ſei es jetzt, umarme mich!“

Und ſie umarmten ſich.

„Das iſt zum erſtenmal, Onkel!“ ſagte Alexander.

„Und zum letzten!“ erwiderte Peter Iwanowitſch. „Das iſt ein ungewöhnlicher Fall. Nun bedarfſt du auch jetzt nicht des verachteten Metalls? So bitte mich wenigſtens einmal darum.“

„Ach, ja, Onkel, ich bedarf ſeiner wohl, eine Menge Ausgaben ſtehen mir bevor. Wenn Sie mir vielleicht zehn oder fünfzehntauſend geben können . . .“

„Endlich, zum erſtenmal!“ rief Peter Iwanowitſch.

„Und zum letzten, Onkel, das iſt ein ungewöhnlicher Fall!“ ſagte Alexander.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

121. 122 **Vergil.** Ueberſ. u. eingel. v. Dr. H. Dütſchke. Bd. I.: Eklogen. Georgika. Bd. II. Aeneis.

Die „Georgika" kann e. didaktiſches Muſterwerk genannt werden, denn Fachkenntnis, Geſchmack u. Grazie vereinigen ſich in dieſem ewig jungen Gedicht „vom Landbau". — Wenn die „Aeneis" auch an den Homer, ſein Vorbild, nicht heranreicht, ſo iſt das allgem. bekannte Heldengedicht doch reich an erhab. u. rührend. Epiſod.

IV. Engliſche Litteratur.

32. 33 **Bulwer, Ed. L.,** Eugen Aram. Mit einer Einl. v. L. Proeſcholdt. 2 Bde.

Ein höchſt trag. Stoff wird hier in wahrhaft dramat. Weiſe behandelt; die phyſiolog. Charakterzeichnung rief ſeiner Zeit eine hitzige litterariſche Fehde hervor.

152 **Burns' Rob.,** Werke. I. Lieder und Balladen. Ueberſ. v. A. Baiſch.

Man merkt der Uebertragung an, daß ſich der Ueberſ. mit Liebe u. Freude in die Burnsſche Poeſie vertieft hat. Die Nachdichtungen ſind faſt durchweg meiſterhaft.

156 **Carlyles, Thomas,** Werke I Goethe. Schiller. Graf Caglioſtro Das Diamantenhalsband. Ueberſ. v A. Kretzſchmer, mit einer Einl. von J. Scherr.

Wahrhaftigkeit u. Mut ſind die beid. Hauptvorzüge des großen Schotten; die in dieſem Bande zuſammengeſtellten prächtigen Eſſays geben eine annähernde Vorſtellung v. der Eigenart und Kraft dieſes Kernmenſchen.

157—159 **Dickens', Ch.,** Werke. I.—III. Dav. Copperfield. Ueberſ v. H. Lobedan, mit einer Einl. v. L. Proeſcholdt.

Dickens prächt. Humor, ſeine Begabung für das Pathetiſche und ſeine ihm ſonſt öfters beſtrittene Kraft in d. konſequent. Charakterzeichnung tritt nirgends heller ans Licht, als in D. Copperfield.

153—155 **Fielding, H.,** Tom Jones 3 Bde. Mit einer Einl. von J. Schmidt

Nur lächerl. Prüderie kann an den kräftig gezeichn. Charakt. u. lebend. Schilderungen Anſtoß nehmen; jede geſunde Natur wird ſich durch das Meiſterwerk d. engl. Romandicht. erfriſcht fühlen.

163 **Goldſmith,** I. Der Landprediger von Wakefield. Mit einer Einleit. v Prof. Dr. J. Schmidt.

Goldſmith iſt kaum von einem and. Erzähler übertroffen im Talente d. anſpruchsloſen, natürl. und ungezwungenen Erzählung und der Kunſt, idylliſche Stimmungsbilder hervorzubringen.

151 **Milton, John,** I. Das verlorene Paradies. Mit e Einl. v. Ludw. Proeſcholdt

Miltons großartige Dichtung, welche Klopſtock zu ſeinem Meſſias begeiſtert hat, wird auch in unſren Tagen ſeine Kraft bewähren.

164. 165 **Oſſians** Gedichte. Ueberſetzt von Ed. Brinckmeyer.

Für Menſchen v. Gemüt u. feinem Gefühl für das Schöne werden die Dichtungen Oſſians eine unverſiegb. Quelle reinſt. Genuſſes ſein u. bleiben.

166. 167 **Scotts, Walter,** Werke. I. u II. Waverley. Ueberſ und mit einer Einl. von L. Proeſcholdt.

Waverley war d. erſte in jen. glänzenden Reihe v. Romanen, welche durch den neuen, originellen Ton, durch Stoff u. Behandl., bahnbrechend für die Entwickelung der Romandicht. geword. ſind.

168 **Swift,** Ein Märchen von der Tonne.

Nicht feingeſpitzte Pfeile der Satire verſendet Swift, ſond. ernſtgemeinte kräftige Keulenſchläge werden in dem „Märchen" ausgeteilt, denen man die Verbiſſenheit des Verfaſſers, aber doch auch ſein Streben nach ſittlicher Beſſerung der kirchlichen und ſozialen Zuſtände wohl anmerkt.

160—162 **Thackeray, W.,** Eitelkeitsmarkt. Ueberſ. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v. Dr. Joh. Prölß.

Dieſes Werk des geiſtvollſten u. originellſten Satirikers des 19. Jahrh. ſpiegelt deſſen litterar. Phyſiognomie in ſo unmittelbarer Schärfe und draſtiſcher Friſche wieder wie kein andres.

V. Franzöſiſche Litteratur.

215 **Balzac, Honoré de,** Oberſt Chabert. Ueberſ. von Fabian Philipp. Mit einer Einl. von Ferd. Lotheißen.

Ein Hauptvorzug der Balzacſchen Romane iſt die pſychologiſche Wahrheit, die ſich beſonders in der Zeichnung der Frauen-Charaktere bekundet. Er iſt ein Peſſimiſt durch und durch und reizt häufig zum Widerſpruche.

207. 208 **Hugo, V.,** Notre Dame v. Paris.

Wohl der vollendetſte Roman Hugos, welcher ſicher dazu beitragen wird, die Zahl der Verehrer d. greiſ. Altmeiſters der Franzoſen zu vermehren.

214. 216 **La Bruyère,** Die Charaktere. Ueberſ. und mit e. Einl. v. R. Hamel.

Ein überraſchender Reichtum an anregenden Gedanken tritt uns aus dieſen Eſſays, welche im glänzendſten Stile geſchrieben ſind, entgegen.

8 **Le Sage,** Der hinkende Teufel. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.

Die Quinteſſenz des „Diable boiteux" liegt in dem Verſprechen des Asmodeus: „Um euch eine vollkommene Kenntnis des menſchlichen Lebens zu geben, will ich euch das Treiben aller dieſer Menſchen erklären. Ich werde euch die Motive ihrer Handlungen und ſelbſt ihre geheimſten Gedanken enthüllen."

213 **Merimée, Proſp.,** Colomba, Carmen. Ueberſ. u. mit e. Einl. von O. Mylius.

In vorzüglicher Ueberſetzung werden hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite um ſo mehr intereſſieren wird, als aus ihr der Stoff zu e. beliebten Oper d. Jetztzeit entnommen iſt.

201—203 **Rouſſeau, J. J.,** Bekenntniſſe. Mit e. Einl. von Prof. Dr. St. Born.

Selten hat die Litteratur ein ſo eigenartiges Werk hervorgebracht, wie dieſe Bekenntniſſe eines Genies, welches in ihnen die Verirrungen, Kämpfe und Abenteuer ſeiner Jugend für alle Zeiten und Völker niedergelegt hat.

211. 212 — — Die neue Heloiſe.

Ein in poetiſcher Sprache geſchriebener Roman, welcher dem Autor einen ſeiner glänzendſten Erfolge verſchaffte. Das reine Naturleben wird darin den abſtoßenden Verhältniſſen des verfeinerten Lebens gegenübergeſtellt.

209 **Sand, George,** Indiana. Ueb. v. H. Meiſter, mit e. Einl. v. St. Born.

Dieſe Jugendarbeit gehört in ihrer packenden Durchführung, durch die Kraft d. Charaktere u. das ſpannende Fortſchreiten der Handl. zu dem Beſten, was die geniale Frau geſchrieben hat.

210 **Saintine, X. B.,** Picciola. Ueberſ. u. mit e. Einl. von Otfrid Mylius.

Jeder Leſer dieſes Buches wird das Aufſehen verſtehen, welches dasſelbe bei ſeinem Erſcheinen machte, und ſich unwiderſtehlich v. dem tiefen Gemüt des Veraſſers angezogen fühlen.

204 **Saint-Pierre, B. de,** Paul u Virginie. Mit e. Einl. u. in neuer Ueberſ. v. K. Saar.

Jeder Band iſt einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Poſt 1 M. 25.

Von „Paul u. Virginie“ ſchreibt Humboldt: „Viele Jahre iſt es v. mir geleſen worden... Meine Begleiter u. ich wurden von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der die mächtige Tropennatur dargeſtellt iſt.“

206 **Sévigné, Mad. de,** Ausgew. Briefe. Ueberſ. u. eingel. v. F. Lotheißen.

Die Briefe der Mad. de Sévigné zeichnen ſich durch lebhaften Geiſt u. wahres Gefühl aus u. bieten die lebendigſten Schilderungen der franz. Hofverhältniſſe im 17. Jahrhundert.

205 **Tillier, Claude,** Mein Onkel Benjamin. Ueberſ. u. eingel. v. K. Saar.

E. Roman, welcher durch ſ. Eigenart in der ganz. Litteratur dieſ. Jahrh. kaum ſeinesgleichen hat u. zu d. Werken gehören wird, welche bleiben.

VI. Italieniſche Litteratur.

23 **Mancini,** Lydia. Ueberſ. v. H. Lobedan, mit e. Einl. v. F. Lewald.

258 — — Vom Fenſter aus. Ueberſ. von H. Lobedan.

In beid. Romanen der geiſtreichen Italienerin ſind die Heldinnen Frauen, aber echte u. rechte Frauen, die etwas gelernt haben u. gute Gattinnen und Mütter geworden ſind.

253. 254 **Manzoni, Aleſſ.,** Die Verlobten. Ueberſ u. mit einer Einl v. W. Kaden.

Einer d. vorzüglichſten hiſtor.-nation. Romane d. Weltlitteratur, der das ital. Leben im 17. Jahrh. mit Meiſterſchaft ſchildert, mit einer Wahrheit, einem Farbenreichtum, der das Geſchriebene als Wirklichkeit erſcheinen läßt.

251. 252 **Petrarcas** Gedichte. I Sonette und Kanzonen auf das Leben der Donna Laura. II Sonette und Kanzonen auf den Tod der Donna Laura.

L. Geiger ſagt in ſeiner Einleitung u. And.: „Die Verehrung mag ſchwinden oder ſich vermindern, die Liebe aber bleibt.“ Die Wahrheit dieſ. Wortes wird jed. Leſ. an ſich erfahren.

256 **Taſſo,** Das befreite Jeruſalem. Ueberſ v. J. D. Gries, eingel. v S. Samoſch.

Jeder Freund einer edlen, poetiſchen Diktion u. klangvollen muſikaliſchen Verſifikation wird ſich an dieſem unvergänglichen Werke erquicken.

VII. Spaniſche Litteratur.

30 **Alarcon, P. A. de,** Manuel Venegas

Naturgetreue Schilderung d. Verhältniſſe, eine ſeltene Herrſchaft über die Sprache, ſowie eine körnige Einfachheit machen dieſen Roman zu einem der bedeutendſten der ſpan. Litteratur.

257 **Eine Blütenleſe** aus ſpan. Dichtern.

Der Herausgeb. gibt hier eine ſorgfältig ausgewählte Anthologie, welcher eine v. eingehendem Studium zeugende Einleitung: „Geiſt und Entwicklung der ſpan. Poeſie“ vorausgeſchickt iſt.

255 **Camoens, Luis de,** Die Luſiaden. Ueberſ. von J. J. C. Donner. Mit einer Einl. von C. v. Leixner

Fr. Schlegel ſagt über dieſ. Nationalepos d. Spanier u. A.: „—ſo weht ein berauſch. Duft durch dieſ. unter d. indiſchen Himmel erſonnene Gedicht, es iſt der ſüdlichſte Glanz darüber verbreitet“.

259—262 **Cervantes-Saavedra, M. de,** D. ſinnr. Junk. Don Quijote de la Mancha. Ueberſ. u. eingel. v. L. Braunfels

Das Reſultat einer faſt 20jähr. intenſiv. Beſchäftigung mit Cervantes liegt hier vor. Die Ueberſetzung iſt geradezu einzig u. vollendet; die Einführ. i. d. Geiſt d. Romans grundlegend f. alle Zeit; d. Erläuter. nach jed. Richt. erſchöpfend.

3 **Cervantes,** Moraliſche Novellen. Ueberſ v. A. v. Keller u. Fr. Notter. Mit einer Einl. von O. v Leixner.

Nicht ohne Selbſtgefühl ſagt Cervantes einmal, daß er der erſte geweſen, der in kaſtiliniſcher Sprache Novellen geſchrieben, auch ſeien ſie weder nachgeahmt noch geſtohlen. Plaſtiſche Charakteriſtik, geſunder Realismus u. zahlr. kulturgeſchichtl. Züge ſichern d. Novellen e. Platz in der Weltlitteratur.

VIII. Verſchied. Litteraturen.

28. **Anderſen, H. C.,** Der Improviſator. Ueberſ. u. eingel. v. Edm. Lobedanz

Chamiſſo ſchreibt über dieſen Roman: „— Gar erfreulich wohlthuend iſt das reine, unſchuldige, keuſche, fromme Buch ... Alles iſt friſch, lebendig und Liebe wert ...“

14 **Björnſon,** D. Brautmarſch u. a. Erzähl. Ueberſ. u. eingel. von Edm. Lobedanz

Björnſon hat die norwegiſche Dichtung in die Weltlitteratur eingeführt, er kann daher doppelten Anſpruch auf Teilnahme bei uns geltend machen. Die vorliegenden Erzählungen exemplifizieren die Eigenart und Kraft des Dichters.

59 **Bret Harte,** Im Walde v. Carquinez.

Der prächtige eigenartige Humor im Kontraſt mit dem hier u. da auftretend. Pathos, die Meiſterſchaft in landſchaftl. Schilderung u. Charakterzeichng., wodurch ſich die meiſten Dichtungen B. Hartes auszeichnen, vereinigen ſich auch in ob. Erzählung zu einem vollendeten Geſamtbilde.

16. 17 **Cooper,** Der Bravo. Ueberſ. v. H. Lobedan, m. e. Einl von L. Proeſcholdt.

Ein Hauptreiz dieſes Romans beruht in der glückl. Miſchung v. Wahrh. u. Dichtung: d. Bild des venetian. Lebens, welches C. entrollt, hat durch treue Wahrung des Lokalkolorits den Schein hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit erhalten.

6 **Gogol, Nikol.,** Ruſſiſche Novellen. Mit e. Einl von Fr. Bodenſtedt.

42 — — Altväteriſche Leute u. a. Erzähl.

Dieſe in beid. Bänd. enthalt. Novellen Gogols ſind v. geradezu frappierender Originalität u. geben ein vollſtändiges Bild des Dichters.

19 **Irving, Waſhington,** Die Alhambra. Mit e. Einl. von L. Proeſcholdt.

Das „neue Skizzenbuch“ vereint alle Vorzüge der Irvingſchen Schilderung u. Schreibweiſe: Vollendeter Stil, Feinheit und Eleganz der Sprache, Einheit und künſtleriſche Abrundung.

29 **Poe, Ed. A.,** Seltſame Geſchichten. Ueberſ. und eingel v. Alfr. Mürenberg

„Seltſame Geſchichten“ in der That, ſo grotesk u. phantaſtiſch, aber ſo ſpannend u. eigenartig, daß man das Buch nicht eher beiſeite legt, als bis man an der Schlußſeite angelangt iſt.

34 **Tegnér, Eſajas,** Die Fritjofsſage. Ueberſ. u. eingel. von Edm. Lobedanz.

„Schöpfungen, wie dieſe, dauern, ohne zu welken, durch alle Zeiten. Ein Geſchlecht nach dem andern nimmt ſie an als Erbgut, u. die ſpäteſte Nachwelt werden ſie gleich uns bezaubern.“

50 **Turgenjew, Iwan,** Väter u. Söhne. Ueberſ. von Cl. von Glümer, mit einer Einl. von Rob. Boxberger.

Ein Roman v. eminent kultur-hiſtor. Bedeutung, ſchon dadurch merkwürdig, daß in ihm zum erſten Male das Wort „Nihilismus“ auftaucht. Der innere Gegenſatz, welcher das „junge Rußland“ v. d. „Vätern“ trennt, wird durch die Repräſentant. beid. Richtung. meiſterhaft beleuchtet.

Jeder Band iſt einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Poſt 1 M. 25.

Inhalt der IV. Serie.

61 **Vor hundert Jahren.** Eliſens v. d. Recke Reiſen durch Deutſchland 1781–86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Herausg. von Lic. Dr. Gottw. Caro und Dr. Moriz Geyer.

Ein neues Memoirenwerk, das die ſpärliche deutſche Memoirenlitteratur in bedeutender Weiſe bereichert. Die Schilderung bietet ein frappantes Bild der Zuſtände unſres Vaterlandes vor 100 Jahren.

62 **Aquarelle.** Von K. v. Schwartzkoppen. Mit e. Einl. v. Baron v. Roberts.

Das Talent der Verfaſſerin, geſellſchaftliche Zuſtände zu ſchildern, anziehende Herzensgeſchichten darzuſtellen, offenbart ſich auch in dieſer Novellenſammlung, welche die künſtleriſche Eigenart der Frau von Schwartzkoppen nach allen Seiten hin ſpiegelt.

63 **Kalabriſche Novellen** von Nicola Miſaſi. Ueberſ. u. eingel. v. Woldemar Kaden.

Südliche Leidenſchaft pulſiert in dieſen vortrefflichen Erzählungen des bekannten italieniſchen Novelliſten, der mit außerordentlichem Geſchicke neben anderen Motiven die Blutrache verwertet.

64 **Rauch.** Von J. Turgenjew.

Bekanntes Meiſterwerk des erſten ruſſiſchen Romanſchriftſtellers.

65 **Schroot, A.,** Der Dampf im Dienſte der Menſchheit.

In allgemein verſtändlicher Form gehaltene und anziehende Darſtellung der Verwendung eines der wichtigſten Faktoren im induſtriellen und Verkehrs-Leben der Gegenwart.

66 **Unter der harten Hand.** Hiſtoriſches Zeitgemälde von E. Diethoff.

Verfaſſ. ſchildert in dieſem hiſtor. Zeitgemälde mit kräftigen Farben die Zerſtörung Heidelbergs und die Verwüſtung der Pfalz in patriotiſch ſchwungvoller Darſtellung.

67 **Friedrich der Große.** Ein Lebensbild in ſeinen Briefen. Von E. Schröder.

D. bekannte Herausgeb. der Werke Friedrich des Großen ſtellt hier mit feinem Geſchmacke und hiſtor. Scharfblicke diejenigen Schriftſtücke des großen Königs zuſammen, welche in ihrer Geſamtheit eine Geſchichte ſeines Lebens bieten.

68 **Novellen.** Von L. Tieck. Mit e. Einl.

Dieſer Band weiſt die beſten novelliſtiſchen Erzeugniſſe des gefeierten Schildträgers der Romantiker auf.

69 **Bilderbuch ohne Bilder** u. And. Von H. C. Anderſen. Ueberſ. von Poeſtion.

In tadelloſer Ueberſetzung werden hier im Anſchluſſe an den früher in der Collection gebrachten Roman „Der Improviſator" eine Reihe kleiner Werke des berühmten Märchenerzählers geboten, die den nordiſchen Dichter auf ſeinem ureigenſten Gebiete zeigen.

70 **Das Nibelungenlied.** Ueberſetzung nach der Handſchrift A. Nebſt einer hiſtor.-äſthetiſchen Einl. von Werner Hahn.

Muſtergültige Ueberſetzung des deutſchen Ilias mit einer umfaſſenden Einleitung von wiſſenſchaftlichem Werte, welche die das Nibelungenlied betreffenden Fragen von neuem Geſichtspunkte aus behandelt.

71 **Humboldts** Briefe an eine Freundin. Bd. II. Mit einer Einl. v. L. Geiger.

72 **Eine alltägliche Geſchichte.** Roman in 2 Teil. v. Iwan Gontſcharow. Ueberſ. aus dem Ruſſiſchen v. Helene v. Exe.

Obiger Roman iſt eines von den wenigen, aber vollendeten Kunſtwerken G's., in denen das geiſtige und ſoziale Leben des ruſſ. Volkes wie in einem Brennſpiegel vereinigt dem Leſer vor die Seele tritt.

73 **Die neueſten geogr. Forſchungen.** Herausgegeben von Fr. v. Hellwald.

Treue und anſchauliche Schilderung der großen Entdeckungsfahrten, welche während des letzten Jahrzehntes unternommen wurden, mit entſprechendem kritiſchen Beiwerke zur Erkenntnis ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung.

74 **Zwei Eleven Worths.** Eine Novelle in 11 Kapiteln v. Ernſt Pasqué. Mit einer Einl. von J. Kürſchner.

Amüſante und originelle Erzählung des beliebten Romanſchriftſtellers, die den Vorzug hat, auch einer beſtimmten lobenswerten Tendenz zum Ausdruck zu verhelfen.

75 **Das alte Bild.** Von Aug Becker.

Eine einfache, aber von warmem Herzblute durchſtrömte Erzählung des vielgeleſenen und beliebten Romanciers.

76 **Ein Märtyrer der Liebe. -- Die Baronin Amalti.** Von E. Daudet. Ueberſ. v. Asmus und König. Mit einer Einl. von Steph. Born.

Zwei im höchſten Maße anziehende und ſpannende Novellen, in denen ernſte ſeeliſche Konflikte mit echt franzöſiſchem Eſprit gelöſt werden.

77 **Hiſtorien von Dr. Joh. Fauſten** ꝛc. Herausgegeben v. H. Düntzer.

Wiedergabe des berühmten alten Volksbuches, auf welche Quelle der breite Strom der Fauſtlitteratur zurückzuführen iſt.

78 **Muſikantengeſchichten.** V. H. Ehrlich.

Der in weiten Kreiſen bekannte Muſikäſthetiker bietet hier ſeinen Freunden eine Reihe graziöſer und lebenswahr gezeichneter Novelletten.

79. 80 **Joachim Nettelbeck, Bürger von Kolberg.** Eine Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt aufgezeichnet. Mit einer Einl. von K. Koberſtein

Die an ſpannenden Epiſoden ſo reiche, von opferfreudigſter Vaterlandsliebe durchdrungene Selbſtbiographie eines Mannes, der, wie wenige, die Bürgerkrone verdient, hat den vollſten Anſpruch darauf, in jedem deutſchen Hauſe vorhanden zu ſein.

* * *

Jeder Band iſt einzeln käuflich.

Gebunden 1 **Mark** = 1 **Frc.** 35 **Cts.** = 60 kr. ö. **W.** **Franko per Poſt** 1 **M.** 25.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gončarov, Ivan Aleksandrovič

Eine alltägliche Geschichte Roman

Berlin [u.a.] [1885]

P.o.rel. 3065 d

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11679046-3